This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

93. a. 12

Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Fünfter Band.

Johann van Eyck.

Zweiter Theil.

Wohlfeile Ausgabe.

Leipzig: F. A. Brockhaus.
Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1834.

Johann van Eyck

und

seine Nachfolger.

Zweiter Theil.

Beides, ihre Kunst und ihr Leben war bei ihnen in ein Werk eines Gusses zusammengeschmolzen, und in dieser innigen, stärkenden Vereinigung ging ihr Daseyn einen desto festeren, sicherern Gang durch die flüchtige umgebende Welt hindurch.

W. H. Wackenroder.

Albrecht Dürer.

Ein günſtiges Geſchick bewahrte uns recht anziehende Notizen über die Eltern und die Jugend des großen edlen Meiſters, von ſeiner eignen Hand niedergeſchrieben, und ich freue mich um ſo mehr, mit ſeinen eignen Worten dieſe ſeinem Andenken gewidmeten Blätter beginnen zu können, da er ſelbſt in ihrer rührenden treuherzigen Einfalt gleichſam wie lebend vor uns ſteht, fromm und gut, einfach, Gott ergeben und arbeitſam, wie er es war und blieb, bis an ſein Ende.

„Ich Albrecht Dürer, der jüngere, hab zuſammengetragen aus meines Vaters Schriften, von wannen er geweſen ſey, wie er herkommen und blieben, und geendet ſeliglich, Gott ſey ihme und uns gnädig, Amen.“

Anno 1524.

„Albrecht Dürer, der ältere, ist aus seinem Geschlecht geboren im Königreich zu Hungarn, nicht fern von einem Städtlein, genannt Jula, acht Meilen Wegs weit unter Wardein, aus einem Dörflein, zunächst dabei gelegen, mit Namen Eytas, und sein Geschlecht hat sich genähret der Ochsen und Pferde, aber meines Vaters Vater ist genannt gewest Antoni Dürer, ist Knabenweis in das obgedachte Städtlein kommen zu einem Goldschmidt, und hat das Handwerk bei ihm gelernet. Darnach hat er sich verheirathet mit einer Jungfrauen mit Namen Elisabeth, mit der hat er eine Tochter, Catharina, und drei Söhne geboren, den ersten Sohn, Albrecht Dürer, der ist mein lieber Vater gewest, der ist auch ein Goldschmidt worden, ein künstlicher reiner Mann. Darnach ist Albrecht Dürer, mein lieber Vater, in Teutschland kommen, lang in Niederland gewest, bei den großen Künstlern, und auf die letzt her gen Nürnberg kommen, als man gezehlet hat nach Christi Geburt 1455 Jahr, an S. Loyen Tag, und auf denselben Tag hatte Philipp Birkheimer Hochzeit auf der Vesten, und war ein

großer Tanz unter der großen Linden; darnach hat mein lieber Vater, Albrecht Dürer, dem alten Jeronymus Heller, der mein Ahnherr gewesen ist, gedient eine lange Zeit, bis daß man nach Christi Geburt gezehlet hat 1467 Jahr, da hat ihm mein Ahnherr seine Tochter geben, eine hübsche gerade Jungfrau, Barbara, 15 Jahr alt, und hat mit ihr Hochzeit gehabt acht Tage vor Viti. Auch ist zu wissen, daß meine Ahnfrau, meiner Mutter Mutter, ist des Oellingers Tochter von Weissenburg gewest, hat geheissen Kunigund, und mein lieber Vater hat mit seinem Gemahl, meiner lieben Mutter, diese nachfolgende Kinder gezeugt, das setz ich, wie er das in sein Buch geschrieben hat, von Wort zu Wort."

Hiernächst folgen die vom alten Dürer aufgezeichneten Familien-Nachrichten, Geburtstage, Namen und Pathen zweier Kinder, dann fährt er weiter fort den Geburts-Tag unsers Albrecht Dürer anzuzeigen.

„Item nach Christi Geburt 1471 Jahr in der sechsten Stunde, an S. Prudentien-Tag, an einem Freitag in der Creuzwochen, gebahr mir meine Hausfrau meinen andern Sohn, zu

dem war Gevatter Antoni Koburger, und nannt ihn Albrecht nach mir.

Nun folgen wiederum Namen, Pathen und Geburts-Tag von noch funfzehn Geschwistern, auf die nämliche Weise von dem Vater Albrecht Dürers treulich niedergeschrieben, ein langes Namen-Register, nach dessen Beendigung Albrecht Dürer, der Sohn, wieder die Feder ergreift.

„Nun sind diese meine Geschwisterigt, meines lieben Vaters Kinder, alle gestorben, etliche in der Jugend, die andern, so sie erwachsen, allein leben wir drei Brüder noch, so lang Gott will, nämlich ich Albrecht und mein Bruder Andreas, desgleichen mein Bruder Hanns des Namens, meines Vaters Kinder.

„Item dieser Albrecht Dürer, der ältere, hat sein Leben mit großer Müh, und schwerer, harter Arbeit zugebracht, und von nichten anders Nahrung gehabt, denn was er vor sich, sein Weib und Kind mit seiner Hand gewonnen hat, darum hat er gar wenig gehabt. Er hat auch mancherlei Betrübung, Anfechtung und Widerwärtigkeit gehabt. Er hat auch von männiglich, die ihn gekannt haben, ein gut Lob gehabt, denn er hielt

ein erbar Christlich Leben, war ein gedultig Mann und sanftmüthig, gegen jedermann friedsam, und er war fast dankbar gegen Gott. Er hat sich auch nicht viel weltlicher Freud' gebraucht, er war auch weniger Wort, hat nicht viel Gesellschaft, und ward ein Gottesfürchtiger Mann.

„Dieser mein lieber Vater hat großen Fleiß auf seine Kinder, die auf die Ehr Gottes zu ziehen, denn sein höchst Begehren war, daß er seine Kinder mit Zucht wohl aufbrächt, damit sie vor Gott und den Menschen angenehm würden, darum war sein täglich Sprach zu uns, daß wir Gott lieb solten haben und treulich gegen unserm Nächsten handeln, und sonderlich hatte mein Vater an mir ein Gefallen, da er sahe, daß ich fleißig in der Uebung zu lernen war. Darum ließ mich mein Vater in die Schule gehen, und da ich schreiben und lesen gelernt, nahm er mich wieder aus der Schul, und lernet mich das Goldschmid-Werk, und da ich nun säuberlich arbeiten konnt, trug mich mein Lust mehr zu der Malerei denn zu dem Goldschmid-Werk. Das hielt ich meinem Vater für, aber er war nicht wohl zufrieden, denn ihm reuet die verlorne Zeit, die er mit Gold-

schmid-Lehr hatte zugebracht, doch lies er mirs nach, und da man zählet nach Christi Geburt 1486 an S. Andreas-Tag versprach mich mein Vater in die Lehr-Jahr zu Michael Wolgemut, drei Jahr lang ihm zu dienen. In der Zeit verliehe mir Gott Fleiß, daß ich wohl lernete, aber viel von seinen Knechten leiden muste. Und da ich ausgedient hat, schickt mich mein Vater hinweg, und blieb vier Jahre aussen, bis daß mich mein Vater wieder fordert. Und als ich im 1490 Jahr hinweg zog nach Ostern, darnach kam ich wieder als man zählt 1494 nach Pfingsten. Und als ich anheims kommen war, handelt Hans Frey mit meinem Vater, und gab mir seine Tochter, mit namen Jungfrau Agnes, und gab mir zu ihr 200 Gulden, und hielt die Hochzeit, die war am Montag, vor Margarethe im 1494 Jahr. Darnach begab sich aus Zufall, daß mein Vater krank ward an der Ruhr, also, daß ihm die niemand stellen möcht. Und da er den Tod vor seinen Augen sahe, gab er sich willig drein, mit großer Geduld, und befahl mir meine Mutter und befahl uns göttlich zu leben."

In diesem treuherzig-einfachen Ton fährt

Albrecht Dürer noch eine Weile in seinen Familien-Nachrichten fort, berichtet nähere Umstände von dem seligen Hinscheiden seines frommen Vaters, erwähnt einiger Todesfälle in seiner Verwandtschaft, und erzählt zuletzt, wie er seine alte arme Mutter zwei Jahre nach dem Tode seines Vaters zu sich ins Haus genommen, und sie treulich gepflegt habe, besonders in ihrer letzten langwierigen Krankheit, da sie ein ganzes Jahr das Bette hüten mußte, bis auch sie sanft und selig entschlief.

Albrecht Dürer hatte, da er in seinem sechzehnten Jahre die Werkstatt seines Vaters mit der Meisters Michael Wolgemuts vertauschte, sich schon große Geschicklichkeit erworben in den damals unter den Goldschmieden üblichen künstlichen Arbeiten, wie wir sie noch jetzt an denen mit getriebnen Figuren gezierten Bechern und anderem köstlichen Silbergeräthe der Vorzeit in Kunstkabinetten bewundern. Er hatte, zur großen Freude seines Vaters, und zur Bewunderung aller Verwandten und Bekannten, schon die sieben Fälle des Leidens Christi in getriebner Silberarbeit sehr schön und künstlich ausgeführt, so daß es dem Vater aller-

dings leid seyn mußte, den hoffnungsvollen Sohn von der so wohl betretnen Bahn abgehen zu sehen, und gewiß gehörte sehr dringendes Bitten seines Lieblings dazu, um seine Einstimmung zu diesem bedenklichen Schritt zu erhalten. Doch ergab er sich endlich, und trat mit seinem alten Freunde, dem berühmten Meister Martin Schön zu Kolmar, dem er am liebsten seinen Sohn anvertrauen mochte, deshalb in schriftliche Unterhandlungen; doch dieser starb vor Vollendung derselben, und so entschloß der alte Dürer sich, seinen Albrecht dem damals berühmtesten Maler in Nürnberg, Michael Wolgemut, zu übergeben, wahrscheinlich um so lieber, da er ihn auf diese Weise unter seinen Augen behielt.

Auf der Wanderschaft, die Albrecht Dürer nach vollendeten Lehrjahren antrat, besuchte er die berühmtesten, damals lebenden Maler, nicht nur in Deutschland, sondern auch in den Niederlanden, lernte von ihnen mit dem Fleiß, der bis ans Ende seiner Tage ihn auszeichnete, und studirte mit besonderer Vorliebe die Werke Martin Schöns und Israels von Mecheln.

Nach vier Jahren kehrte er heim, ausgebildet

an Leib und Geist, fromm, rein und gut, wie er vom väterlichen Hause ausgegangen war. Seine Probezeichnung, die er nach der Heimkehr in Nürnberg mit der Feder zeichnete, um nach damaligem Gebrauch unter die Meister aufgenommen zu werden, erhielt wegen ihrer seltnen und vollendeten Ausführung von allen Kunstverständigen großes Lob, und erregte allgemeine Bewunderung, besonders in Hinsicht auf die den Hintergrund bildende Landschaft. Diese Zeichnung stellte einen Orpheus dar, dem, freilich prosaisch genug, von den wüthenden Bachantinnen mit Knitteln übel mitgespielt wird. Leider ist die Wahl dieses Motifs als eine sehr unglückliche Vorbedeutung auf seine bald darauf geschlossene Ehe mit Agnes Frey anzusehen, deren Vater, Hans Frey, sich durch eben diese Zeichnung bewogen fühlte, ihm seine Tochter zuzuführen, da er sie bei einem jungen Künstler, der so zu beginnen wußte, für wohl versorgt achtete. Das bösartige, geizige, zanksüchtige Wesen dieser Frau vergällte Albrecht Dürers ganzes Leben und führte zuletzt das frühe Ende seiner Tage herbei.

Wenn wir den Zeitraum von ein und vierzig

Jahren, vom ersten Tage an, da Albrecht Dürer der Kunst sich widmete, bis an seinen Tod, mit der Menge der uns von ihm erhaltenen Kunstwerke vergleichen, und dabei bedenken, wie Vieles noch im Lauf von dreihundert Jahren für uns verloren gehen mußte, so wird der Fleiß des edlen Meisters nicht minder unsre Bewunderung erregen, als die Kunstwerke selbst, deren seltene Vortrefflichkeit den hohen Genius beurkunden, der, vom Glück besser begünstigt, und ohne die traurige Beschränkung der Umgebungen, in denen er leben mußte, wahrscheinlich neben Raphael und Johann van Eyck zu den höchsten Höhen der Kunst sich erhoben hätte.

Schon in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, kaum hundert Jahre nach Albrecht Dürers Tod, war es sehr schwer, alle noch vorhandnen Blätter zusammen zu bringen, die er in Holz geschnitten, in Kupfer gestochen, einige sogar in Eisen geätzt, oder in Zinn mit der Nadel gerissen hatte, denn er versuchte sich gern und ohne zu ermüden in Allem, wodurch er seine Kunst zu vervollkommnen hoffte. Seiner damals noch vorhandnen Holzschnitte zählt Sandrart drei-

hundert und zwölfe, ohne Kaiſer Maximilians große Ehrenpforte und die vier Triumphzüge zum Theurdank; von Kupferſtichen gibt er einhundert und ſechſe als ihm bekannt an. Und wie viele Handzeichnungen bereichern nicht noch die Mappen der Kunſtfreunde, wie viele Kruzifixe, Heiligen-Bilder und ähnliche Werke von Albrecht Dürer aus Holz und Elfenbein meiſterhaft gebildet, werden nicht noch, gleich Heiligthümern, in und auſſer Deutſchland in reichen Sammlungen aufbewahrt! Seine, zum Theil großen, figurenreichen Gemälde ſind noch der Stolz vieler Gallerien und Privat-Sammlungen, bei uns wie im Auslande; gewiß fand eine nicht minder große Anzahl derſelben im Laufe der Zeiten ihren Untergang, und wahrſcheinlich liegt auch noch manches unerkannt, in Staub und Dunkel verborgen.

Auſſer der Uebung ſeiner Kunſt beſchäftigte er ſich auch mit der Feder, und erwarb ſich als Schriftſteller ebenfalls Achtung und Ehre; ſo daß ſeine Werke in franzöſiſchen, lateiniſchen und italiäniſchen Ueberſetzungen auch im Auslande gar bald bekannt wurden. Er ſchrieb mehrere Werke über Geometrie, Perſpective, Proportion des menſch-

lichen Körpers, sogar über einen seiner Kunst ganz fremden Gegenstand, über Fortifikation; welche Schrift 1527 unter dem Titel: „Etliche Underricht, zu Befestigung der Stätt, Schloß und Flecken," im Druck erschien, nebst einer Zueignung an den römischen König Ferdinand. Seine vier Bücher von der Bild- und Maler-Kunst wurden von Paulo Galluci aus dem Lateinischen ins Italiänische übersetzt, und um ein fünftes Buch vermehrt. Diese Uebersetzung ward im Jahr 1594 zu Venedig in Folio-Format gedruckt.

Wie hoch Albrecht Dürers Kunstwerke auch in Italien geschätzt wurden, wo damals mit ihm gleichzeitig Michael Angelo und Raphael Alles überstrahlten, beweiset des, gewiß gegen die Deutschen nicht unpartheiischen Vasari eignes Bekenntniß, daß der berühmte Kupferstecher Marc Antonio sechs und dreißig von Albrecht Dürer in Holz geschnittne kleine Passionsstücke sogar mit dessen bekannten Namenszeichen nachahmte, und sie als dessen Arbeit verkaufte. Albrecht Dürer verklagte ihn deshalb, und brachte es dahin, daß er auf Befehl der Signoria wenigstens das Zeichen in den Holzstöcken weglöschen mußte.

Albrecht Dürer war im Umgange mit Freunden und Bekannten einer der liebenswürdigsten Menschen; noch jetzt gewinnt in seinem Bilde sein edles, frommes, von langen, lichten, sanft gekräuselten Haaren umflossnes Antlitz alle Herzen, und zeigt von der Milde und Reinheit des Geistes, der einst diese Züge belebte. Er war der Stolz seiner Vaterstadt, die ihn zum Beweise ihrer Achtung zum Mitglied des großen Raths erwählte. Alle seine Mitbürger vom größten zum kleinsten liebten ihn, die geistreichsten Männer seiner Zeit suchten seine Bekanntschaft, seine Nähe, und Kaiser und Könige zeichneten ihn ehrenvoll aus. Der König von England und viele Fürsten und Große belohnten freigebig den Fleiß, den er auf ihre Bildnisse verwendet hatte, vor Allem aber hielt Kaiser Maximilian ihn in hohen Ehren, ernannte ihn mit einem Jahrgelde von einhundert Gulden zu seinem Hofmaler, und belohnte überdem auch reichlich jede seiner Arbeiten in diesem seinem Dienst, in welchem nach Maximilians Ableben auch Kaiser Karl der Fünfte ihn bestätigte.

Als Albrecht Dürer einst in Kaiser Maximilians Gegenwart auf einer Mauer etwas hinzeichnen

wollte, wankte die Leiter, auf welcher der Meiſter ſtand, und der Kaiſer hieß einem ſeiner naheſtehenden Edelleute die Leiter zu halten. Dieſer aber zog ſich etwas zurück, und winkte einem in der Entfernung ſtehenden Diener, an ſeiner Stelle dieſen Dienſt zu verrichten, den er unter ſeiner Würde hielt. Der Kaiſer ward dies gewahr, und ſtellte ſogleich den Edelmann deshalb zur Rede, und als dieſer einige auf ſeinen Rang Bezug habende Gründe vorbrachte, erzürnte ſich der Kaiſer noch mehr, — „Albert iſt wohl mehr als ein Edelmann wegen Fürtrefflichkeit ſeiner Kunſt," — ſprach er, — „denn ich wohl aus einem Bauern einen Edelmann, aber nicht gleich von einem Edelmann einen Künſtler machen kann." — Auch gab er von Stunde an dem Albrecht Dürer ein adeliches Wappen, drei ſilberne Schilde im blauen Felde, für ſich und ſeine Zunft.

Mehr aber als alle Ehrenbezeugungen, die ihm entgegen kamen, tröſtete Albrecht Dürer die treue Anhänglichkeit ihm herzlich ergebner Freunde, bei ſeinem, wirklich ſehr ſchweren häuslichen Ungemach, an der Seite der unerträglichen Frau, mit der er in kinderloſer Ehe leben mußte. Mehrere

durch Herz und Geist sich auszeichnende Männer schlossen im traulichsten Verein sich ihm an, und suchten jede Noth und Sorge ihm wenigstens zu erleichtern. Unter diesen befand sich Doctor Johann Aegidius Ayrer, ein warmer Freund der Kunst, dem Albrecht Dürer seine Freundlichkeit und manche ihm erzeigte Gefälligkeit dadurch belohnte, daß er ihm bei Anlegung und Ordnung seiner bedeutenden Sammlungen kräftig beistand. Doch der eigentliche, bis an seinen Tod ihm ergebne Freund seines Herzens war der geistreiche und gelehrte Nürnberger Rathsherr Bilibald Pirkheimer. Dieser besaß sein ganzes Vertrauen, und half ihm auch aus mancher beklemmenden Noth; denn unerachtet aller seiner Arbeit war dennoch im Hause des durchaus uneigennützigen Meisters nie Ueberfluß, wohl aber zuweilen Sorge und Mangel zu finden. Im vertrauten Umgange mit diesem seinem Freunde, war es auch wohl, daß Albrecht Dürer auf Luthers damals hervortretende Erscheinung zuerst aufmerksam wurde. Beide lasen alle damals von diesem erscheinende Schriften, welche ganz Deutschland in Bewegung setzten, theilten einander ihre Bemerkungen mit, und gelangten mit einander

dings leid seyn mußte, den hoffnungsvollen Sohn von der so wohl betretnen Bahn abgehen zu sehen, und gewiß gehörte sehr dringendes Bitten seines Lieblings dazu, um seine Einstimmung zu diesem bedenklichen Schritt zu erhalten. Doch ergab er sich endlich, und trat mit seinem alten Freunde, dem berühmten Meister Martin Schön zu Kolmar, dem er am liebsten seinen Sohn anvertrauen mochte, deshalb in schriftliche Unterhandlungen; doch dieser starb vor Vollendung derselben, und so entschloß der alte Dürer sich, seinen Albrecht dem damals berühmtesten Maler in Nürnberg, Michael Wolgemut, zu übergeben, wahrscheinlich um so lieber, da er ihn auf diese Weise unter seinen Augen behielt.

Auf der Wanderschaft, die Albrecht Dürer nach vollendeten Lehrjahren antrat, besuchte er die berühmtesten, damals lebenden Maler, nicht nur in Deutschland, sondern auch in den Niederlanden, lernte von ihnen mit dem Fleiß, der bis ans Ende seiner Tage ihn auszeichnete, und studirte mit besonderer Vorliebe die Werke Martin Schöns und Israels von Mecheln.

Nach vier Jahren kehrte er heim, ausgebildet

an Leib und Geist, fromm, rein und gut, wie er vom väterlichen Hause ausgegangen war. Seine Probezeichnung, die er nach der Heimkehr in Nürnberg mit der Feder zeichnete, um nach damaligem Gebrauch unter die Meister aufgenommen zu werden, erhielt wegen ihrer seltnen und vollendeten Ausführung von allen Kunstverständigen großes Lob, und erregte allgemeine Bewunderung, besonders in Hinsicht auf die den Hintergrund bildende Landschaft. Diese Zeichnung stellte einen Orpheus dar, dem, freilich prosaisch genug, von den wüthenden Bachantinnen mit Knitteln übel mitgespielt wird. Leider ist die Wahl dieses Motifs als eine sehr unglückliche Vorbedeutung auf seine bald darauf geschlossene Ehe mit Agnes Frey anzusehen, deren Vater, Hans Frey, sich durch eben diese Zeichnung bewogen fühlte, ihm seine Tochter zuzuführen, da er sie bei einem jungen Künstler, der so zu beginnen wußte, für wohl versorgt achtete. Das bösartige, gelzige, zanksüchtige Wesen dieser Frau vergällte Albrecht Dürers ganzes Leben und führte zuletzt das frühe Ende seiner Tage herbei.

Wenn wir den Zeitraum von ein und vierzig

Jahren, vom ersten Tage an, da Albrecht Dürer der Kunst sich widmete, bis an seinen Tod, mit der Menge der uns von ihm erhaltenen Kunstwerke vergleichen, und dabei bedenken, wie Vieles noch im Lauf von dreihundert Jahren für uns verloren gehen mußte, so wird der Fleiß des edlen Meisters nicht minder unsre Bewunderung erregen, als die Kunstwerke selbst, deren seltene Vortrefflichkeit den hohen Genius beurkunden, der, vom Glück besser begünstigt, und ohne die traurige Beschränkung der Umgebungen, in denen er leben mußte, wahrscheinlich neben Raphael und Johann von Eyck zu den höchsten Höhen der Kunst sich erhoben hätte.

Schon in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, kaum hundert Jahre nach Albrecht Dürers Tod, war es sehr schwer, alle noch vorhandnen Blätter zusammen zu bringen, die er in Holz geschnitten, in Kupfer gestochen, einige sogar in Eisen geätzt, oder in Zinn mit der Nadel gerissen hatte, denn er versuchte sich gern und ohne zu ermüden in Allem, wodurch er seine Kunst zu vervollkommnen hoffte. Seiner damals noch vorhandnen Holzschnitte zählt Sandrart drei-

hundert und zwölfe, ohne Kaiſer Maximilians große Ehrenpforte und die vier Triumphzüge zum Theurdank; von Kupferſtichen gibt er einhundert und ſechſe als ihm bekannt an. Und wie viele Handzeichnungen bereichern nicht noch die Mappen der Kunſtfreunde, wie viele Kruzifixe, Heiligen-Bilder und ähnliche Werke von Albrecht Dürer aus Holz und Elfenbein meiſterhaft gebildet, werden nicht noch, gleich Heiligthümern, in und auſſer Deutſchland in reichen Sammlungen aufbewahrt! Seine, zum Theil großen, figurenreichen Gemälde ſind noch der Stolz vieler Gallerien und Privat-Sammlungen, bei uns wie im Auslande; gewiß fand eine nicht minder große Anzahl derſelben im Laufe der Zeiten ihren Untergang, und wahrſcheinlich liegt auch noch manches unerkannt, in Staub und Dunkel verborgen.

Auſſer der Uebung ſeiner Kunſt beſchäftigte er ſich auch mit der Feder, und erwarb ſich als Schriftſteller ebenfalls Achtung und Ehre; ſo daß ſeine Werke in franzöſiſchen, lateiniſchen und italiäniſchen Ueberſetzungen auch im Auslande gar bald bekannt wurden. Er ſchrieb mehrere Werke über Geometrie, Perſpective, Proportion des menſch-

lichen Körpers, sogar über einen seiner Kunst ganz fremden Gegenstand, über Fortifikation; welche Schrift 1527 unter dem Titel: „Etliche Underricht, zu Befestigung der Stätt, Schloß und Flecken," im Druck erschien, nebst einer Zueignung an den römischen König Ferdinand. Seine vier Bücher von der Bild- und Maler-Kunst wurden von Paulo Galluci aus dem Lateinischen ins Italiänische übersetzt, und um ein fünftes Buch vermehrt. Diese Uebersetzung ward im Jahr 1594 zu Venedig in Folio-Format gedruckt.

Wie hoch Albrecht Dürers Kunstwerke auch in Italien geschätzt wurden, wo damals mit ihm gleichzeitig Michael Angelo und Raphael Alles überstrahlten, beweiset des, gewiß gegen die Deutschen nicht unpartheiischen Vasari eignes Bekenntniß, daß der berühmte Kupferstecher Marc Antonio sechs und dreißig von Albrecht Dürer in Holz geschnittne kleine Passionsstücke sogar mit dessen bekannten Namenszeichen nachahmte, und sie als dessen Arbeit verkaufte. Albrecht Dürer verklagte ihn deshalb, und brachte es dahin, daß er auf Befehl der Signoria wenigstens das Zeichen in den Holzstöcken weglöschen mußte.

Albrecht Dürer war im Umgange mit Freunden und Bekannten einer der liebenswürdigsten Menschen; noch jetzt gewinnt in seinem Bilde sein edles, frommes, von langen, lichten, sanft gekräuselten Haaren umfloßnes Antlitz alle Herzen, und zeigt von der Milde und Reinheit des Geistes, der einst diese Züge belebte. Er war der Stolz seiner Vaterstadt, die ihn zum Beweise ihrer Achtung zum Mitglied des großen Raths erwählte. Alle seine Mitbürger vom größten zum kleinsten liebten ihn, die geistreichsten Männer seiner Zeit suchten seine Bekanntschaft, seine Nähe, und Kaiser und Könige zeichneten ihn ehrenvoll aus. Der König von England und viele Fürsten und Große belohnten freigebig den Fleiß, den er auf ihre Bildnisse verwendet hatte, vor Allem aber hielt Kaiser Maximilian ihn in hohen Ehren, ernannte ihn mit einem Jahrgelde von einhundert Gulden zu seinem Hofmaler, und belohnte überdem auch reichlich jede seiner Arbeiten in diesem seinem Dienst, in welchem nach Maximilians Ableben auch Kaiser Karl der Fünfte ihn bestätigte.

Als Albrecht Dürer einst in Kaiser Maximilians Gegenwart auf einer Mauer etwas hinzeichnen

Anno 1520.

„Am Pfingsttag nach Kiliani hab ich Albrecht Dürer auf mein Verkost und Ausgeben mich mit meinem Weib von Nürnberg hinweg in das Niederland gemacht, und da wir deſſelben Tags auszogen durch Erlang, da behaußten wir zu Nachts zu Baiersdorf, und verzehrten daſelbſt drei Batzen minder ſechs Pfennig u. ſ. w.

„Darnach fuhren wir gen Antorff (Antwerpen), da kam ich in die Herberg, zum Jobſt Plankfeld, und denſelben Abend lud mich der Fugger Factor mit Namen Bernhard Stecher, gab uns ein köſtlich Mal. Aber mein Weib aß in der Herberg, und dem Fuhrmann hab ich für unſer drei Perſonen zu führen gegeben drei Fl. an Gold.

„Am Sonntag war auch Sanct Oswaldtag, da luden mich die Maler auf ihr Stuben, mit meinem Weib und Magd, und hatten alleding mit Silbergeſchirr, und andern köſtlichen Gezier und überköſtlich Eſſen. Es waren auch ihre Weiber alle da, und da ich zu Tiſche geführt ward, da ſtund das Volk auf beiden Seiten, als führe man einen großen Herrn. Es waren auch unter ihnen

gar trefflich Personen, von Mannen, die sich all mit tiefen Neigen auf das allerdemüthigst gegen mich erzeigten, und sie sagten sie wollten alles das thun, als viel möglich, was sie wüßten das mir lieb wäre. Und als ich also saß, da kam der Herren von Antorff Rathsboth mit zweien Knechten, und schenket mir von der Herren von Antorff wegen vier Kannen Wein, und ließen mir sagen, ich solle hiemit von ihnen verehret seyn, und ihren guten Willen haben. Deß sagte ich ihnen unterthänigen Dank, und erbot meine unterthänige Dienst. Darnach kam Meister Peter, der Stadt Zimmermann, und schenket mir zwei Kannen Wein, mit Erbietung seinen willigen Dienst. Also da wir lang frählich bei einander waren, und spat in die Nacht, da belaithen sie uns mit Windlichtern gar ehrlich heim, und baten mich ich soll ihren guten Willen haben, und annehmen, und sollt machen was ich wollt, darzu wollten sie mir allbehülflich seyn. Also dankte ich ihnen, und legte mich schlafen.

„Auch bin ich gewest in Meister Quintines (Quintin Metzis) Haus. Aber ich bin gewesen auf ihren großen drei Schießplätzen, ich hab gessen

ein köſtlich Mal, mit dem Stuber. Aber ein under mal mit dem Factor von Portugall, den hab ich mit der Kohlen konterfeit, mehr hab ich meinen Wirth konterfeit, item Johſt Plankfeld, der hat mir geſchenkt ein Zinken weiß Korallen.

„Item Sebaldt Fiſcher hat mir zu Antorff abkauft ſechzehn kleiner Paſſion pro 4 fl., mehr 32 Bücher pro 8 fl., mehr 6 geſtochne Paſſion pro 3 fl., mehr 20 halbe Bogen aller Gattung gleich durch einander pro 1 fl. Item meinem Wirth hab ich zu kaufen geben auf ein Tüchlein ein gemalt Marienbild um 2 fl. rheiniſch u. ſ. w.

„Item am Sonntag nach Bartolomäi bin ich von Antorff mit Herr Tomaſin gen Mecheln gefahren, da lagen wir über Nacht, da lud ich Meiſter Konrad und ein Maler mit ihm, zu Nachteſſen, und dieſer Meiſter Konrad iſt der gut Schnitzer, der dienet Frau Margareth des Kaiſer Maximilians Tochter, desgleichen ich kein geſehen hab. Von Mecheln fuhren wir durch das Städtlein Wilßwart, und kamen am Montag gen Brüſſel zu Mittag u. ſ. w.

„Ich hab geſehen zu Brüſſel im Rathhaus in der gulden Kammer, die vier gemalten Materien

die der groß Meiſter Rudiger (Rogier van der Weyde) gemacht hat.

„Auch hab ich geſehen die Ding die man dem König auß dem neuen gulden Land (Mexico) hat gebracht, eine ganz guldene Sonnen, einer ganzer Klafter breit, desgleichen ein ganz ſilberner Mond, auch alſo groß, desgleichen von allerlei ihrer Waffen, Harniſch, Geſchütz, und allerlei wunderbarlicher Ding zu menſchlichen Brauch, das da viel ſchöner zu ſehen iſt als Wunderding. Dieſe Ding ſind alle köſtlich geweſen, daß man ſie beſchäzt hundert tauſend Gulden werth. Und ich hab aber all mein Lebtag nichts geſehen das mein Herz alſo erfreut hat, als dieſe Ding. Denn ich hab darin geſehen wunderliche künſtliche Ding, und hab mich verwundert der ſubtilen Ingenio der Menſchen in fremden Landen.

„Item Madonna Margarethe (die Statthalterin) die hat zu Brüſſel nach mir geſchickt, und mir zugeſagt ſie woll meine Beförderin ſeyn gegen König Karl; und hat ſich ſonderlich ganz tugendlich gegen mich erzeigt. Hab ihr mein geſtochnen Paſſion geſchenkt, desgleichen ein ſolchen ihrem Pfenning-Meiſter mit Namen Jan Marini, und

wollte, wankte die Leiter, auf welcher der Meiſter ſtand, und der Kaiſer hieß einem ſeiner naheſtehenden Edelleute die Leiter zu halten. Dieſer aber zog ſich etwas zurück, und winkte einem in der Entfernung ſtehenden Diener, an ſeiner Stelle dieſen Dienſt zu verrichten, den er unter ſeiner Würde hielt. Der Kaiſer ward dies gewahr, und ſtellte ſogleich den Edelmann deshalb zur Rede, und als dieſer einige auf ſeinen Rang Bezug habende Gründe vorbrachte, erzürnte ſich der Kaiſer noch mehr, — „Albert iſt wohl mehr als ein Edelmann wegen Fürtrefflichkeit ſeiner Kunſt," — ſprach er, — „denn ich wohl aus einem Bauern einen Edelmann, aber nicht gleich von einem Edelmann einen Künſtler machen kann." — Auch gab er von Stunde an dem Albrecht Dürer ein adeliches Wappen, drei ſilberne Schilde im blauen Felde, für ſich und ſeine Zunft.

Mehr aber als alle Ehrenbezeugungen, die ihm entgegen kamen, tröſtete Albrecht Dürer die treue Anhänglichkeit ihm herzlich ergebner Freunde, bei ſeinem, wirklich ſehr ſchweren häuslichen Ungemach, an der Seite der unerträglichen Frau, mit der er in kinderloſer Ehe leben mußte. Mehrere

durch Herz und Geist sich auszeichnende Männer schlossen im traulichsten Verein sich ihm an, und suchten jede Noth und Sorge ihm wenigstens zu erleichtern. Unter diesen befand sich Doctor Johann Aegidius Ayrer, ein warmer Freund der Kunst, dem Albrecht Dürer seine Freundlichkeit und manche ihm erzeigte Gefälligkeit dadurch belohnte, daß er ihm bei Anlegung und Ordnung seiner bedeutenden Sammlungen kräftig beistand. Doch der eigentliche, bis an seinen Tod ihm ergebne Freund seines Herzens war der geistreiche und gelehrte Nürnberger Rathsherr Bilibald Pirkheimer. Dieser besaß sein ganzes Vertrauen, und half ihm auch aus mancher beklemmenden Noth; denn unerachtet aller seiner Arbeit war dennoch im Hause des durchaus uneigennützigen Meisters nie Ueberfluß, wohl aber zuweilen Sorge und Mangel zu finden. Im vertrauten Umgange mit diesem seinem Freunde, war es auch wohl, daß Albrecht Dürer auf Luthers damals hervortretende Erscheinung zuerst aufmerksam wurde. Beide lasen alle damals von diesem erscheinende Schriften, welche ganz Deutschland in Bewegung setzten, theilten einander ihre Bemerkungen mit, und gelangten mit einander

zu einer Ueberzeugung, die beider durch Uebermuth des Pfaffenthums aufgeregtes Gemüth der neuen Lehre endlich zuwendete; Pirkheimer ergab sich ihr mit der Ueberlegung des Weisen, der Jedes von allen Seiten betrachtet ehe er es für gut erkennt, und kam späterhin in mancher Hinsicht auf andre Gedanken, wie aus einem von ihm bald nach Albrecht Dürers Tode geschriebnen merkwürdigen Briefe hervorgeht, aber Albrechts Künstler-Natur ergriff mit feuriger Begeisterung, was seinem hellen Auge im strahlenden Glanz der Wahrheit erschienen war, ohne sich je wieder davon abwenden zu lassen.

Im Jahr 1506 unternahm Albrecht Dürer eine Kunstreise nach Venedig. Er ward dort von Vielen freundlich empfangen, und führte mehrere Kunstaufträge, die er erhielt, ehrenvoll aus. Wie fröhlich er, fern von seinem häuslichen Elend, unter einem schönen Himmel seyn konnte, beweist eine Reihe Briefe, welche er an seinen Freund Pirkheimer von Venedig aus schrieb, deren mitunter zu derb lustiger Ton aber freilich nicht mehr in unsere Zeit passen will. Zur bessern Darstellung seiner Lage, sowohl daheim als in

seinem damaligen Aufenthalt, hebe ich nur ein paar Stellen aus diesen Briefen aus.

„Wollt Gott, daß ich euch großen Dienst könnt, denn das wollt ich mit Freuden ausrichten, denn ich erkenn, daß Ihr mir viel thut, und ich bitt euch habt Mitleiden mit meiner Schuld, ich gedenk daran öfter denn Ihr. Alsbald Gott mir heim hilft so will ich euch erbarlich zahlen mit großem Dank, weil ich hab den Teutschen zu malen ein Tafel, davon geben sie mir 110 Gulden rheinisch. Darauf geht mit fünf Gulden Kostung. Die werd ich noch in acht Tagen verfertigen mit weißen (gründen) und schaben, so will ich sie von Stund anheben zu malen, wenn sie mag, so Gott will, ein Monat nach Ostern auf dem Altar stehn. Das Geld hoff ich, wenn Gott will, all zu ersparen, wenn ich gedenk ich dürf der Mutter noch dem Weib alsbald kein Geld schicken u. s. w.

„Venedig an der heil. drei Könige Tag im Jahr 1506.“

Die in diesem Briefe erwähnte Tafel war ein heiliger Bartholomäus, für den damaligen Verein deutscher Kaufleute in Venedig, und schmückte

einen Altar in der dem deutschen Hause zunächst liegenden Kirche. Mit großer Mühe kam Kaiser Rudolph späterhin zum Besitz dieses Gemäldes, indem er sich erbot, jede Summe, welche die Kirche nur immer dafür fordern möchte, zu zahlen. Auf das sorgfältigste eingepackt, ward es hierauf nach des Kaisers eigner Veranstaltung durch vier starke Männer auf den Schultern von Venedig bis Prag getragen, damit das kostbare Gemälde nicht durch das Rütteln eines Wagens unterwegs Schaden litte.

In einem andern Briefe schreibt Albrecht Dürer an Willibald Pirkheimer:

„Ich wollt, daß Ihr hie zu Venedig wärt. Es sind so viel artiger Gesellen unter den Welschen, die sich je länger je mehr zu mir gesellen, daß es einem am Herzen sanft sollt. Denn vernünftig gelehrt gut Lautenschleger, Pfeiffer, verständig im Gemäle, und viel edles Gemüth, rechte Tugends von Leuten, und thun mir viel Ehr und Freundschaft. Dagegen sind Ihr auch der untreusten verlogen diebisch Bösewichter da, Ich glaub, daß sie auf Erdreich nit so leben, und wenns einer nit wüßt, so gedächt er es wären die artigsten

Leut die auf Erdreich wären. Ich muß ihn selbst lachen, wenn sie mit mir reden, sie wissen daß man solch Bosheit von ihnen weiß, aber sie fragen nie darnach. Ich habe viele guter Freund unter den Welschen, die mich warnen, daß ich mit ihren Malern nicht eß und trink, auch sind mir ihrer viel feind, und machen (kopiren) mein Ding in Kirchen ab, und wo sie es mögen bekommen; noch schelten sie es, und sagen es sey nit antikisch Art, dazu sey es nit gut; aber Sambellinus (Gian Bellino, auf venetianisch Zan Belin, Tizians großer Lehrer) der hat mich vor Gentilomen fast sehr gelobt. Er wollt gern etwas von mir haben und ist selber zu mir gekommen und hat mich gebeten, er wolls wohl zahlen. Und sagen mir die Leut alle, wie es so ein frommer Mann sey, daß ich ihm gleich günstig bin. Er ist sehr alt und ist noch der Beste im Gemäle u. s. w. Geben zu Venedig neun Uhr in die Nacht, am Samstag nach Lichtmeß im 1506 Jahr."

Von Venedig aus machte Albrecht Dürer eine Ausflucht nach Bologna; „Um Kunst willen," schreibt er, „in heimlicher Perspektive, die mich

einer lernen will, da werd ich ungefehr in acht oder zehn Tagen auf seyn gen Venedig wieder zu reiten, darnach will ich mit dem nächsten Boten kommen. O wie wird mich nach der Sonne frieren! hier bin ich ein Herr, daheim ein Schmarotzer."

In Bologna ward er von den dortigen Malern wie zuvor in Venedig ehrenvoll empfangen, und langte wahrscheinlich erst im Spätherbst desselben Jahres wieder in Nürnberg an, wo er in ununterbrochnem Fleiß das gewohnte Leben von neuem begann. Lange gefühlte Liebe und Bewunderung, noch erhöht durch die unsterblichen Werke Raphaels, welche ihm wahrscheinlich in Venedig und Bologna zu Gesichte gekommen, trieben ihn jetzt unwiderstehlich, diesem hohen Meister zu schreiben und ihm sein eignes Bildniß zu übersenden; eine Zeichnung, die er höchst kunstreich, ohne alles aufgesetzte Licht, mit täuschender Wahrheit ausgeführt. Beides langte glücklich in Rom an, und Raphael erkannte mit Freuden den ihm verwandten Genius, dessen Ruhm gewiß schon früher bis zu ihm gedrungen war. Er nahm das Schreiben wie die Gabe dankbar und freundlich auf, und erwiederte

beides, mit einem liebevollen Briefe und mit Zeichnungen von seiner Hand zum Gegengeschenke.

Inniges Verlangen, die großen Meister der Niederlande und ihre Werke zu sehen, bewog Albrecht Dürer vierzehn Jahre später nochmals seine Heimath zu verlassen und das Land zum zweiten Male zu besuchen, wo er früher muthig und sorglos den Weg zum Ziele begonnen. Jetzt war das freilich viel anders, sein Weib begleitete ihn mit ihrer Magd Susanna, und so ging Alles viel schwerfälliger als damals, da dem fröhlichen, lehrbegierigen Jüngling Welt und Kunst im Morgenroth des Lebens entgegen lächelten.

Von dieser seiner Reise ist der größte Theil seines sehr sorgfältig geführten Tagebuchs bis auf unsre Zeit gekommen, aus welchem ich hier die mir am merkwürdigsten scheinenden Stellen dem Leser mittheile, da das Ganze, bei aller seiner naiven Anmuth und herzlichen Einfachheit doch wohl zu viel Raum erfordern möchte. Herr von Murr hat es im siebenten Theil des Journals zur Kunstgeschichte und zur allgemeinen Literatur, welches er im Jahr 1779 zu Nürnberg herausgab, abdrucken lassen.

Anno 1520.

„Am Pfingsttag nach Kiliani hab ich Albrecht Dürer auf mein Verkost und Ausgeben mich mit meinem Weib von Nürnberg hinweg in das Niederland gemacht, und da wir desselben Tags auszogen durch Erlang, da behaußten wir zu Nachts zu Baiersdorf, und verzehrten daselbst drei Batzen minder sechs Pfennig u. s. w.

„Darnach fuhren wir gen Antorff (Antwerpen), da kam ich in die Herberg, zum Jobst Plankfeld, und denselben Abend lud mich der Fugger Factor mit Namen Bernhard Stecher, gab uns ein köstlich Mal. Aber mein Weib aß in der Herberg, und dem Fuhrmann hab ich für unser drei Personen zu führen gegeben drei Fl. an Gold.

„Am Sonntag war auch Sanct Oswaldtag, da luden mich die Maler auf ihr Stuben, mit meinem Weib und Magd, und hatten alleding mit Silbergeschirr, und andern köstlichen Gezier und überköstlich Essen. Es waren auch ihre Weiber alle da, und da ich zu Tische geführt ward, da stund das Volk auf beiden Seiten, als führe man einen großen Herrn. Es waren auch unter ihnen

gar trefflich Personen, von Mannen, die sich all mit tiefen Neigen auf das allerdemüthigst gegen mich erzeigten, und sie sagten sie wollten alles das thun, als viel möglich, was sie wüßten das mir lieb wäre. Und als ich also saß, da kam der Herren von Antorff Rathsboth mit zweien Knechten, und schenket mir von der Herren von Antorff wegen vier Kannen Wein, und ließen mir sagen, ich solle hiemit von ihnen verehret seyn, und ihren guten Willen haben. Deß sagte ich ihnen unterthänigen Dank, und erbot meine unterthänige Dienst. Darnach kam Meister Peter, der Stadt Zimmermann, und schenket mir zwei Kannen Wein, mit Erbietung seinen willigen Dienst. Also da wir lang fröhlich bei einander waren, und spat in die Nacht, da leiteten sie uns mit Windlichtern gar ehrlich heim, und baten mich ich soll ihren guten Willen haben, und annehmen, und sollt machen was ich wollt, darzu wollten sie mir allbehülflich seyn. Also dankte ich ihnen, und legte mich schlafen.

„Auch bin ich gewest in Meister Quintines (Quintin Metsis) Haus. Aber ich bin gewesen auf ihren großen drei Schießplätzen, ich hab gessen

ein köſtlich Mal, mit dem Staber. Aber ein ander mal mit dem Factor von Portugall, den hab ich mit der Kohlen konterfeit; mehr hab ich meinen Wirth konterfeit; item Johſt Plankfeld, der hat mir geſchenkt ein Zinken weiß Korallen.

„Item Sebaldt Fiſcher hat mir zu Antorff abkauft ſechzehn kleiner Paſſion pro 4 fl., mehr 32 Bücher pro 8 fl., mehr 6 geſtochne Paſſion pro 3 fl., mehr 20 halbe Bogen aller Gattung gleich durch einander pro 1 fl. Item meinem Wirth hab ich zu kaufen geben auf ein Tüchlein ein gemalt Marienbild um 2 fl. rheiniſch u. ſ. w.

„Item am Sonntag nach Bartolomäi bin ich von Antorff mit Herr Tomaſin gen Mecheln gefahren, da lagen wir über Nacht, da lud ich Meiſter Konrad und ein Maler mit ihm, zu Nachteſſen, und dieſer Meiſter Konrad iſt der gut Schnitzer, der dienet Frau Margareth des Kaiſer Maximilians Tochter, desgleichen ich kein geſehen hab. Von Mecheln fuhren wir durch das Städtlein Wilßwart, und kamen am Montag gen Brüſſel zu Mittag u. ſ. w.

„Ich hab geſehen zu Brüſſel im Rathhaus in der guldnen Kammer, die vier gemalten Materien

die der groß Meiſter Rudiger (Rogier van der Weyde) gemacht hat.

„Auch hab ich geſehen die Ding die man dem König auß dem neuen gulden Land (Mexico) hat gebracht, eine ganz guldene Sonnen, einer ganzer Klafter breit, desgleichen ein ganz ſilberner Mond, auch alſo groß, desgleichen von allerlei ihrer Waffen, Harniſch, Geſchütz, und allerlei wunderbarlicher Ding zu menſchlichen Brauch, das da viel ſchöner zu ſehen iſt als Wunderding. Dieſe Ding ſind alle köſtlich geweſen, daß man ſie beſchäzt hundert tauſend Gulden werth. Und ich hab aber all mein Lebtag nichts geſehen das mein Herz alſo erfreut hat, als dieſe Ding. Denn ich hab darin geſehen wunderliche künſtliche Ding, und hab mich verwundert der ſubtilen Ingenio der Menſchen in fremden Landen.

„Item Madonna Margarethe (die Statthalterin) die hat zu Brüſſel nach mir geſchickt, und mir zugeſagt ſie woll meine Beförderin ſeyn gegen König Karl, und hat ſich ſonderlich ganz tugendlich gegen mich erzeigt. Hab ihr mein geſtochnen Paſſion geſchenkt, desgleichen ein ſolchen ihrem Pfenning-Meiſter mit Namen Jan Marini, und

hab ihn auch mit den Kohlen konterfeit. Item als ich bin gewest in des von Nassau Haus, da hab ich gesehn das gut Gemähl in der Kapellen das Meister Hugo (Hugo van der Goes) gemacht hat.

„Item Meister Bernhardt (Bernhard von Orlay) hat mich geladen, der Maler, und hat ein solch köstlich Mahl zugericht, daß ich nit glaub, daß erzeugt sey mit zehn Gulden. Dazu haben sich von ihm selbs geladen mir gut Gesellschaften zu leisten, der Frau Margareth Schatzmeister den ich konterfeit hab, und des Königs Hofmeister mit Namen der Meteni, und der Stadt Schatzmeister mit Namen von Pusstadis, dem schenket ich ein Passion in Kupfer gestochen, und er hat mir wieder geschenkt eine schwarze spanische Taschen drei Gulden werth. Und Erasmo Rotterdammo hab ich auch ein Passion geschenkt in Kupfer gestochen, der ist des Bonifius Sekretarius.

„Item hab Meister Bernhardt (von Orlay) der Frau Margareth Maler mit der Kohlen konterfeit. Ich hab den Erasmum Roterodam noch einmal konterfeit. Ich hab dem Lorenz Starken

geſchenkt ein ſitzenden Hieronymum und die Melancholey, und hab mein Wirthin Gevatterin konterfeit. Item ſechs Perſon haben mir nichts geben die ich zu Brüſſel hab konterfeit. Ich hab ausgeben für zwei Püffelhörner drei Stüber, ein Stüber für zween Eulenſpiegel." (Ein jetzt faſt unbezahlbares Blatt von Lukas von Leyden.)

„Alſo bin ich am Sonntag nach S. Gilgentag mit Herr Tomaſin gen Mecheln gefahren, und hab Urlaub von Herrn Hans Ebner genommen, und er hat vor die Zehrung, ſolang ich bei ihm geweßt, nichts wollen nehmen, ſieben Tag, von des Hans Geuders wegen. Ein Stüber hab ich des Wirths Knecht zuletzt geben. Ich hab mit der Frau von Neukirchen zu Nacht geſſen, und bin von Mecheln früh am Montag gen Antorff gefahren, und ich aß früh mit Portugales, der ſchenket mir drei Porgolana (Majolika Schalen) und der Ruderigo ſchenket mir etlich Federn, Calekutiſch (indianiſch) Ding.

„Item des Raphaels von Urbins Ding iſt nach ſein Todt alles verzogen, aber ſeiner Dischpuln einer mit Namen Thomas Polonier, ein guter Maler, der hat mich begehrt zu ſehen, ſo

ist er zu mir kommen, und hat mir ein gulden Ring geschenkt, antica, gar mit ein guten geschnitten Stein, ist fünf Gulden werth, aber mir hat man zwiefach Geld dafür wollen geben."

Die Sprache des Tagebuchs ist von hier an durch Herrn von Murr etwas modernisirt.

„Verehrte Frau Margareten, Karl des Fünften Schwester, ein Exemplar aller meiner Kupferstiche und Holzschnitte. Verfertigte ihr zwo Zeichnungen auf Pergament, und für ihren Leibarzt einen Riß zu einem Hause.

„Dem Thomas Polonius alle meine Werke gegeben, die nach Rom geschickt wurden um dafür Raphaelische Sachen zu bekommen. Polonius verfertigt mein Bildniß um es mit nach Rom zu nehmen.

„Am Donnerstag nach Michaelis fuhr ich nach Aachen. Am 23. October sah ich die Krönung Kaiser Karls. Am Freytag vor Simon und Juda verließ ich Aachen und kam nach Löwen; am Sonntag nach Köln, wo ich ein Tractat Doctor Luthers um fünf Weißpfennige kaufte, und gab ich ein Weißpfennig für die Condemnation Lutheri des frommen Mannes. In Brüssel, Aachen und

Köln hatte ich frei Quartier bei den drei Nürnbergiſchen Herren Krongeſandten, Leonhard Groland, Hans Ebner und Nikolaus Haller. In Köln ſah ich am Sonntage nach Allerheiligen Kaiſer Karls Fürſtentanz und Banquet (darnach machte er eine Zeichnung die in Holz geſchnitten iſt). Am Montag nach Martini erhielt ich von Kaiſer Karln die Beſtätigung als kaiſerlicher Hofmaler.

„An unſer Frauen Abend reiſete ich nach Seeland. Sebaſtian Imhof lieh mir fünf Gulden. Wir mußten die erſte Nacht vor Anker liegen. Samſtag konterfeite ich ein Mädchen in ihrer Tracht. Kam nach Mittelburg, ſah in der Abtei Johann's de Mabuſe große Tafel; iſt beſſer gemalt als gezeichnet.

„Kam am Freytag nach Lucia wieder nach Antwerpen zu Jobſt Plankfeld.

Anno 1521.

„Am Samſtag nach Oſtern mit Hans Lieber von Ulm und Jan Plos, einem guten Maler von Brügge gebürtig, nach Brügge gefahren.

„Sah in Kaiſers Hauſe Rüdigers (Rogiers van Brügge) gemalte Kapelle, und Gemälde von

einem großen alten Meister (wahrscheinlich Hemling). Bei St. Jakob köstliche Gemälde von Rüdiger und Hugo (van der Goes) den großen Meistern. Sah das Marienbild von Alabaster zu unsrer Frauen, das Michael Angelo gemacht hat. Sah alle gute Gemälde des Johannes (van Eyck) und anderer in der Kirchen, und in der Malerkapelle. Gaben mir ein großes Banquet auf ihrer Stube zu Nacht, und beschenkten mich. Jakob und Peter Mostaert, die Rathsherren schenkten mir zwölf Kannen Wein, und die ganze Gesellschaft von sechzig Personen begleiteten mich mit Windlichtern heim.

„Kam nach Gent. Der Dechant von den Malern und die vordersten empfingen mich herrlich und aßen mit mir zu Nacht. Am Mittwoche frühe führten sie mich auf den hohen St. Johannisthurm. Sahe des Johannes Tafel (van Eycks berühmtes Gemälde) das ist ein überköstlich, hochverständig Gemäld, und sonderlich die Eva, Maria, und Gott der Vater sind fast (sehr) gut.

„Sah die Löwen, und zeichnete einen mit dem Steffte. Die Maler mit ihrem Dechant haben mich nicht verlassen, haben zu Morgens

und Nachts mit mir gessen und alle Ding bezahlet. Fuhr am Dienstag frühe wieder nach Antwerpen."

Folgendes ist wieder ganz unverändert im Styl Albrecht Dürers. Der ganze Aufsatz aber so rührend und herzergreifend, daß ich mich nur mit Mühe entschließen konnte, ihn, als doch nicht ganz hierher gehörig, nur theilweise mitzutheilen.

„Item am Freytag nach Pfingsten im 1521 Jahr kam mir Mähr gen Antorff, daß man Martin Luther so verrätherlich gefangen hätt, denn da ihm des Kaisers Karols Herold mit dem kaiserlichen Geleit war zugeben, dem war er vertrauet, aber so bald ihn der Herold bracht bei Eisenach in ein unfreundlich Ort, sagt er dörfte sein nit mehr, und ritt von ihm. Alsbald waren zehn Pferd da, die führten verrätherlich den verkauften frommen, mit dem heiligen Geist erleuchteten Mann hinweg, der da war ein Nachfolger des wahren christlichen Glaubens, und lebt er noch oder haben sie ihn gemördert, das ich nit weiß, so hat er das gelitten um der christlichen Wahrheit willen, und um daß er gestraft hat das unchristliche Papstthum. — — —

„Und sonderlich ist mir noch das schwerest,

daß uns Gott vielleicht noch unter ihrer falschen blinden Lehr will lassen bleiben, die doch die Menschen, die sie Väter nennen, erdicht und aufgesetzt haben, dadurch uns das köstlich Wort an viel Enden fälschlich ausgelegt wird, oder gar nit fürgehalten.

„Darum sehe ein jeglicher, der da Martinus Luther Lehre liest, wie sein Lehr so klar durchsichtig ist, so er das heilige Evangelium führt. Darum sind sie in großen Ehren zu halten, und nit zu verbrennen, es wäre denn daß man sein Widerpart, die allezeit die Wahrheit widerfechten, ins Feuer würf mit allen ihren Opinionen, die da aus Menschen Götter machen wollen. Aber doch ists gut, daß man wieder neuer lutherischer Bücher Druck hatt. O Gott ist Luther todt, wer wird uns hinfür das heilig Evangelium so klar fürtragen? Ach Gott, was hätt er uns noch in zehn oder zwanzig Jahren schreiben mögen! O ihr alle fromme Christenmenschen, helft mir fleißig beweinen diesen gottgeistigen Menschen, und Gott bitten, daß er uns einen andern erleuchten Mann sende. O Erasme Roterodame wo wilt du bleiben? sieh, was vermag die ungerechte Tirannei

der weltlichen Gewalt, der Macht der Finsterniß? Hör du Ritter Christi, reuth hervor neben dem Herrn Christum, beschütz die Wahrheit, erlang der Märtirer Kron, du bist doch sonst ein alt Menniken (Männchen). Ich hab von dir gehört, daß du dir selbst noch zwei Jahr zugeben hast, die du noch tügest etwas zu thun, dieselben leg wohl an, dem Evangelium und dem wahren christlichen Glauben zu gut. ——— O Erasme halt dich hin, daß sich Gott dein rühme, wie vom David geschrieben steht, denn du magsts thun, und fürwahr du magst den Goliath fällen."

Nach dieser Erleichterung seines frommen, sorgenerfüllten Herzens führt Albrecht Dürer nach gewohnter Weise sein Tagebuch weiter fort.

„Item am achten Tag nach Corpus Christi bin ich gen Mecheln mit den Meinen zu Frau Margareth gefahren. Bin zur Herberg geweßt zum golden Haupt, bei Meister Heinrich, Maler, da haben mich zu Gast geladen in meiner Herberg die Maler und Bildhauer, haben mir große Ehre gethan in ihrer Versammlung.

„War bei Frau Margareth, ließ ihr meinen Kaiser sehen, und wollt ihr denselben verehren,

ſie nahm ihn aber durchaus nit an. Am Freytage zeigte ſie mir alle ihre ſchöne Sachen, darunter ſahe ich bei vierzig kleine Täfelein von Oelfarben, ſo ſchön, daß ich dergleichen nie geſehen hab. Bat Frau Margareth um Meiſter Jakobs (Jakob Cornelis, Schorrels Lehrer) Büchlein, ſie ſagte aber ſie hätte es ihrem Maler (Bernhard von Orlay) zugeſagt. Sah auch eine ſchöne Bibliothek.

„Bin am Samſtag von Mecheln gen Antorff kommen. Mich hat zu Gaſt geladen Meiſter Lucas, der in Kupfer ſticht, iſt ein klein Männlein und bürtig von Leyden aus Holland, der war zu Antorff.

„Den Bernhard Stecher und ſein Weib konterfeit, und Meiſter Lucas mit dem Stefft.

„Ich hab in allen meinem Machen, Zehrungen, Verkaufen, und anderer Handlung Nachtheil gehabt in Niederland, in all meinen Sachen, gegen großen und niedern Ständen, und ſonderlich hat mir Frau Margareth für das ich ihr geſchenkt und gemacht hab, nichts geben.

„Alexander Imhoff lieh mir hundert Goldgulden, an unſrer Frauen Abend als ſie über das Gebirg geht, 1521, darum hab ich ihm geben

mein verſiegelte Handſchrift, daß er mir die zu Nürnberg antworten laß, ſo will ich ihm die wieder zu Dank zahlen.

„An unſrer Frauen Heimſuchung, da ich gleich weg von Antorff wollte, da ſchicket der König von Dännemark zu mir (Chriſtian der Zweite), daß ich eilend zu ihm käm, und ihn konterfeiet, das thät ich mit der Kohlen, und ich konterfeiet auch ſein Diener Antony, und ich mußt mit dem König eſſen, erzeugt ſich gnädiglich gegen mich.

„Am Tage nach unſrer Frauen Heimſuchung nach Brüſſel gefahren auf dem Schiff des Königs von Dännemark, dem ich die beſten Stücke meines Kunſtdrucks verehrte.

„Item hab geſehen wie das Volk zu Antorff ſich ſehr verwundert hat, da ſie den König von Dännemark ſahen, daß er ſo ein mannlich ſchön Mann war, und nur ſelb dritt durch ſeiner Feinde Land kommen. Ich hab auch geſehen, wie ihm der Kaiſer von Brüſſel entgegen geritten, und ihn empfangen, ehrlich mit großem Prange. Darnach hab ich geſehen das ehrlich köſtlich Bankett, das ihm der Kaiſer und Frau Margareth gehalten hat am andern Tag.

„Item am Sonntag vor Margaretha hielt der König von Dännemark ein groß Bankett dem Kaiser, Frau Margarethen und Königin von Spanien; und lud mich, und ich aß auch darauf. Ich hab zwölf Stüber für des Königs Futteral geben, und ich hab den König von Oelfarben konterfeit, und er hat mir dreißig Gulden geschenkt.

„Item am Freitag frühe von morgens bin ich von Brüssel ausgefahren, fuhren am Sonntag frühe gen Ach u. s. w.“

Ich habe mir beim Abschreiben dieser Stellen aus Albrecht Dürers Tagebuch nur einige Veränderung der Orthographie erlaubt, die mir des leichtern Verstehens wegen nothwendig dünkte. Nicht nur des Verfassers wegen, sondern auch als merkwürdiges Bild des bürgerlichen Lebens jener Zeit, müssen jene Blätter Aufmerksamkeit und Theilnahme erregen. Wir schelten die Sitten jener Tage roh und ungebildet, sie waren es auch in vieler Hinsicht, und doch spricht die regste Theilnahme an allem Großen und Schönen aus der Art wie Fürsten, Edelleute und Bürger die bescheidne anspruchslose Erscheinung des großen

Meisters überall aufnahmen, und ihm selbst sogar fürstliche Ehre erzeigten.

Wie gern er lebte, welche wahrhaft kindliche Freude er an allem hatte, was Gutes und Schönes ihm widerfuhr, geht aus dem Ganzen noch viel deutlicher hervor, als dieser Auszug es darstellen kann. Mit großer Gemüthlichkeit führt er viele, größtentheils ihm zu Ehren gegebne Bankette, auch einige Maskenzüge an; auch kommen mit unter einige im Spiel gewonnene oder verlorne Gulden und Stüber vor, denn über Einnahme und Ausgabe hielt er sehr ordentlich Rechnung. Dennoch war er gern freigebig, wie alle heitre Naturen; fast verschwenderisch theilte er überall seine Kunstwerke nach allen Seiten aus, doch heißt es auch einmal: „Ich machte viel Sachen, den Leuten zu gefallen, aber das wenigst ward mir bezahlt.“ Da seine grämliche Frau sich gleich häuslich in Antwerpen niederließ, Waschzuber, Blasbalg und Schüsselnapf sich kaufte, für sich und ihre Magd selbst kochte und wusch, und ihn nach der damaligen Sitte wenig außerhalb dem Hause zu Gastmälern und Festen begleitete, so behielt er Freiheit und fröhlichen Muth; machte auch all die

kleinen Reisen von Antwerpen aus, ohne ihre lästige Begleitung. Geschenke an Wein, Konfituren, und kostbarem Seidenzeuge, die sie seinetwegen erhielt, und die er alle sorgfältig in seinem Tagebuch aufzeichnete, mochten sie auch wohl bei guter Laune erhalten; doch mochten auch kleine häusliche Unglücksfälle zuweilen sie wieder verstimmen, als zum Beispiel, daß ihr einmal auf dem Markt zu Antwerpen ihre Geldtasche abgeschnitten ward.

Zu Hause, nach vollbrachter Reise ging freilich das ängstliche Treiben des häuslichen Unfriedens wieder an, ja es nahm dermaßen zu, daß es an dem Leben Dürers nagte, und nach und nach seine Gesundheit zerstörte. Ein heitrer Strahl brach indessen doch noch in das Dunkel seiner Tage, als Melanchthon, im Jahr 1526 zum dritten Mal, wegen der Einweihung des Gymnasiums von St. Aegidien, Nürnberg besuchte. Bei seinem Freunde Pirkheimer lernte Albrecht Dürer den Mann kennen, der schon um Luthers willen ihm theuer seyn mußte, und verlebte dort mit ihm manche herzerhebende Stunde, in trostreichen frommen Gesprächen und gegenseitiger erfreulicher Mittheilung ihrer Gedanken.

Zwei Jahre ſpäter, im Jahr 1528, am 6. April, in der Charwoche, im ſieben und fünfzigſten Jahre ſeines Alters, entſchwang ſich ſein entfeſſelter Geiſt, und ein metallner Sarkophag mit einer lateiniſchen Inſchrift bezeichnet die Stelle, wo man auf dem Kirchhof der St. Johanniskirche ſeine ſterbliche Hülle zur Ruhe brachte.

Von ſeinem Leben in der letzten Zeit und ſeinem Tode, wie auch von ſeinem Verhältniß zu ſeinen Freunden, gibt Bilibald Pirkheimer im Anfange des ſchon erwähnten merkwürdigen Briefes ein zu rührendes und treues Bild, als daß man nicht gern einer bis auf die Orthographie getreuen Abſchrift dieſer Stelle hier den Raum gönnen ſollte. Der Brief ſelbſt iſt an Johann Tſcherte, Kaiſer Karls Bau- und Brückenmeiſter in Wien gerichtet, und vollſtändig im zehnten Theil des ſchon erwähnten Journals des Herrn von Murr, nach Pirkheimers eigner Handſchrift, abgedruckt.

„Mein freundlich willig Dienſt ſind euch bevor, mein lieber Herr Tzerte, mir hat unſer Freund Herr Jorg Hartmann ein Schreiben durch euch an ihn gethan angezeigt, in welchem ihr mein nit allein im Guten gedenkt, ſondern meßt

mir auch mehr Lobs und Ehre zu, denn ich mich selbst würdig erkenn. Will aber solchen guten Willen unser beider in Gott verstorbnen Freund Albrecht Dürer zurechnen; denn dieweil ihr denselben um seiner Kunst und Tugend willen geliebt, sind euch ohne Zweifel auch die so ihn geliebt haben auch lieb. Solchen will ich euer Lob, und gar nit meiner Schicklichkeit zumessen.

„Ich hab warlich an Albrechten der besten Freund einen, so ich auf Erdreich gehabt hab verloren und dauert mich nichts höher, als daß er eines so hartseligen Todes gestorben ist, welchem ich nach dem Verhängniß Gottes niemand denn seiner Hausfrauen zusagen kann, die ihm sein Herz eingenagen, und dermaß gepeiniget hat, daß er sich desto schneller von hinnen gemacht hat, denn er war ausgedorrt wie ein Schaub, durft niendert keinen guten Muth mehr suchen, oder zu den Leuten gehn. Also hat das böse Weib sein Sorg, das ihn doch wahrlich nit Noth gethan hat. Zu dem hat sie ihn Tag und Nacht zu der Arbeit härtiglich gedrungen, allein darum daß er Geld verdient und ihr das ließ, so er starb. Denn sie allweg verderben hat wollen, wie sie dann

noch thuet, unangeſehen daß ihr Albrecht bis in die ſechs tauſend Gulden Werth gelaſſen hat. Aber da iſt kein Genügen, und in Summa iſt ſie allein ſeines Todes ein Urſach.

„Ich hab ſie ſelbſt oft für ihr argwöhnig ſträflich Weſen gebeten und ſie gewarnet, auch ihr vorhergeſagt, was das Ende hievon ſeyn wird, aber damit hab ich nit anders denn Undank erlangt.

„Dann wer dieſem Mann wohlgewollt und um ihn geweßt, dem iſt ſie feind worden, das wahrlich den Albrecht mit dem Höchſten bekümmert, und ihn unter die Erden bracht hat.

„Ich hab ihr ſeit ſeines Todes nie geſehen, ſie auch nit zu mir wollen laſſen, wiewohl ich ihr dennoch in viel Sachen hülflich geweßt bin, aber da iſt kein Vertrauen. Wer ihr Widerpart hält, und nit aller Sach Recht gibt, der iſt ihr verdächtlich, dem wird ſie auch alsbald feind, darum ſie mir lieber weit von mir denn um mich iſt.

„Es ſind ja ſie und ihr Schweſter nit Bübinn, ſondern wie ich nit zweifel, der Ehren fromm und ganz gottesfürchtig Frauen. Es ſollt

aber einer lieber ein Bübinn, die ſich ſonſt freundlich hielt, haben, denn ſolch nagend, argwöhnig, und keifend fromm Frauen, bei der er weder Tag noch Nacht Ruhe oder Fried haben könnt. Aber wie dem, wir müſſen die Sach Gott befehlen, der woll dem frömmen Albrecht gnädig und barmherzig ſeyn, denn er hat wie ein frommer Biedermann gelebt, ſo iſt er auch ganz chriſtenlich und ſeeliglich verſtorben, darum ſeines Heils nit zu fürchten iſt. Gott verleih uns ſein Gnad, daß wir ihm zu ſeiner Zeit ſeeliglich nachfolgen.“

Von Albrecht Dürers vielen uns noch erhaltnen Gemälden, will ich nur eines der allervortrefflichſten anführen. Die Boiſſeréeſche Sammlung bewahrt dieſes herrliche Bild, es zeigt deutlich ſowohl alle Vorzüge der Schöpfungen Albrecht Dürers, wie das, was ihnen zur höchſten Vollkommenheit noch abgeht.

Das Bild ſtellt die Abnahme des Leichnams Chriſti vom Kreuze dar. Wie wahr, wie ſchön, und doch mit wie großer Verſchiedenheit iſt der Ausdruck des nämlichen Schmerzes in den Köpfen

und Stellungen der umstehenden Freunde des Erblaßten, in dem vor allen von ihm geliebten Jünger Johannes, in den heiligen Frauen, die innig und treu ihn verehrten! Wahrhaft erhaben und herzergreifend ist die gottergebene Frömmigkeit der Mutter, mitten im tiefsten Seelenleiden ausgedrückt. Die Wahrheit des Kolorits, der Gewänder, der Zeichnung, ist bewundernswerth, es ist ein köstliches Gemälde, das man zu betrachten nicht ermüdet, an dem man immer neue Vorzüge entdeckt, aber es ist ein Gemälde. Schoreel, Hemling, vor Allen Johann van Eyck stellen uns mitten in ihre Schöpfungen, ihre Gebilde sind die Wirklichkeit selbst, die Albrecht Dürer uns nur mit großem Fleiß nachgebildet zeigt; ihm mangelt die Jugendfrische, die unaussprechlich seelenvolle Heiterkeit, der Strahl des Lebens, der bei den alten Meistern recht aus dem Innern hervorbricht. Vor ihren Tafeln vergißt man oft über dem Werke den Meister, hier muß man stets, wenn gleich bewundernd, seiner gedenken. Diese schwarzen scharfen Umrisse, die er sowohl im Kontur der Köpfe, als in den Falten der Gewänder unvermalt stehen ließ, so meisterhaft, mit so fe-

ſter Hand ſie auch gezeichnet ſind, kennt die Natur eben ſo wenig als ihre oben genannten treuſten Nachfolger ſie kannten. Auch Albrecht Dürers Farben, bei aller ihrer Schönheit, erbleichen vor der brennenden Pracht ſeiner Verfahren, und bei manchem ſeiner Werke ſpüren wir recht ſchmerzlich die beengende Lebensluft, in welcher dieſer, von der Natur ſo hochbegabte Meiſter unter dem Keifen ſeines bösartigen Weibes wie zur Frohne arbeiten mußte; er, der ſich in andern Verhältniſſen frei, edel und leicht im Gebiete der Kunſt gewiß noch weit höheren Flugs erhoben hätte.

Höchſt bewundernswerth iſt indeſſen die Feſtigkeit, mit der Albrecht Dürer in Zeichnung und Anordnung ſeiner Geſtalten an der Natur hielt. Sind dieſe gleich nicht immer edel und ſchön zu nennen, ſo ſind ſie dennoch ſtets von unübertrefflicher Wahrheit. Dieſes iſt um ſo höher zu achten, da ſeine Zeit, obſchon noch immer überreich an trefflichen Meiſtern, dennoch ſchon begann, ſich jener Manier zuzuwenden, welche den Schein der Dinge ſtatt des Weſens ergreift, durch blendende Licht-Reflexe, durch tiefe Schlagſchatten, wo die Natur keine kennt, und durch tauſend ähnliche

Künſteleien, das Auge zu feſſeln, und ihre innere Armſeligkeit zu verbergen ſucht. Sehr bald nach ihm führte dieſe neue, groſsentheils durch falſchverſtandnes Studium der italiäniſchen Meiſter und der Antike entſtandne Manier, der bald niemand mehr widerſtrebte, die ächte deutſche Kunſt unaufhaltſam dem Untergange zu.

Lukas von Leyden.

Lukas von Leyden gehörte zu den Seltnen, welchen die Natur das Siegel ihrer Bestimmung auf Erden beim ersten Lebenshauch deutlich aufdrückt, bei denen schon die Knospe der Kindheit die ganze, bald prächtig sich entfaltende Blüthe ihrer Zukunft deutlich zeigt, die himmelweit verschieden sind von jenen kraftlos in die Höhe geschoßnen kränklichen Pflanzen, welche in unsern Tagen durch pädagogische Treibhauskünste zum schnellen Entfalten gezwungen werden, eine Zeitlang als Wunderkinder ihre armen Künste machen, und dann wie taube Blüthen fruchtlos zusammensinken. Er war ein wirkliches Wunderkind, das im Jahr 1494, in den letzten Tagen des Monats Mai, oder den ersten des Juni zu Leyden in das Leben trat.

Hugo Jakobs, ſein Vater, war ein geachteter Maler, und Malergeräth das erſte Spielwerk des Knaben. Lukas erſter Blick fiel auf Paletten und Pinſel, auf Kreide, Reißfeder und Radirnadel. Mit ſchwacher kindiſcher Hand griff er nach dieſen und führte ſie, beinahe ehe er ſie nur gehörig feſt zu halten wußte. Der Vater hatte innige Freude an dem natürlichen Geſchicke, welches der Knabe dabei zeigte, er half ihm und lehrte ihn, wirklich ſpielend, den Gebrauch aller dieſer Werkzeuge; das Kind kannte bald keine andere Luſt als an dieſen Dingen, und die Luſt ſtieg, ſo wie es heran wuchs. Oft, wenn Lukas in ſpäter Nacht noch zeichnete, ſchalt ſeine Mutter und nahm ihm das Licht weg, weil ſie fürchtete, ſeine Geſundheit möchte unter der unabläſſigen Anſtrengung leiden, aber er ließ dennoch nicht ab. Er zeichnete nach der Natur Alles was ihm vorkam, Köpfe, Hände, Füße, Gebäude, Gegenden, vor Allem aber, und mit auffallender Vorliebe, Gewänder von verſchiedenartigen Stoffen, an denen er den aus dieſer Verſchiedenheit entſtehenden Charakter ihres Faltenwurfs unermüdet nachzubilden ſtrebte.

Angehende Maler, Glasmaler und Goldschmiede waren, so wie der junge Lukas heranwuchs, seine liebsten Gespielen, weil er mit ihnen treiben konnte, was einzig ihn ergötzte. Mit gleichem Eifer, gleicher Freudigkeit und gleichem Gelingen ergriff er in früheſter Jugend alle Zweige der Kunſt; er malte geſchichtliche Gegenſtände, Porträte, Landſchaften, mit Waſſerfarben und in Oel, malte auf Glas, ſchnitt in Holz, gravirte auf Kupferplatten, zeichnete mit der Feder, mit der Kohle, vor Allem aber gerne, und in ſpätern Jahren ganz vortrefflich, mit ſchwarzer Kreide.

Es klingt eben ſo unglaublich als es wahr iſt, daß Lukas von Leyden ſchon als neunjähriges Kind Zeichnungen von ſeiner eignen Erfindung ſehr ſauber und fein in Kupfer ſtach. Man trifft noch zuweilen auf einzelne ſeltene Abdrücke ohne Jahrzahl, von dieſen ſeinen frühſten Jugendarbeiten.

Da er zwölf Jahr alt war, malte er die Legende vom heiligen Hubertus mit Waſſerfarben auf Leinwand, und erregte dadurch die Bewunderung Aller, welche dieſes Gemälde erblickten. Ein Kunſtfreund, Herr von Lockhorſt, gab dafür

dem Knaben ſo viele Goldſtücke als er Jahre zählte, um ihn zu fernerem Fleiß zu ermuntern.

Kaum mochte Lukas das vierzehnte Jahr erreicht haben, als er ein höchſt ausgeführtes, mit der Jahrzahl 1508 bezeichnetes Blatt nach eigner Zeichnung in Kupfer ſtach, welches den Mahomed darſtellt, wie dieſer in der Trunkenheit einen Mönch ermordet. Im folgenden Jahr erſchienen neun andre Blätter in Form runder Medaillons, die eben ſo viel Scenen aus der Leidensgeſchichte Chriſti darſtellten. Nächſtdem die Verſuchung des heiligen Antonius, dem der Teufel in Geſtalt einer ſchönen Frau erſcheint. Auch noch im nämlichen Jahr, die Bekehrungsgeſchichte des Apoſtels Paulus. Der junge Künſtler hatte den Moment gewählt, in welchem Paulus, vom Strahl des Himmels geblendet, nach Damaskus geführt wird, und dabei den Zuſtand dieſer plötzlichen Blindheit ganz vortrefflich ausgedrückt. Sowohl bei dieſen als allen ſeinen Blättern muß man neben der vollendeten Ausführung, neben der Mannichfaltigkeit der Köpfe und Stellungen, auch den durchaus naturgetreuen Ausdruck höchlich bewundern. Nirgend erſcheint Verworrenheit oder Zwang, ſelbſt

in ſeinen figurenreichſten Kompoſitionen; alle ſeine Blätter tragen den Stempel eines hellen originellen Geiſtes, der ſich ſelbſt von jedem Strich, jeder Linie Rechenſchaft zu geben wußte, und frei und leicht unter jedem Bedingniß ſeiner Kunſt ſich bewegte. Die größte Mannichfaltigkeit herrſcht in ſeinen Gewändern, auch war er unerſchöpflich in Erfindungen, um ſeine den Tagen der Vorzeit oder fremden Nationen angehörenden Geſtalten ſo viel möglich zu charakteriſiren.

Lukas verlor ſehr früh ſeinen Vater und erſten Führer auf der ſo hoffnungsreich begonnenen Bahn; und kam gleich darauf bei Cornelis Engelbrecht in die Lehre, deſſen Sohn, ein Glasmaler Namens Peter Cornelis, unter die Zahl ſeiner Jugendfreunde gehörte.

Meiſter Cornelis Engelbrecht war ein ſehr guter Zeichner, ein verſtändiger, verdienſtvoller Maler, deſſen Werke von ſeinen Mitbürgern ſehr hoch gehalten wurden. Man ſagte ſogar, er ſey der Erſte in Leyden geweſen, der nach Johann van Eycks Weiſe der Oelfarben ſich bediente. Einigen ſeiner vorzüglichſten Gemälde wurde ein Ehrenplatz auf dem Stadthauſe zu Leyden, doch

hielt man ein Gemälde mit zwei Flügelbildern, welches einen Gegenstand aus der Apokalypse darstellte, für seine beste Arbeit. Dieses hing zuerst in einer Kapelle, über der Familiengruft der Herren von Lockhorst, ward aber späterhin von einem Abkömmling dieses Geschlechts nach Utrecht gebracht. Herr von Bettendorf in Aachen besitzt ein seltnes Gemälde dieses Meisters. Es zeigt uns in einer offnen Halle die heilige Barbara vor dem Richterstuhl ihres eignen Vaters. Ihre ganze Gestalt trägt den Ausdruck schmerzlicher Entschlossenheit beim unabwendbaren Unheil; im Hintergrunde erblickt man den Thurm, den sie selbst erbauen ließ, und in welchem sie gefangen gehalten wurde, nebst einem Theil der Stadt.

Unter einem so guten Lehrer machte der von der Natur so reich begabte Jüngling in unglaublich kurzer Zeit die größten Fortschritte im Zeichnen und Malen. Im Kupferstechen hatte ihm ein Künstler Namens Harnassen noch besondern Unterricht ertheilt, der ihn zugleich den Gebrauch des Scheidewassers lehrte. Auch sagt man, daß ein geschickter Goldschmied ihm bei seiner Bildung für die Kunst viel geholfen habe. Im Jahr 1510

da Lukas von Leyden sechszehn Jahre zählte, erschien abermals von ihm ein allgemein bewundertes Blatt, ein Ecce Homo, und so folgte in schneller Folge eines seiner Kunstwerke dem andern. Sein Ruhm ward groß in seinem Vaterlande, und verbreitete sich bald über die Gränze desselben in Deutschland und Italien; überall strebte man nach dem Besitz der Abdrücke seiner Werke, und mancher italiänische Meister benutzte, ohne sich dessen zu rühmen, bei der Komposition seiner Gemälde die Erfindung des niederländischen Meisters, der nie sein Vaterland, kaum seine Vaterstadt verlassen hatte und ohne fremde Einwirkung nur seinem Genius und der Natur treulich folgte. Vasari selbst erwähnt rühmend den Namen Lukas von Leyden, und preis't die Anordnung, die Wahrheit und die Ausführung seiner Arbeiten.

Lukas von Leyden wußte den Pinsel mit nicht minderm Gelingen zu führen als die Reißfeder und das Radireisen. Seine Gemälde waren der Stolz seiner Vaterstadt, und die Bewunderung aller Kunstverständigen. Das Stadthaus zu Leyden prangte mit einer trefflichen Darstellung des

jüngſten Gerichts von ſeiner Hand, an welcher beſonders die Zeichnung und Karnation der vielen nackten Figuren bewundert wurden. Ein ſehr ſchönes Marienbild, ein Kniestück, auf welchem das Kind eine Traube mit einer von dieſer herabhängenden Weinranke in der Hand hält, und deſſen Draperie beſonders geprieſen wird, kaufte ſpäterhin der kunſtliebende Kaiſer Rudolph, und ließ es nach Prag bringen. Ein anderes ſehr bewundertes Gemälde ſtellte die Kinder Iſrael vor, wie ſie das goldne Kalb verehren, und bei Luſtgelagen und Banketten des Herrn und ſeiner Gebote vergeſſen. Und ſo gingen in ununterbrochner Reihe mehrere treffliche Arbeiten in Oel und in Waſſerfarben aus der Werkſtatt des fleißigen Meiſters hervor. Auch auf Glas malte er mit hohem Gelingen; unter andern wie die Töchter Iſraels dem König David tanzend entgegenziehn. Doch weder in ſeinen Gemälden, noch in ſeinen andern Arbeiten beſchränkte er ſich einzig auf geiſtliche Darſtellungen, er wählte oft und gern auch andere, mitunter ſogar humoriſtiſche Gegenſtände; wie zum Beiſpiel zu dem kleinen, von Vaſari geprieſenen Blatt, auf welchem ein Bauer ſich von

einem Quackſalber den Zahn ausreißen läßt, während eine Frau, von ihm unbemerkt, ihm die Taſche leert. Auch in Brüſſel, in der Gemälde-Sammlung des Herrn von Henneſay, befindet ſich ein ſehr kleines, in Oel gemaltes Bildchen dieſer Art von ihm. Ein alter Mann und eine alte Frau ſitzen mit einander höchlich vergnügt unter einem ſchönen grünen Baum, er ſpielt auf einer Zitter, und ſie akkompagnirt ihn auf der Violine. Man kann ſich nichts Launigeres und Naturgetreueres denken, als dieſes im beſten Humor gemalte allerliebſte kleine Miniaturbild.

Sein von ihm ſelbſt gezeichnetes Porträt zeigt ihn ſehr jugendlich, ohne Bart, von etwas ſchwächlichem Anſehen, doch mit hellen klaren Künſtleraugen. Er trägt ein mit Federn geſchmücktes Barett auf dem Kopf, und einen Todtenſchädel im Buſen. Von Geſtalt war Lukas von Leyden klein, zierlich und ſchmächtig. Er verheirathete ſich ſehr jung mit einer edlen reichen Jungfrau aus dem adlichen Geſchlecht der von Boshuyſen, wodurch er in große und vornehme Familienverbindungen gerieth, zugleich aber auch zu ſeinem Leidweſen veranlaßt ward, mehr Zeit bei Gaſt-

mahlen und Festlichkeiten zu verlieren als ihm lieb war. Sogar die Feierlichkeiten, welche seine eigne Vermählung unter den Verwandten seiner Frau herbeiführten, preßten ihm Klagen aus, so sehr hatte er sich daran gewöhnt, jede Stunde seiner Zeit einzig der Kunst zu weihen. Er achtete fast jede Minute für verloren, die er anders hinbringen mußte, und arbeitete stets mit einem Eifer, einer Anstrengung, als ob ihm ein vorahnendes Gefühl die Kürze seiner irdischen Laufbahn geweissaget habe.

Eine einzige Tochter war die Frucht seiner zufriednen Ehe. Er führte mit seiner Frau in Ehre und Ansehen unter seinen Mitbürgern ein ruhiges, glückliches Leben. Nicht nur durch seine Heirath, sondern auch durch seine Kunst war Lukas von Leyden bald sehr wohlhabend geworden. Seine Staffelei-Gemälde wurden von reichen Kunstfreunden wohl bezahlt, und seine sehr gesuchten Holzschnitte und Kupferstiche standen schon bei seinem Leben in nach damaliger Art ungewöhnlich hohem Preise.

Um ganz fehlerfreie Abdrücke der letztern war er so besorgt, daß er jedes Blatt, das nur den

geringsten Makel trug, verbrannte, damit die Welt nur Vollkommnes von seiner Hand erhalten möge. Hierdurch hat er aber freilich auch den Nachkommen den Besitz derselben sehr erschwert und die jetzige große Seltenheit der Abdrücke veranlaßt. Sein Eulenspiegel, ein Kupferstich auf einem Quartblatt, den Albrecht Dürer für einen halben Stüber kaufte, wurde schon zu Sandrarts Zeiten, in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, für vierhundert Gulden verkauft, und ist jetzt vielleicht im Original um keinen Preis mehr zu haben.

Endlich entschloß sich Lukas von Leyden eine Reise nach Seeland, Flandern und Brabant zu unternehmen, um sich selbst eine Erholung von angestrengtem Fleiß, und seinen Tagen einige Abwechselung zu gewähren. Nach holländischer Art machte er die Reise zu Wasser, auf denen das Land überall durchkreuzenden Kanälen, und als ein wohlhabender Mann, in einem eignen Schiff mit einer wohlverschloßnen, mit allen Bequemlichkeiten versehenen Kajüte; vermuthlich so eine Art von Treckschuyte, wie sie noch in Holland gebräuchlich sind. Da Lukas von Leyden, wie wir

aus Albrecht Dürers Tagebuch wiſſen, mit dieſem Meiſter in Antwerpen zuſammentraf, ſo muß er die Reiſe im Jahr 1521, als er ſieben und zwanzig Jahre alt war, gemacht haben, und nicht ſechs Jahre ſpäter, in ſeinem drei und dreißigſten Jahr, wie Karl von Mander und nach ihm Sandrart es meinen. Auch findet ſich in Albrecht Dürers Tagebuch von dem oft erwähnten Beſuch deſſelben in Meiſters Lukas Hauſe in Leyden ſelbſt, keine Spur, es geht vielmehr aus Allem hervor, daß Albrecht Dürer jene Stadt nie geſehen hat, und daß er Lukas von Leyden nur in Antwerpen zum erſten und auch wohl letzten Mal erblickte.

Mit einem ſeltſam gemiſchten Gefühl mögen beide große Meiſter im erſten Augenblick einander gegenüber geſtanden haben. Beide waren Jahre lang, mit beinahe gleichem Gelingen und gleichem Ruhm die nämliche Bahn gegangen, hatten oft in den Gegenſtänden ihres künſtleriſchen Bemühens die nämliche Wahl getroffen, und waren gewiß auch oft genug zu gegenſeitigem Nachtheil mit einander verglichen worden. Denn die Welt hatte von jeher die Unart, von der ſie auch wohl nie laſſen wird, zu glauben, daß ſie

keinen ihrer großen Zeitgenoſſen nach Verdienſt ehren könne, ohne ihm einen zweiten gegenüber zu ſtellen, auf deſſen Koſten ſie ihn erhebt. Sie wird nie bedenken, daß es beſſer wäre, ſich des Glücks zu freuen, beide in ihrer Mitte zu beſitzen und dabei jeden für ſich auf ſeine Weiſe gelten zu laſſen.

Albrecht Dürers Reiſe glich, wie wir wiſſen, einem Triumphzuge der Kunſt, von dem das Gerücht gewiß auch bis zu Lukas nach Leyden gedrungen war, und ihn vielleicht veranlaßt hatte, gerade in dieſer Zeit nach Antwerpen zu kommen. Er erkannte den hohen Werth des großen Nürnberger Meiſters mit voller Ueberzeugung, ſo wie auch dieſer ihm alle Gerechtigkeit widerfahren ließ, und überall zum Beſitz ſeiner Arbeiten zu gelangen ſuchte. Doch Lukas war jünger, ehrgeiziger, von etwas kränkelnder Lebhaftigkeit, und hatte, wie behauptet wird, wenn gleich ohne es vielleicht jemanden anders als ſich ſelbſt zu geſtehen, oft mit Albrecht Dürer in der Behandlung des nämlichen Gegenſtandes abſichtlich gewetteifert.

Jede andere Regung, auſſer die, herzlicher

Freude, wich indeſſen aus ihrem Gemüth, ſobald beide Meiſter einander erblickten; denn Männer von dieſem Werth konnten ſich nie ungerecht verkennen. Sie brachten in gegenſeitiger Freundlichkeit die kurze Zeit ihres Beiſammenſeyns mit einander zu und Jeder zeichnete zuletzt des Andern Bild, um es als das eines geehrten und geliebten Freundes und Kunſtverwandten mit ſich in die Heimath zu nehmen.

So wie Albrecht Dürer während ſeiner Reiſe überall eine höchſt ehrenvoll gaſtfreie Aufnahme fand, ſo zeichnete der, bei Fürſten und großen Herren nicht ſo perſönlich bekannte, Lukas von Leyden, ſich ſeinerſeits wieder durch Freigebigkeit und gaſtliches Zuvorkommen gegen die Künſtler aus, in deren Wohnort er längere Zeit weilte. In jeder größeren Stadt, durch welche ſein Weg ihn führte, gab er den dort einheimiſchen Malern in ihrem Gildehauſe ein Gaſtmahl und hatte für jedes dieſer Feſte einmal für allemal ſechzig Gulden beſtimmt. Eine damals bedeutende Summe, beſonders wenn man ſich Albrecht Dürers Bemerkung bei einem ihm von Meiſter Bernhard von Orlay gegebenen Feſte erinnert, das er als ſehr

verschwenderisch beschreibt, und meint, es könne wohl an zehn Gulden gekostet haben.

Zu Middelburg erfreute sich Lukas von Leyden besonders an den Gemälden des damals dort wohnenden Johann von Mebuse; auch der Meister selbst, und sein muntres, lustiges Wesen zogen ihn an. Er unterließ nicht in dieser Stadt sein gewohntes Maler-Banket zu geben, wobei er sehr schön und anständig gekleidet erschien, in einem gelblichen Rock von feinem Seiden-Kammelot, der in der Sonne wie Gold glänzte. Aber nun kam Mebuse in einem Kleide von wirklichem goldnen Brokat; diese übergroße Pracht erregte Meister Lukas etwas überspannte Empfindlichkeit, dem es nun bedünken wollte, als würde er wegen seiner einfacheren Tracht von seinen übrigen Gästen weniger geachtet. Hieraus mochte wohl eine nicht ganz angenehme Spannung in der Gesellschaft entstanden seyn, denn sonst wäre dieser an sich unbedeutende Umstand schwerlich auf die Nachwelt gekommen.

So viel Vergnügen diese erste und einzige Kunstreise dem Meister Lukas während ihrer Dauer gemacht haben mochte, so gedachte er ihrer nach

seiner Heimkehr doch nur mit Reue und Schmerz. Er fühlte sich, so wie er wieder zu Hause war, von einem langsam schleichenden Uebel ergriffen, welches, seine Kräfte untergrabend, ihn allmählich dem Untergange zuführte, und kam dadurch auf den unseligen Gedanken, von irgend einem Neider seines Ruhms Gift empfangen zu haben. Freilich läßt die Natur sich selten ungestraft in ihrem gewohnten Gange vorgreifen. Früchte, die früh blühten, reifen früh und fallen ab, und der Geist, der schon den neunjährigen Knaben so mächtig beseelte, mußte auch um so früher die gröberen Bande zerstören, welche ihn an die Erde fesselten. Doch dies bedachte Lukas von Leyden nicht, sondern quälte sich Tag und Nacht mit dem peinlichen Glauben an seine Vergiftung, von dem kein Zureden seiner Freunde ihn abzubringen vermochte.

Er lebte und kränkelte fort, während einer ziemlichen Reihe von Jahren, und behielt das Schreckbild des langsam herannahenden Todes immer im Gesicht. Dabei zerstörte er durch verdoppelten Fleiß alle ihm übrig gebliebene Kraft, statt durch Ruhe für seine längere Erhaltung zu sorgen.

Die letzten sechs Jahre seines Lebens mußte er wegen seiner außerordentlichen Schwäche größtentheils im Bette liegend zubringen, doch selbst dies hinderte ihn nicht, jeden leidlichen Moment seinen Arbeiten zu widmen. Er hatte sich zu diesem Zweck nach eigner Erfindung Werkzeuge und besondere Vorrichtungen verfertigen lassen, die es ihm möglich machten, selbst in dieser Stellung, zu zeichnen, in Holz zu schneiden oder in Kupfer zu stechen. Auch malte er in dieser Zeit noch sein letztes Gemälde in Oel, ein Werk, welches als eines seiner vorzüglichsten in dieser Art gepriesen wird, und zu welchem er wahrscheinlich jede Stunde benutzte, in der er von seinem Schmerzenlager sich erheben konnte.

Dieses Gemälde war mit zweien, dasselbe verschließenden Flügelthüren versehen, mit der Jahrzahl 1531 bezeichnet, und stellte den Heiland dar, wie er einem Blinden das Gesicht wieder verleiht. Die Blindheit des von seinem Knaben geführten Armen, das Mitleid und die himmlische Güte im Angesicht des Erlösers werden als höchst vortrefflich ausgedrückt gepriesen. So auch die Mannichfaltigkeit und der Ausdruck in den Köpfen der

Umstehenden, die Gewänder, die Bäume und Gebüsche in der den Hintergrund bildenden Landschaft. Ein Kunstliebhaber in Harlem kaufte späterhin dieses letzte Meisterwerk Lukas von Leyden um einen bedeutenden Preis, und es gehört vielleicht noch zu den wenigen, die von ihm bis auf unsere Zeit gekommen sind.

Die allerletzte Arbeit, mit der er sich bis kurz vor seinem Ende beschäftigt hatte, war ein Holzschnitt, welcher die Göttin der Weisheit darstellte. Diesen behielt er immer bei sich und sein brechendes Auge betrachtete ihn noch mit Wohlgefallen, als die schwache Hand ihm jede weitere Anstrengung versagte.

Neun Tage vor seinem Tode erfreute ihn noch seine, während seiner Krankheit verheirathete Tochter durch die Geburt eines Enkels, doch legte er dabei auch einen traurigen Beweis seiner, durch langes Leiden auf das Höchste gereizten Empfindlichkeit ab. Denn als die Pathen mit dem Kinde von der Taufe zurückkehrten, fragte er angelegentlich nach dem Namen, den man dem Kinde beigelegt habe, und als man antwortete, man habe dafür gesorgt, daß nach ihm noch ein Lukas von

det oben einen flachen Bogen. Das Kreuz steht in der Mitte des Hauptbildes, am Fuße desselben kniet Magdalena. Links neben dem Kreuze steht die schmerzerfüllte Mutter, neben ihr der heilige Hieronymus, auf der andern Seite der Evangelist Johannes und der Apostel Simeon. Denn auch bei der Anordnung dieses Gemäldes hat Lukas von Leyden sich nicht ganz von der alten byzantinischen Art abgewendet. Die Gestalt des Heilandes kann weder edel, noch ebenmäßig genannt werden, die hagern Beine sind viel zu lang, Hände und Füße zu knöchern, zu abgezehrt, was man aber über die unbeschreiblich herrliche Ausführung und bei dem trefflichen Kolorit leicht übersieht. Die plastische Abrundung aller Gestalten auf diesem Bilde ist höchst glücklich und sorgfältig behandelt, kein Pinselstrich ist sichtbar, die Farben höchst durchsichtig und klar, das Ganze wie durch einen Guß von Emaille entstanden, alle Farbentöne verfließen harmonisch in einander, keine Abstufung wird irgendwo bemerkbar, und selbst der matte Schimmer des Goldgrundes, auf dem Mittelbilde, scheint absichtlich gemildert zu seyn, um die Wirkung der Farben

nicht zu stören. Ein Laubgewinde, das um den obern Rand des Bogens sich hinzieht, stößt unmittelbar an das, welches die beiden Flügelbilder einfaßt.

Den Hintergrund zu diesen bilden ausgespannte Teppiche von Brokat, über welche sehr anmuthige Landschaftchen hervorragen. Auf dem einen derselben sind Johannes der Täufer und die heilige Cäcilia, auf dem andern der heilige Alexius und die heilige Agnes abgebildet. Alle weiblichen Köpfe auf diesem herrlichen Bilde sind höchst anmuthig und lieblich, der Ausdruck des Schmerzes auf dem Mittelbilde, vor allem der Schmerz der Mutter, der heiligen Magdalena und des Evangelisten Johannes, ist von ergreifender Wahrheit. Warm und lebendig, wie das Leben selbst, erscheinen die Köpfe der Apostel und der Heiligen, auf dem Mittelbilde wie auf den Flügelbildern, Haare, Stoffe und Faltenwurf der Gewänder sind bis zur täuschendsten Wahrheit, mit unendlichem Fleiß der Natur nachgebildet. Die Köpfchen der auf dem Mittelbilde, wie auf den Flügelbildern einherschwebenden kleinen Engel sind anmuthig und freundlich, die

der Welt bald hie- bald dorthin geworfen ward. Daher ist es sehr schwer, ja fast unmöglich, dem Gange seiner Schicksale genau zu folgen. Aus der ausgezeichneten Vortrefflichkeit seiner Werke geht indessen hervor, daß er während seiner Lehrjahre treu und fleißig der Uebung seiner Kunst sich widmete, denn ohne dauernden, ernsten Gebrauch aller Kräfte wird Keiner ein Meister, wie Mabuse es ward. Auch ist die Geduld, die Treue, die Zierlichkeit, deren er bei Ausführung seiner Arbeiten sich befliß, gerade bei einem sonst so rastlosen Gemüth zwiefach bewundernswerth, und beweis't, daß dennoch innige Alles überwiegende Liebe zur Kunst der Grundton seines Wesens war.

In der ersten schönsten Blüthe seiner Jugend zog Mabuse nach Rom, um dort seine Bildung für die Kunst zu vollenden. Mit rühmlichem Eifer nahm er die großen italiänischen Meister sich zum Vorbilde, welche jene wunderreiche Zeit, zu der er selbst auch gehörte, verherrlichten. Sowohl ihre Werke, als der Anblick der uns gebliebnen plastischen Gebilde einer großen Vorzeit, erfüllten den für die Kunst glühenden Jüngling mit Bewunderung. Höhere Wünsche stiegen in ihm

auf, er wollte es den großen Meistern seiner ursprünglichen heimathlichen Schule nicht nur gleich thun, er wollte sie wo möglich noch übertreffen, und von der treuesten Nachahmung der lebendigen Natur sich bis zum Ideal der höchsten Schönheit hinaufschwingen, das in dem Marmor vor seinen wonnetrunknen Blicken zu athmen schien. Doch sein guter Genius bewahrte ihn hier auf dem Scheidewege vor jenen Irrgängen, auf welchen viele seiner Nachfolger und zuletzt die deutsche Kunst selbst zu Grunde gingen; Mabuse erkannte, daß Wahrheit ewig das erste Bedingniß der Schönheit seyn werde, und wagte es deshalb nie, sich von ihr und der Natur zu entfernen, obgleich er stets, und oft sehr glücklich, darnach strebte, sie mit dem, seinem inneren Sinne vorschwebenden, ihm höher dünkenden Reiz des Ideellen zu schmücken.

Er war es, der zuerst bei seiner Heimkehr aus Italien die späterhin auf Kosten des guten Geschmacks nur zu sehr herrschend gewordnen allegorischen Darstellungen in das Gebiet seiner vaterländischen Kunst einführte. Er zuerst brachte die italiänische Weise in der Komposition seiner Gemälde an, und auch jene südliche Art vorzüg-

lich nackte Figuren zu malen, was die züchtigen, ehrbaren Altvätter sonst immer so viel möglich zu vermeiden pflegten. Und so wurde er bald berühmt, fand überall Bewunderer und Anhänger.

Mabuse lebte eine Zeitlang in Utrecht, im Dienste des dortigen Bischofs, Philipp von Burgund, und malte viel und fleißig; aber er versank zugleich auch immer tiefer in Ausschweifungen, zu welchen die schlechteste Gesellschaft, die er sich vorzugsweise erwählte, ihn nur verleiten konnte. Die Staffelei und der Aufenthalt in Schenken bei wilden lärmenden Gelagen, theilten sich in seine Zeit, und es ist schwer zu beweisen, wie er bei dieser Lebensweise den klaren Blick und die feste Sicherheit der Hand sich erhalten konnte, oder wie es ihm möglich war, so viel Fleiß auf die höchste Vollendung seiner Gemälde zu verwenden.

Von Utrecht zog Mabuse nach Middelburg, wahrscheinlich auf Verlangen des Abts Maximilian von Burgund, der damals dort lebte und im Jahr 1524 starb. Dieser trug ihm ein großes Altargemälde für die Kirche seiner Abtei auf,

ein Werk von gewaltigem Umfange, mit zwei Flügelthüren, die so groß und schwer waren, daß man sie jedesmal bei Eröffnung des Altars stützen mußte. Der Meister wendete viel Zeit und fast unglaublichen Fleiß auf dieses sehr figurenreiche Gemälde; es stellte eine Abnahme vom Kreuze dar und ward von den Kunstverständigen der Zeit als seine vollendetste Arbeit höchlich gepriesen. Albrecht Dürer, der es sah, als er im Jahr 1521 nach Middelburg kam, wo er auch Mabusen in seinem Hause besuchte, fället indessen in seinem Tagebuche das Urtheil: das Bild sey besser gemalt als gezeichnet. Späterhin schlug der Blitz in die Kirche ein, in welcher es den Altar schmückte, und diese ward unrettbar mit allen Schätzen, welche sie enthielt, ein Raub der Flammen.

Mabuse scheint in Middelburg Anfangs mit großem Aufwande gelebt zu haben, wie die Geschichte seines goldbrokatnen Gewandes bei Lukas von Leydens Gastmahl beweist. Doch ließ er deshalb nicht von seinem gewohnten Leben und mag es wohl ziemlich arg getrieben haben, denn der Magistrat fand endlich für gut, ihn unerachtet

edlen Geſicht. Er trägt ein blaues Gewand, und über demſelben, in leichte ſchöne Falten geworfen, einen weißen, mit Gold eingefaßten Mantel. Ihm zur Seite ſteht die heilige Cäcilie mit ihrer Orgel und horcht, den reinſten Ausdruck himmliſcher Seligkeit in den leuchtenden Augen, auf die Töne, welche unter ihrer Hand, ihr ſelbſt faſt unbewußt, der Orgel entſchweben. Zur andern Seite des Heiligen ſteht die heilige Agnes, ſchön, hold und jung wie eine Blume, geſchmückt wie eine Fürſtin. Lang hinabwallendes goldiges Haar umgibt das roſig blühende Köpfchen; ihr Auge ruht auf einem geöffneten Buche, welches, nebſt dem die Heilige bezeichnenden Palmzweig, in den zarten Händchen ruht, zu ihren Füßen ſchmiegt ſich ein ſchneeweißes Lamm.

Auf dem rechten Flügelbilde ſteht der heilige Jakob der ältere, mit der Keule, als bezeichnendem Emblem ſeines Märtyrertodes, und ebenfalls mit einem Buche; ein herrlicher geiſtreicher Kopf voll lebendigen Ausdrucks; neben dieſem die heilige Chriſtina; der Mühlſtein neben ihr, ihr gewohntes Emblem, ragt wirklich halb zum Bilde heraus. Auf dem linken Flügelbilde ſteht Johan-

nes der Evangelist und blickt mit der Ruhe des über alles Irdische erhabnen Heiligen auf die Schlange, die unter seinem Segensspruch aus dem Kelch emporsteigt, den er hält. Neben Johannes erblickt man die heilige Margaretha. Schön, edel, mit entzückender Freude sieht sie in Gestalt eines zornsprühenden Ungeheuers den Urheber alles Bösen sich kraftlos unter ihrem Fuße winden, der, wie die Legende erzählt, ihr in dieser Gestalt im Kerker erschien, um die heilige Jungfrau zu schrecken. Die heitere Feierlichkeit, die ernste Pracht dieses Bildes läßt sich durch Worte nicht darstellen, man steht davor, wie vor einem lichterfüllten, heiligen Tempel. Die technische Vollkommenheit derselben, die Schönheit der Draperien, des reichen mannichfaltigen Schmuckes, die Hände, das lebenswarme Kolorit, stellen es zu dem herrlichsten, was je die Kunst der alten Meister hervorbrachte.

Ein sehr schönes und seltenes Gemälde dieses großen Meisters befindet sich in der Sammlung des Herrn von Liebersberg in Köln. Es stellt die Kreuzigung des Heilandes dar, ist drei Fuß fünf Zoll hoch, zwei Fuß sieben Zoll breit, und bil-

det oben einen flachen Bogen. Das Kreuz ſteht in der Mitte des Hauptbildes, am Fuße deſſelben kniet Magdalena. Links neben dem Kreuze ſteht die ſchmerzerfüllte Mutter, neben ihr der heilige Hieronymus, auf der andern Seite der Evangeliſt Johannes und der Apoſtel Simeon. Denn auch bei der Anordnung dieſes Gemäldes hat Lukas von Leyden ſich nicht ganz von der alten byzantiniſchen Art abgewendet. Die Geſtalt des Heilandes kann weder edel, noch ebenmäßig genannt werden, die hagern Beine ſind viel zu lang, Hände und Füße zu knöchern, zu abgezehrt, was man aber über die unbeſchreiblich herrliche Ausführung und bei dem trefflichen Kolorit leicht überſieht. Die plaſtiſche Abrundung aller Geſtalten auf dieſem Bilde iſt höchſt glücklich und ſorgfältig behandelt, kein Pinſelſtrich iſt ſichtbar, die Farben höchſt durchſichtig und klar, das Ganze wie durch einen Guß von Emaille entſtanden, alle Farbentöne verfließen harmoniſch in einander, keine Abſtufung wird irgendwo bemerkbar, und ſelbſt der matte Schimmer des Goldgrundes, auf dem Mittelbilde, ſcheint abſichtlich gemildert zu ſeyn, um die Wirkung der Farben

nicht zu Worte. Ein Laubgewinde, das um den obern Rand des Bogens sich hinzieht, stößt unmittelbar an das, welches die beiden Flügelbilder einfaßt.

Den Hintergrund zu diesen bilden ausgespannte Teppiche von Brokat, über welche sehr anmuthige Landschaftchen hervorragen. Auf dem einen derselben sind Johannes der Täufer und die heilige Cäcilia, auf dem andern der heilige Alexius und die heilige Agnes abgebildet. Alle weiblichen Köpfe auf diesem herrlichen Bilde sind höchst anmuthig und lieblich, der Ausdruck des Schmerzes auf dem Mittelbilde, vor allem der Schmerz der Mutter, der heiligen Magdalena und des Evangelisten Johannes, ist von ergreifender Wahrheit. Warm und lebendig, wie das Leben selbst, erscheinen die Köpfe der Apostel und der Heiligen, auf dem Mittelbilde wie auf den Flügelbildern, Haare, Stoffe und Faltenwurf der Gewänder sind bis zur täuschendsten Wahrheit, mit unendlichem Fleiß der Natur nachgebildet. Die Köpfchen der auf dem Mittelbilde, wie auf den Flügelbildern einherschwebenden kleinen Engel sind anmuthig und freundlich, die

det oben einen flachen Bogen. Das Kreuz ſteht in der Mitte des Hauptbildes, am Fuße deſſelben kniet Magdalena. Links neben dem Kreuze ſteht die ſchmerzerfüllte Mutter, neben ihr der heilige Hieronymus, auf der andern Seite der Evangeliſt Johannes und der Apoſtel Simeon. Denn auch bei der Anordnung dieſes Gemäldes hat Lukas von Leyden ſich nicht ganz von der alten byzantiniſchen Art abgewendet. Die Geſtalt des Heilandes kann weder edel, noch ebenmäßig genannt werden, die hagern Beine ſind viel zu lang, Hände und Füße zu knöchern, zu abgezehrt, was man aber über die unbeſchreiblich herrliche Ausführung und bei dem trefflichen Kolorit leicht überſieht. Die plaſtiſche Abrundung aller Geſtalten auf dieſem Bilde iſt höchſt glücklich und ſorgfältig behandelt, kein Pinſelſtrich iſt ſichtbar, die Farben höchſt durchſichtig und klar, das Ganze wie durch einen Guß von Emaille entſtanden, alle Farbentöne verfließen harmoniſch in einander, keine Abſtufung wird irgendwo bemerkbar, und ſelbſt der matte Schimmer des Goldgrundes, auf dem Mittelbilde, ſcheint abſichtlich gemildert zu ſeyn, um die Wirkung der Farben

nicht zu hören. Ein Laubgewinde, das um den obern Rand des Bogens sich hinzieht, stößt unmittelbar an das, welches die beiden Flügelbilder einfaßt.

Den Hintergrund zu diesen bilden ausgespannte Teppiche von Brokat, über welche sehr anmuthige Landschaftchen hervorragen. Auf dem einen derselben sind Johannes der Täufer und die heilige Cäcilia, auf dem andern der heilige Alexius und die heilige Agnes abgebildet. Alle weiblichen Köpfe auf diesem herrlichen Bilde sind höchst anmuthig und lieblich, der Ausdruck des Schmerzes auf dem Mittelbilde, vor allem der Schmerz der Mutter, der heiligen Magdalena und des Evangelisten Johannes, ist von ergreifender Wahrheit. Warm und lebendig, wie das Leben selbst, erscheinen die Köpfe der Apostel und der Heiligen, auf dem Mittelbilde wie auf den Flügelbildern, Haare, Stoffe und Faltenwurf der Gewänder sind bis zur täuschendsten Wahrheit, mit unendlichem Fleiß der Natur nachgebildet. Die Köpfchen der auf dem Mittelbilde, wie auf den Flügelbildern einherschwebenden kleinen Engel sind anmuthig und freundlich, die

Körperchen freilich erscheinen durch die Verkürzungen ein wenig verkrüppelt, doch alle diese kleinen Mängel werden durch die hohe Ausführung des ganzen Meisterwerks dermaßen überstrahlt, daß man sie kaum bemerkt. Von außen zeigen die beiden Flügelbilder, wenn sie geschlossen das Mittelbild bedecken, grau in grau gemalt, den englischen Gruß.

Johann von Mabuſe, auch Maubeuge und Maboggio genannt.

In Maubeuge oder Mabuſe, einem Ort im Hennegau, ward dieſer Meiſter zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts geboren, und nahm nach damaligem Künſtlergebrauch den Namen ſeiner Vaterſtadt an. Wer ſeine Eltern waren, iſt eben ſo unbekannt geblieben, als der Name des Meiſters, unter deſſen Leitung er zuerſt die Künſtlerbahn betrat. Nur ſo viel iſt gewiß, daß er ſchon in der Jugend als ſeine hohe Meiſterin die Natur anerkannt haben muß, der er auch in der Folge, bei mancher Abweichung, dennoch im Grunde ſtets treu blieb. Sein wilder ungeregelter Geiſt, ſein leidenſchaftliches Weſen riſſen ihn ſpäter zu tauſend Verirrungen hin, ſo daß er, während eines wüſten, ausſchweifenden Lebens, in

der Welt bald hie- bald dorthin geworfen ward. Daher ist es sehr schwer, ja fast unmöglich, dem Gange seiner Schicksale genau zu folgen. Aus der ausgezeichneten Vortrefflichkeit seiner Werke geht indessen hervor, daß er während seiner Lehrjahre treu und fleißig der Uebung seiner Kunst sich widmete, denn ohne dauernden, ernsten Gebrauch aller Kräfte wird Keiner ein Meister, wie Mabuse es ward. Auch ist die Geduld, die Treue, die Zierlichkeit, deren er bei Ausführung seiner Arbeiten sich befliß, gerade bei einem sonst so rastlosen Gemüth zwiefach bewundernswerth, und beweis't, daß dennoch innige Alles überwiegende Liebe zur Kunst der Grundton seines Wesens war.

In der ersten schönsten Blüthe seiner Jugend zog Mabuse nach Rom, um dort seine Bildung für die Kunst zu vollenden. Mit rühmlichem Eifer nahm er die großen italiänischen Meister sich zum Vorbilde, welche jene wunderreiche Zeit, zu der er selbst auch gehörte, verherrlichten. Sowohl ihre Werke, als der Anblick der uns gebliebnen plastischen Gebilde einer großen Vorzeit, erfüllten den für die Kunst glühenden Jüngling mit Bewunderung. Höhere Wünsche stiegen in ihm

auf, er wollte es den großen Meistern seiner ursprünglichen heimathlichen Schule nicht nur gleich thun, er wollte sie wo möglich noch übertreffen, und von der treuesten Nachahmung der lebendigen Natur sich bis zum Ideal der höchsten Schönheit hinaufschwingen, das in dem Marmor vor seinen wonnetrunknen Blicken zu athmen schien. Doch sein guter Genius bewahrte ihn hier auf dem Scheidewege vor jenen Irrgängen, auf welchen viele seiner Nachfolger und zuletzt die deutsche Kunst selbst zu Grunde gingen; Mabuse erkannte, daß Wahrheit ewig das erste Bedingniß der Schönheit seyn werde, und wagte es deshalb nie, sich von ihr und der Natur zu entfernen, obgleich er stets, und oft sehr glücklich, darnach strebte, sie mit dem, seinem inneren Sinne vorschwebenden, ihm höher dünkenden Reiz des Ideellen zu schmücken.

Er war es, der zuerst bei seiner Heimkehr aus Italien die späterhin auf Kosten des guten Geschmacks nur zu sehr herrschend gewordnen allegorischen Darstellungen in das Gebiet seiner vaterländischen Kunst einführte. Er zuerst brachte die italiänische Weise in der Komposition seiner Gemälde an, und auch jene südliche Art vorzüg-

der Welt bald hie- bald dorthin geworfen ward. Daher iſt es ſehr ſchwer, ja faſt unmöglich, dem Gange ſeiner Schickſale genau zu folgen. Aus der ausgezeichneten Vortrefflichkeit ſeiner Werke geht indeſſen hervor, daß er während ſeiner Lehrjahre treu und fleißig der Uebung ſeiner Kunſt ſich widmete, denn ohne dauernden, ernſten Gebrauch aller Kräfte wird Keiner ein Meiſter, wie Mabuſe es ward. Auch iſt die Geduld, die Treue, die Zierlichkeit, deren er bei Ausführung ſeiner Arbeiten ſich befliß, gerade bei einem ſonſt ſo raſtloſen Gemüth zwiefach bewundernswerth, und beweiſ't, daß dennoch innige Alles überwiegende Liebe zur Kunſt der Grundton ſeines Weſens war.

In der erſten ſchönſten Blüthe ſeiner Jugend zog Mabuſe nach Rom, um dort ſeine Bildung für die Kunſt zu vollenden. Mit rühmlichem Eifer nahm er die großen italiäniſchen Meiſter ſich zum Vorbilde, welche jene wunderreiche Zeit, zu der er ſelbſt auch gehörte, verherrlichten. Sowohl ihre Werke, als der Anblick der uns gebliebnen plaſtiſchen Gebilde einer großen Vorzeit, erfüllten den für die Kunſt glühenden Jüngling mit Bewunderung. Höhere Wünſche ſtiegen in ihm

auf, er wollte es den großen Meistern seiner ursprünglichen heimathlichen Schule nicht nur gleich thun, er wollte sie wo möglich noch übertreffen, und von der treuesten Nachahmung der lebendigen Natur sich bis zum Ideal der höchsten Schönheit hinaufschwingen, das in dem Marmor vor seinen wonnetrunknen Blicken zu athmen schien. Doch sein guter Genius bewahrte ihn hier auf dem Scheidewege vor jenen Irrgängen, auf welchen viele seiner Nachfolger und zuletzt die deutsche Kunst selbst zu Grunde gingen; Mabuse erkannte, daß Wahrheit ewig das erste Bedingniß der Schönheit seyn werde, und wagte es deshalb nie, sich von ihr und der Natur zu entfernen, obgleich er stets, und oft sehr glücklich, darnach strebte, sie mit dem, seinem inneren Sinne vorschwebenden, ihm höher dünkenden Reiz des Ideellen zu schmücken.

Er war es, der zuerst bei seiner Heimkehr aus Italien die späterhin auf Kosten des guten Geschmacks nur zu sehr herrschend gewordnen allegorischen Darstellungen in das Gebiet seiner vaterländischen Kunst einführte. Er zuerst brachte die italiänische Weise in der Komposition seiner Gemälde an, und auch jene südliche Art vorzüg-

lich nackte Figuren zu malen, was die züchtigen, ehrbaren Altväter sonst immer so viel möglich zu vermeiden pflegten. Und so wurde er bald berühmt, fand überall Bewunderer und Anhänger.

Mabuse lebte eine Zeitlang in Utrecht, im Dienste des dortigen Bischofs, Philipp von Burgund, und malte viel und fleißig; aber er versank zugleich auch immer tiefer in Ausschweifungen, zu welchen die schlechteste Gesellschaft, die er sich vorzugsweise erwählte, ihn nur verleiten konnte. Die Staffelei und der Aufenthalt in Schenken bei wilden lärmenden Gelagen, theilten sich in seine Zeit, und es ist schwer zu begreifen, wie er bei dieser Lebensweise den klaren Blick und die feste Sicherheit der Hand sich erhalten konnte, oder wie es ihm möglich war, so viel Fleiß auf die höchste Vollendung seiner Gemälde zu verwenden.

Von Utrecht zog Mabuse nach Middelburg, wahrscheinlich auf Verlangen des Abts Maximilian von Burgund, der damals dort lebte und im Jahr 1524 starb. Dieser trug ihm ein großes Altargemälde für die Kirche seiner Abtei auf,

ein Werk von gewaltigem Umfange, mit zwei Flügelthüren, die so groß und schwer waren, daß man sie jedesmal bei Eröffnung des Altars stützen mußte. Der Meister wendete viel Zeit und fast unglaublichen Fleiß auf dieses sehr figurenreiche Gemälde; es stellte eine Abnahme vom Kreuze dar und ward von den Kunstverständigen der Zeit als seine vollendetste Arbeit höchlich gepriesen. Albrecht Dürer, der es sah, als er im Jahr 1521 nach Middelburg kam, wo er auch Mabusen in seinem Hause besuchte, fället indessen in seinem Tagebuche das Urtheil: das Bild sey besser gemalt als gezeichnet. Späterhin schlug der Blitz in die Kirche ein, in welcher es den Altar schmückte, und diese ward unrettbar mit allen Schätzen, welche sie enthielt, ein Raub der Flammen.

Mabuse scheint in Middelburg Anfangs mit großem Aufwande gelebt zu haben, wie die Geschichte seines goldbrokatnen Gewandes bei Lukas von Leydens Gastmahl beweis't. Doch ließ er deshalb nicht von seinem gewohnten Leben und mag es wohl ziemlich arg getrieben haben, denn der Magistrat fand endlich für gut, ihn unerachtet

seines hell leuchtenden Künstlerruhmes gefänglich einzuziehen, ob wegen Schulden oder sonst sträflicher Handlungen, ist nicht bekannt. Mabuse wendete indessen diese unfreiwillige Einsamkeit zu mehreren vortrefflichen Zeichnungen an, von denen Karl von Mander, der sie noch gesehen hat, mit Freude und Bewunderung spricht.

Es scheint, als ob Mabuse nach wieder erlangter Freiheit eine Reise nach London gemacht habe; vielleicht zog Hans Holbein ihn hin, der damals unter dem Schutze König Heinrichs des Achten dort lebte. Denn außer vielen, vielleicht noch in England existirenden, trefflich gemalten Bildnissen von Mabusens Hand, wurde in der sehr bedeutenden Gallerie des alten Palastes von Whitehall noch insonderheit das von ihm gemalte Porträt zweier vornehm geschmückter Knaben bewundert, die wahrscheinlich zu der Familie des Königs gehörten. Doch der Palast selbst, die alte Residenz der Könige von England, von Heinrich des Achten Zeit bis auf die der Königin Anna, ward seitdem bis auf einen kleinen Theil zerstört. Neuere Gebäude aller Art erfüllen jetzt den weiten Raum, welchen dieses Prachtgebäude

ehemals von den Ufern der Themſe an bis zu dem jetzigen St. Jamespark mit ſeinen weitläuftigen Nebengebäuden bedeckte. Die Gemälde daraus ſind alle zerſtreut oder ſpurlos verloren, und ſo mögen denn auch Mabuſens Arbeiten kein beſſeres Schickſal gehabt haben.

Eine Zeitlang, ob früher oder ſpäter? iſt ſchwer auszumitteln, befand ſich Mabuſe als Hofmaler im Dienſte eines vornehmen Niederländers, den Karl von Mander den Marquis van der Veren nennt. Dieſer muß ſehr reich und ſehr vornehm geweſen ſeyn, denn ſein Haushalt war ganz auf fürſtlichen Fuß eingerichtet. Er hielt ſich einen Poeten, einen Maler und einen Philoſophen als unentbehrliche Mitglieder ſeines Hofſtaats. Ob er dieſen dreien auch den luſtigen Rath beigeſellte, finde ich nicht erwähnt, es ſcheint faſt, als ob Mabuſe auch dieſen Ehrenpoſten neben ſeinem eigenthümlichen mitunter verſehen habe, wie aus folgendem Zuge ſeines Hoflebens hervorgeht.

Kaiſer Karl der Fünfte dachte einſt dem Marquis van der Veren die hohe Ehre ſeines Beſuches zu und dieſer machte natürlicher Weiſe ſo-

gleich die allervortrefflichsten Anstalten zum würdigen Empfang des hohen Gastes. Die ganze Dienerschaft ward neu und glänzend gekleidet, besonders aber sollten der Poet, der Philosoph und der Maler in neuen Gewändern von prächtigem weißen seidnen Damast das Fest verherrlichen helfen. Die Schneider nähten Tag und Nacht, doch Mabuse wußte unter dem Vorwande, seinem Kleide einen ganz neuen malerischen Zuschnitt zu geben, den ihm bestimmten Damast unverarbeitet in die Hände zu bekommen; und da er, wie Alle seines gleichen, in ewiger Geldnoth war, so verkaufte er ihn heimlich, trug das Geld in die Schenke, und machte sich dafür, um die Folgen ganz unbesorgt, auf seine Weise einen guten Tag. Der Marquis erfuhr es wohl, denn wann wäre an einem kleinen Hofe ein solches Geheimniß verborgen geblieben? aber er kannte seinen Mann, ließ ihn stillschweigend gewähren, und verließ sich auf dessen Talent, sich aus jeder Verlegenheit zu ziehen.

Der große Tag kam, der Kaiser auch. Die Majestät ward gebührend empfangen, und endlich von dem Marquis auf einen Balkon geführt, um

die lange Reihe der geſchmückten Diener anzuſehen, die prozeſſionsartig unten im Hofe vorbeizogen. Der Poet und der Philoſoph in ihren ſchönen weißen damaſtnen Gewändern ſtolzirten an der Spitze des Zuges, und in ihrer Mitte Mabuſe in einem ähnlichen, doch weit ſchöneren Kleide. Damaſt von ſolcher Pracht, ſo blendend weiß, mit ſo herrlichen geſchmackvollen Laubgewinden und Blumen hatte der Kaiſer noch nicht geſehen, auch lobte er ihn über die Maßen.

Bei der Tafel endlich, wo der Poet, der Philoſoph und der Maler in ihren ſchönen Kleidern unter der übrigen geputzten Dienerſchaar zur Aufwartung bereit daſtanden, fiel des Kaiſers Blick abermals auf Mabuſens vortrefflichen Damaſt; dem Maler wurde gewinkt, näher zu treten, der Damaſt blieb auch in der Nähe ſo ſchön, daß der Kaiſer einen Zipfel des Gewandes ergriff, um ihn beſſer zu unterſuchen, und nun erſt entdeckte er die Täuſchung. Das ganze Gewand war Papier, über und über mit Blumen und Ranken, dem wirklichen Stoffe ſo ähnlich übermalt, daß wirklich nur das Gefühl den unglaublichen Irrthum entdecken konnte.

Die Majestät lachte, daß ihr die Augen übergingen, als sie die Geschichte des wundersamen Rockes jetzt vernahm, die ganze Tischgesellschaft lachte mit, und so lange der Kaiser regierte hatte er keine so fröhliche Tafel gehalten. Um viel hundert Ellen des herrlichsten Damasts hätte der Marquis diesen Schwank seines Hofmalers nicht missen mögen, und dieser gewagte Streich befestigte ihn sogar noch in der Huld seines Herrn, der, minder geschickt ausgeführt, ihn wahrscheinlich völlig gestürzt hätte.

Doch Mabuse wußte auch auf edlere Weise sein großes Talent im Hause seines Beschützers geltend zu machen. Er malte dessen Gemahlin nebst ihrem Sohn, als Madonna mit dem Kinde, und wandte so viel Fleiß auf die Ausführung dieses köstlichen Bildes, daß sogar seine übrigen Gemälde, so trefflich gemalt sie auch sind, dagegen rauh und unvollendet erscheinen.

Dieses aber ist auch Alles, was ich vom Leben dieses großen Meisters in Erfahrung bringen konnte, dessen Natur das Höchste mit dem Niedrigsten auf so seltsame Weise vereinte. Man sagt, er sey im Jahr 1562 in ziemlich hohem Alter gestorben,

doch ist sowohl der Ort, wo er starb, als die Art seines Todes unbekannt.

Das Grab bedeckt die Verirrungen seines Lebens, doch was er in Hinsicht auf die Kunst war, beweisen drei seiner unschätzbaren Gemälde in der Sammlung der Herren Boisserée. Das eine, eine Kreuzigung, ist ein großes Bild, von dem man vermuthet, daß er es vor seiner Reise nach Italien gemalt haben könne, aber dennoch spricht schon aus diesem sein lebhaftes, dem warmen Süden sich annäherndes Wesen. Weniger fromm, ruhig und innig, als seine großen Vorgänger und Zeitgenossen bei Behandlung dieses Gegenstandes es waren, brachte er in die Darstellung ein höchst effektvolles Leben, ich möchte sagen ein dramatisches Fortschreiten; alles ist in Bewegung, doch immer fern von aller Uebertreibung. Die drei Kreuze nehmen die Mitte des Bildes ein; auf der den Hintergrund bildenden Landschaft erblickt man Jerusalem und viele hin und her Wandelnde unter den Mauern der Stadt. Wunderschön ist der Kontrast zwischen dem sterbenden Heiland und den in peinlicher Qual verscheidenden Verbrechern ausgedrückt, nicht minder

auch der zwischen diesen beiden obwaltende Unterschied der Charaktere. Beider Sterben ist furchtbar, doch fern von gräßlicher Verzerrung, ihre Physiognomien gänzlich verschieden, so wie auch ihre Haltung im Tode.

Angeklammert an den Fuß des Kreuzes, welches den Erlöser trägt, mit dem vollen Ausdruck wilden verzweiflenden Schmerzes, halb knieend, halb aufgerichtet, blickt Magdalena zu ihm auf, fast zürnend dem Himmel, der dies Ungeheure geschehen läßt. Seitwärts erliegt die weinende Mutter ihrem stilleren, doch nicht minder herzzerreißenden Schmerz. Johannes und Maria Salome unterstützen, im eignen Jammer fast vergehend, die Halbohnmächtige. Wahrhaft herzergreifend ist die Gottergebenheit der Alles duldenden Mutter, im Gegensatz mit dem leidenschaftlichen Stürmen der weit jüngern Magdalena, die im Drange des Weltlebens noch nicht lernen konnte sich unter den Willen Gottes fromm zu beugen. Der Ausdruck, die Gruppirung, die Schönheit der Köpfe, so wie die Draperie dieser Gruppe sind vor Allem bewundernswerth, besonders in letzter Hinsicht das dunkelblaue Gewand der Magdalena und das der

Maria Salome; ein sehr reizendes mit einer Art von goldnem Netz verbundnes Häubchen schmückt das schöne Köpfchen der letzteren. Die um das Kreuz versammelten Pharisäer bilden einen zweiten Kontrast mit den weinenden Frauen; Kriegsknechte auf stolzen Pferden schließen an diese sich an, unter denen sich ein vornehmer Mann im rothen Gewande auszeichnet, wahrscheinlich Pontius Pilatus. Alle diese Gestalten, diese Köpfe, vom verschiedensten Ausdruck, sind voll Leben und Wahrheit. Es ist ein Bild, das den Blick unwiderstehlich fesselt, es athmet, es bewegt sich wenn man es länger betrachtet.

Ein zweites, weit kleineres Bild, welches Mabuse nach seiner Heimkehr nach Rom malte, ist die vorhin erwähnte Abbildung der Gemahlin des Marquis van der Vere als Madonna. Es erinnert an die Werke Michael Angelo's, und an alles Herrliche italischer Kunst. Es zeigt uns die heilige Jungfrau in hoher Anmuth, in fürstlicher Pracht, als Königin des Himmels. Der tiefe Ernst des Kindes ist wahrhaft göttlich zu nennen, das prächtige faltenreiche Gewand der Mutter fließt weit über den Boden hin. Höher konnte

Faſſungsvermögen, machten ihm auch das Schwerſte leicht, doch ſein angeborner Beruf zur bildenden Kunſt trat vor Allem auffallend vor und äußerte ſich ſogar in ſeinen kindiſchen Spielen. Die ihm zugänglichen Gemälde, ſelbſt die damals allgemeinen gemalten Fenſterſcheiben nachzuzeichnen und zu malen, war ſeine innigſte Freude, und bei ſeinen Schulkameraden machte er ſich beſonders dadurch beliebt, daß er ihre in der Schule üblichen Tintenfäſſer von weißem Horn mit allerlei artigen Verzierungen ſchmückte, indem er Menſchen und Thiere, Bäume und Blumen ſehr ſauber und erfindungsreich mit einem Federmeſſer hineinſchnitt. Zum Glück waren Schoreels Pflegeältern nicht nur ſo verſtändig dieſes Alles gehörig zu beachten, ſondern auch liebevoll genug, um ſelbſt mit eigner Aufopferung das aufkeimende Talent des Knaben zu unterſtützen, ſobald ſie es erkannt hatten. Sie nahmen ihn deshalb ſchon im vierzehnten Jahre aus der Schule, wo er indeſſen zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Ausbildung einen recht tüchtigen Grund gelegt hatte, und brachten ihn nach Harlem zu dem beſten Maler, den ſie kannten, zu Meiſter Wilhelm Cornelis.

Johann von Schoreel.

In Schoreel, einem kleinen holländiſchen Dorf, ohnweit Alkmaar, trat dieſer ſeltne, von der Natur durch ihre edelſten Gaben ausgezeichnete Geiſt, am erſten Auguſt des Jahrs 1495 in das irdiſche Leben. Nahe Verwandte nahmen ſich mit wahrhaft väterlicher Sorgfalt des verwaiſ'ten Knaben an, der in frühſter Jugend beide Eltern verlor, und nun fromm und einfach unter Jener treuen Pflege heran wuchs. Sobald er das dazu gehörige Alter erreicht hatte, wurde er nach Alkmaar auf die Schule gebracht, wo er ſich durch ſittliches Betragen und ſchnelles Fortſchreiten in Allem, was ihm gelehrt ward, beſonders in der lateiniſchen Sprache, vor ſeinen Mitſchülern auszeichnete. Was er auch unternahm, begünſtigte ein ſeltnes Gelingen; ſeine natürlichen Fähigkeiten, ſein großes

Faſſungsvermögen, machten ihm auch das Schwerſte leicht, doch ſein angeborner Beruf zur bildenden Kunſt trat vor Allem auffallend vor und äußerte ſich ſogar in ſeinen kindiſchen Spielen. Die ihm zugänglichen Gemälde, ſelbſt die damals allgemeinen gemalten Fenſterſcheiben nachzuzeichnen und zu malen, war ſeine innigſte Freude, und bei ſeinen Schulkameraden machte er ſich beſonders dadurch beliebt, daß er ihre in der Schule üblichen Tintenfäſſer von weißem Horn mit allerlei artigen Verzierungen ſchmückte, indem er Menſchen und Thiere, Bäume und Blumen ſehr ſauber und erfindungsreich mit einem Federmeſſer hineinſchnitt. Zum Glück waren Schoreels Pflegeältern nicht nur ſo verſtändig dieſes Alles gehörig zu beachten, ſondern auch liebevoll genug, um ſelbſt mit eigner Aufopferung das aufſtrebende Talent des Knaben zu unterſtützen, ſobald ſie es erkannt hatten. Sie nahmen ihn deshalb ſchon im vierzehnten Jahre aus der Schule, wo er indeſſen zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Ausbildung einen recht tüchtigen Grund gelegt hatte, und brachten ihn nach Haarlem zu dem beſten Maler, den ſie kannten, zu Meiſter Wilhelm Cornelis.

Dieſer Wilhelm Cornelis, der aber mit mehreren ſeiner Kunſtgenoſſen, die auch Cornelis hießen, nicht zu verwechſeln iſt, war in der That ein nicht ungeſchickter Maler, und wohl fähig ſeinen hoffnungsvollen Lehrling dem Anfange der rechten Bahn zuzuleiten, doch dabei rohen harten Gemüths, eigennützig in hohem Grade, und auch dem Trunke ergeben. Er machte viel Einwendung, ehé er ſich entſchloß, den Knaben in die Lehre zu nehmen, und willigte endlich nur unter der Bedingung darein, daß die Vormünder deſſelben ſich ſchriftlich anheiſchig machten, ihn drei Jahre in ſeinem Dienſte zu laſſen, oder, im Falle er die Werkſtatt ſeines Meiſters früher verließe, eine bedeutende Geldbuße zu zahlen. Schoreels Pflegeältern, denen das Fortkommen des verwaiſten Knaben ſehr am Herzen lag, willigten in Alles; das ungefügige, aufgeblaſene Weſen des Meiſters brachte den einfachen treuen Landleuten nur einen um ſo feſtern Glauben an ſeine Kunſt bei, indem ſie meinten, daß, wo ſo viel gefordert würde, auch viel geleiſtet werden müſſe; ſie unterſchrieben daher was man verlangte, und Schoreel zog fröhlichen Muthes

als wohlbestallter Lehrling bei seinem Meister ins Haus.

Daß es ihm dort mitunter übel genug ergehen mochte, ist leicht zu erachten, aber er ertrug Alles, denn er durfte ja zeichnen und malen den ganzen Tag. Auch machte er in kurzer Zeit so schnelle und so bedeutende Fortschritte, daß er schon im ersten Jahr im Stande war, seinem eigennützigen Lehrherrn durch seine Kunstarbeiten einen Gewinn von mehr als hundert holländischen Gulden einzubringen; eine sehr beträchtliche Summe in jener Zeit. Der arme Knabe hatte aber leider mit einem, jeder guten Empfindung unfähigen Menschen zu thun; denn statt daß, wie zu erwarten stand, Fleiß und Talent ihm wenigstens eine freundlichere Behandlung seines Meisters erworben hätten, zogen diese Eigenschaften ihm nur Neid und Argwohn zu. Wilhelm Cornelis konnte nicht ohne inneren Verdruß den Fortschritten des Lehrlings zusehen, der ihn in kurzem zu verdunkeln drohte, fand es hinwieder aber auch zu bequem, müßig in der Schenke zu sitzen, während dieser daheim für ihn Geld verdiente, als daß er nicht hätte dafür sorgen sollen, sich einen solchen Arbeiter

zu erhalten. Daß Liebe und Freundlichkeit hier Alles thun könne, fiel ihm nicht ein; lieber bewachte er den armen Knaben Tag und Nacht auf die unleidlichſte Weiſe, überhäufte ihn mit Arbeit, und verwieß ihn, bei dem kleinſten Zeichen gerechten Unwillens über eine ſolche Behandlung, auf die Verſchreibung, die ihn noch auf lange Zeit zu ſeinem Leibeignen machte, und die der Meiſter von nun an immer bei ſich trug.

„Siehſt du Jan?“ ſtammelte er oft, wenn er betrunken war, und klopfte dabei höhniſch lachend auf ſeine Taſche, „ſiehſt du, da hab ich dich, da ſteckſt du feſt darin. Gehſt du mir davon, ſo weiß ich ſchon, was ich mit deinen Freunden anzufangen habe, die ſollens empfinden.“

Den armen Schoreel ſchmerzten dieſe ewigen Neckereien und Drohungen jedesmal tief in der Seele, er begann ſogar ſich heimlich darüber zu härmen, und der Gedanke, ſo verkauft zu ſeyn, ward ihm endlich ſo entſetzlich, daß er beſchloß Alles anzuwenden, um der heilloſen Verſchreibung habhaft zu werden. Es gelang ihm auch wirklich, in einer ſehr ſtürmiſchen dunkeln Nacht, da der Meiſter völlig betrunken wie ein Todter da

lag. Leicht wie ein Vogel ſprang Schoreel mit ſeinem Raube davon, lief auf die Brücke, wo er das Papier, in tauſend Stückchen zerriſſen, dem Winde und den Wellen übergab, kehrte dann leichteren Herzens wieder heim, und ging ruhig zu Bette.

In der reinen Seele des jetzt fünfzehnjährigen Knaben war bei alle dem keine Spur des Gedankens aufgekommen, ſich auf dieſe Weiſe durch Zerſtörung der Handſchrift von der gegen ſeinen Lehrherrn eingegangnen Verbindlichkeit befreien zu wollen. Sein treues redliches Gemüth glaubte ſich hinfort nicht minder an das für ihn gethane Verſprechen gebunden als zuvor, aber der verhaßte Anblick der Handſchrift, und das ewige Drohen mit dieſer konnte ihn nun doch nicht mehr plagen; er fühlte ſich frei, weil nur ſeine innere Ueberzeugung ihn band, und ertrug nunmehr Alles mit Geduld, ward vielleicht aber auch beſſer gehalten.

Redlich und treu, ohne einen Verſuch zu entfliehen, arbeitete er nun für den Meiſter nach beſten Kräften fort, lernte, ſo viel ſeine jetzige Lage ihm erlaubte, und kannte kein Vergnügen

als Sonntags und Feiertags, wenn die Sonne und die warme Sommerluft ihn lockten, einsam hinaus in das nahe Harlemer Holz zu wandern. Dort, unter den hohen herrlichen Laubgewölben, vergaß er Alles, was sein Leben beengte; lagerte sich mit jener unnennbaren Sonntagsfreude, welche die Kinder vornehmer Eltern selten kennen lernen, an irgend einem stillen Plätzchen in das grüne weiche Gras, zeichnete Bäume, Büsche, Blumen und Kräuter nach der Natur, und ergötzte sich dabei an dem Gezwitscher der kleinen Vögel und dem Festgesang zahlloser Nachtigallen, die noch alljährlich im Harlemer Holze ihre Wohnung aufschlagen. Wenn dann die Sonne sank, kehrte der junge Künstler mit bereicherter Mappe wieder heim in seine unerfreuliche Wohnung, und war doch innerlich vergnügt, wie ein Prinz es nur immer seyn könnte.

Endlich im Jahre 1512 waren die drei sauern Lehrjahre überstanden; Schoreel, jetzt siebzehn Jahre alt, fühlte Kraft und Muth, sich ferner selbst durch die Welt zu helfen, und war klug genug, sich durch die plötzlich eingetretne Freundlichkeit seines Lehrherrn nicht zu einem falschen Schritte

verleiten zu laſſen. Er nahm geziemenden Abſchied von ihm, und wanderte leichten Muthes nach der großen ſchönen Handelsſtadt Amſterdam, wo er bald nach ſeiner Ankunft in der Wohnung und der Werkſtatt des Meiſter Jakob Cornelis, den er wahrſcheinlich ſchon früher hatte kennen gelernt, ſehr freundlich aufgenommen ward.

Dieſer Meiſter Cornelis, der auch unter dem Namen Jan Walter von Aſſen bekannt iſt, war ſowohl in Hinſicht ſeiner Sitten als ſeiner Kunſt von dem Cornelis himmelweit verſchieden, welchen Schoreel eben verlaſſen hatte. Von armen Bauern in Ooſtſanen, einem Dörfchen im Waterland, geboren, hatte er durch eigne Kraft, durch Ausdauer und Muth ſich den Weg zu der Höhe bahnen müſſen, auf der er jetzt ehrenvoll ſtand. Er galt in der That um die Zeit, wo Schoreel in ſeinem Hauſe Aufnahme fand, für einen der berühmteſten Maler in den Niederlanden, beſonders wegen der Wahrheit ſeiner Gemälde. Ein ausgezeichnet ſchönes Werk ſeiner Hand befand ſich früher in der Campeſchen Sammlung in Leipzig, und iſt ſeitdem für eine bedeutende Summe für die Gemälde-Gallerie in Kaſſel erkauft worden. Dieſes

Bild wurde früher bald dem Johann v. Mabuſe, bald Albrecht Dürer zugeſchrieben. Das Monogramm des Künſtlers aber, mit welchem es bezeichnet iſt, beweiſt unwiderſprechlich, daß es von Jakob Cornelis und keinem andern Meiſter ſey. Die Identität dieſes Zeichens geht aber wieder aus einem Buche hervor, welches Herr Kovning im Haag beſitzt; es trägt das nämliche Zeichen, und daneben iſt ſchriftlich angemerkt, daß dieſes Buch dem Schilder Jakob Cornelis angehöre. Er malte Alles, ſo viel möglich nach der Natur, vor Allem die Gewänder, welche er ſehr vorzüglich in aller Eigenthümlichkeit der Farben und Stoffe darzuſtellen wußte. Seine Gemälde ſchmückten Kirchen und Altäre, ſowohl in Amſterdam ſelbſt, als in den benachbarten Städten, doch wurden dieſe faſt alle ſpäterhin durch die Bilderſtürmer zerſtört. Karl von Mander erwähnt beſonders einer Abnahme vom Kreuz, damals im Beſitz einer Wittwe Namens von Sonneveldt zu Alkmaar. Schoreel hatte zu dieſem Bilde die Landſchaft, welche den Hintergrund bildete, gemalt, und es war ein Werk, das ſowohl dem Meiſter als ſeinem Schüler Ehre machte. Ein

sehr schönes Gemälde, das ich in der, in diesen Blättern mehrmals von mir erwähnten, reichen und bedeutenden Sammlung des Herrn von Bettendorf in Aachen gesehen, hat mich indessen auf die Vermuthung gebracht, daß dieses Gemälde dennoch vielleicht gerettet, und bis auf unsre Zeiten gekommen seyn könnte. Gelehrtere und einsichtsvollere Kunstkenner, als ich zu seyn mir anmaßen darf, mögen über die Wahrheit dieser meiner Vermuthung entscheiden; ich kann hier nur wiedergeben was ich gesehen und im Sehen geahnet.

Es gibt einen alten, Kunstfreunden wohl bekannten Kupferstich des Marc Antonio, nach einer Zeichnung von Raphael, ebenfalls eine Kreuzes-Abnahme darstellend. Zwei an beiden Seiten an das Kreuz gelehnte Leitern, auf welchen die Freunde des an demselben Erblichenen, auf und niedersteigend, sich bemühen den wunderschönen Körper im Herunternehmen zu halten und zu stützen, geben zur Bildung einer der schönsten pyramidalischen Gruppen die Veranlassung. Aber bei näherer Betrachtung fällt es auf, daß der Körper unmöglich auf diese Weise gehalten werden kann,

sondern das Uebergewicht bekommen und herunter, und zwar gerade auf die Köpfe der Untenstehenden stürzen muß. Wahrscheinlich ist dieses der einzige Zeichnungsfehler dieser Art, welchen Raphael sich jemals zu Schulden kommen ließ, auch hat er diese übrigens vortreffliche Komposition nur als Zeichnung bestehen lassen, und nie einem Gemälde zum Grunde gelegt.

Dieses aber hat der treffliche Maler der Gestalten auf diesem Gemälde augenscheinlich bei dieser Komposition gethan, der, wenn mich nicht meine Vermuthung täuscht, Meister Jakob Cornelis ist. Sie sind trefflich gemalt, die Gradationen des Schmerzes mit Geist, Sinn und Gefühl ausgedrückt; die Mutter liegt in Ohnmacht hingesunken am Fuße des Kreuzes, von zwei reichgekleideten Frauen unterstützt, seitwärts steht ein theilnehmender Freund. Unten am Bilde ist ein Monogramm angebracht, das für Albrecht Dürers gehalten wird, woraus man schließen wollte, daß Schoreel dieses Bild während seines Aufenthalts in dessen Hause gemalt hat, auch will man Albrecht Dürers Porträt, und in einer der die Mutter unterstützenden Frauen, das seiner Gattin

erkennen. Dieſer böſe Engel des vielgeplagten edlen Meiſters iſt freilich ſehr ſchön geweſen, wie die Sage behauptet, doch der unbeſchreiblich anmuthige, milde, liebliche Ausdruck dieſer Geſichtszüge kann unmöglich ihr eigen geweſen ſeyn. Und wie käme Albrecht Dürers Monogramm auf ein Gemälde von einer andern Hand, wenn es gleich in ſeinem Hauſe, unter ſeinen Augen gemalt ward. Jakob Cornelis Monogramm hat aber eine leicht zu verwechſelnde Aehnlichkeit mit dem Albrecht Dürers, und dieſes iſt es, was in meiner Vermuthung über daſſelbe mich beſtärkt. Die Landſchaft hinter dem Kreuze iſt ganz im Charakter von Schoreels übrigen Werken dieſer Art, und trägt unleugbare Spuren ſeines Pinſels. Sie iſt, nach allem was man über die Umgegend von Jeruſalem, aus Beſchreibungen, Zeichnungen und Kupferſtichen erfahren, ein getreues Abbild derſelben. Wahrſcheinlich malte er ſie, nach ſeiner Rückkunft aus dem gelobten Lande, aus treuer Anhänglichkeit für ſeinen alten Lehrer und Meiſter. Eine oben an dem Bilde angebrachte Jahrzahl, die mit jener Zeit zuſammenſtimmt, ſcheint dieſes beſtätigen zu wollen, und dem ohnehin ſchönen

effektvoll gemalten Bilde ein neues Intereſſe zu gewähren.

Auf einem der beiden Flügelbilder iſt eine Mutter mit ihren Töchtern in betender Stellung abgebildet, hinter welchem die heilige Jungfrau mit dem Kinde als Schutzheilige ſteht; auf dem zweiten der Vater mit einem Sohn, und noch ein Kind, das durch ein Kreuz auf dem Gewande, nach gewohntem Gebrauch, als ein früher Verſtorbnes bezeichnet wird. Die Landſchaft hinter dieſen iſt die nämliche, wie auf einem kleinen unſchätzbar ſchönen Bildchen von Schoreel, Jeſus am Oelberge darſtellend, welches Herr von Bettendorf ebenfalls beſitzt.

Jakob Cornelis war auch wegen ſeiner Kunſt in Holz zu ſchneiden berühmt, und wahrſcheinlich ſind einige Abdrücke dieſer ſeiner Arbeiten auch bis auf unſere Zeiten gekommen. Im ſiebenten Bande des Peintre Graveur werden Holzſchnitte, welche in der Sammlung zu München ſich befinden, erwähnt, welche ebenfalls mit dem Monogramm des Meiſter Jakob Cornelis bezeichnet ſind. Karl von Mander aber beſchreibt neun runde Paſſionsſtücke, neun eben dergleichen Blätter, welche

Reiter zu Pferde darstellen, und eine größere Darstellung des Leidens Christi auf einem Quartblatt, die zu seiner Zeit in Hinsicht auf Zeichnung und Ausführung als sehr vorzüglich bewundert worden seyen. Aus alle diesem geht wenigstens hervor, daß Schoreel für die Ausbildung seines Talents nicht leicht in bessere Hände hätte fallen können. Nicht minder vortheilhaft war die Veränderung seines Aufenthalts für die häuslichen Verhältnisse des angehenden Künstlers. Meister Jakob war ganz das Bild eines wackern Hausvaters aus dem Bürgerstande der damaligen Zeit, der mit Liebe und Verstand in seinem Hause unumschränkt herrschte, ohne daß es einem der Mitglieder desselben je einfiel, zu wünschen oder zu glauben, daß dies anders seyn könne. Sowohl seines tadellosen Wandels als seiner Kunst wegen, ward er auch im öffentlichen Leben von seinen Mitbürgern hochgeachtet und stand in Ehre und Ansehen bei Groß und Klein.

Er hatte viele Kinder, aber sie waren alle schon erwachsen, und die mehrsten weit älter als Schoreel; nur ein spät nachgebornes Töchterchen zählte erst zwölf Jahre. Das holdselige Kind

war die Freude des Vaters, der Liebling des ganzen Hauſes, und wuchs ſo von Liebe gepflegt heran, in unvergleichlicher Schönheit; rein und klar wie ein Thautropfen im Frühroth, auf der eben entfalteten Roſe, ſanft und gut, und unbekannt mit der Welt, wie ein Vögelchen im Neſte, unter den ſchützenden Flügeln ſeiner Mutter. In dieſen Umgebungen verlebte Schoreel die glücklichen Tage ſeiner Jünglingszeit. Mit Luſt und Gelingen arbeitete er für ſeinen Meiſter, unter deſſen Aufſicht tägliches Zunehmen in der Kunſt ſeinen Eifer belohnte, und der ihm dennoch nicht nur ein ganz anſtändiges Jahrgeld für ſeine Arbeiten zahlte, ſondern ihm dabei auch noch die Freiheit ließ, in Nebenſtunden für ſeine eigne Rechnung zu malen was er wollte. Viele gelungne Arbeiten gingen ſchon damals in dieſen ſeinen freien Stunden unter des jungen Künſtlers fleißigen Händen hervor und fanden bald Liebhaber, die nicht nur Schoreels frühen Ruhm begründeten, ſondern auch gut bezahlten, was ſie von ihm erkauften, ſo daß er in kurzer Zeit ſich für die nächſte Zukunft eine nicht ganz unbedeutende Summe erworben hatte.

Mit allen seinen Hausgenossen lebte Schoreel in Friede, Liebe und Vertrauen, vor Allem aber erstand zwischen ihm und dem schönen Töchterchen seines Meisters ein unbeschreiblich zartes Verhältniß. In der Brust des achtzehn oder neunzehnjährigen Jünglings mußte gar bald heiße innige Liebe aus diesem unschuldigen Vertrauen entstehen, aber das zwölfjährige Mädchen war sich nur bewußt, ihm herzlich gut zu seyn, und verheelte ihm dies eben so wenig, als ob er wirklich einer ihrer Brüder gewesen wäre.

Das ging eine Weile so hin; süße Worte, liebe Versprechen nie einander zu vergessen, wurden gewechselt, und Schoreels ganzes Streben hätte sich vielleicht in Liebe und Sehnsucht aufgelöst, wäre er nicht kräftig genug gewesen, sich selbst aus dem süßen Taumel empor zu reißen. Die Zukunft an der Hand seines unbeschreiblich holden Mädchens erschien ihm im himmlischen Glanz, aber auch die Liebe zur Kunst sprach laut in seiner Brust. Er bedachte seine eigne große Jugend, und die seiner kaum den ersten Jahren der Kindheit entwachsenen Geliebten, und beschloß hinaus zu gehen in die Welt, sich auf jede Weise

des Glücks würdig zu machen, das ihm als einzig wünschenswerth erschien, und dann erst heimzukehren, wenn er im Stande sey, würdig und ehrenvoll um die Hand der Tochter seines Meisters zu werben.

Meister Jakob Cornelis war ein zu verständiger Mann, als daß er, so lieb und nützlich Schoreel ihm auch war, nicht diesem Entschluß hätte beistimmen sollen, und so reiste dieser dann endlich mit schwerem Herzen ab, begleitet von den Segenswünschen des Vaters und den bittern Thränen seines lieblichen Mädchens.

Der allgemeine Ruf, welcher Johann von Mabuse als einen der ersten damals lebenden Meister verkündete, zog den lehrbegierigen Jüngling zuerst nach Utrecht, wo jener im Dienste des dortigen Bischofs, Philipp von Burgund, lebte. Mabuse empfing den jungen Schoreel auf das freundlichste, wies ihm eine Wohnung in seinem Hause an, öffnete ihm seine Werkstatt, und Beide begannen eifrig mit einander zu arbeiten. An der Staffelei ging Alles vortrefflich, aber nicht weiter. Das wüste Leben des Meisters konnte dem edlen, an strenge Sitte gewöhnten Jüngling

nicht gefallen. Bald mußte er Mabuſen zu ſeinen Trinkgelagen begleiten, und wenigſtens die koſtbare Zeit dort vergeuden, bald in der Schenke für ihn bezahlen, bald gar, wenn jener mit ſeinen Spiesgeſellen über den Bechern oder Würfeln in Zwiſt gerieth, für ihn ſich herumſchlagen. Schoreel hielt dieſes Leben nicht lange aus, ſondern nahm bei der erſten Gelegenheit höflichen Abſchied und wanderte weiter.

Er wendete ſich von Utrecht nach Köln, und von dort nach Speier. Hier weilte er eine Zeitlang bei einem kunſtreichen Geiſtlichen, für den er einiges malte, und der ihm dafür in der Linienperſpektive, in der Lehre von den Verkürzungen, und in der Behandlung architektoniſcher Gegenſtände Unterricht ertheilte. Dann zog er weiter nach Strasburg, von dort nach Baſel. So zog er während ſeiner Wanderſchaft durch noch mehrere Städte, ſuchte überall, nach damaliger Künſtler-Sitte, die Gildehäuſer der Maler auf, und bemühte ſich, bei den berühmteſten Meiſtern Zutritt zu erhalten, bei ihnen zu arbeiten und von ihnen zu lernen. Wohin er kam, ſah man ihn gern; alle Werkſtätte ſtanden ihm offen, die

größten Meister seiner Zeit beeiferten sich, ihn zum Gehülfen zu haben, und belohnten ihn auf das freigebigste, denn sein Fleiß und seine Kunst hielten immer gleichen Schritt. Er brachte in einer Woche hervor, woran Andere sich Monate lang abquälten, ohne daß sie dennoch die schon damals seltne Vortrefflichkeit seiner Arbeiten hätten erreichen können. Doch blieb er in keiner Stadt länger als es ihm für seinen Zweck nöthig schien, denn all sein Denken und Streben war der Kunst und seiner jungen Geliebten zu eigen; die Liebe zu Beiden vereinte sich zu einer einzigen hellen stillen Flamme in seiner Brust, die sein ganzes Wesen durchglühte, und ihn unaufhaltsam zum Vorwärtsstreben bis zum Ziele trieb, an welchem der Besitz seines holden Liebchens ihm entgegen winkte.

Albrecht Dürers großer allgefeierte Name bewog ihn endlich, auch nach Nürnberg zu ziehen. Er kam an, und der edle Meister nahm den jungen talentvollen Künstler mit Freuden in seiner Werkstatt und in seinem Hause auf. Beide einander so nah verwandte Geister würden sich wahrscheinlich bald gegenseitig erkannt und dann auf ewig gefunden haben, wäre nicht das damals all-

gemein herrſchende Streiten über Religionsmeinungen auch zwiſchen ſie getreten. Albrecht Dürer hing, wie wir aus ſeinem Leben wiſſen, mit voller klarer Ueberzeugung an Luthern und ſeiner Lehre; was ſeine Seele erfüllte, davon mußte er auch zu denen ſprechen, die er ſeines Vertrauens werth hielt, und ſo kamen oft zwiſchen ihm und Schoreel, während ſie mit einander arbeiteten, Geſpräche auf, in denen Albrecht ſeinen jungen Freund über das, was ihm das Wichtigſte war, erleuchten zu wollen ſchien, die aber dieſer nicht ohne Schauer und Widerwillen zu ertragen vermochte. Unwandelbare Treue war der Grundton von Schoreels innerſtem Weſen; was er einmal für wahr hielt, woran er glaubte, was er liebte, das vermochte er nie wieder zu laſſen; es ſchien ihm ſogar frevelhaft nur zu unterſuchen, ob er recht thue ſo beharrlich zu ſeyn. Daher trennte er ſich lieber nach einem kürzeren Aufenthalte als er Anfangs gewünſcht hatte, von dem edlen Mann, den er in jeder andern Hinſicht lieben und ehren mußte, nur um ſich nicht länger der Gefahr auszuſetzen, in dem ihm ehrwürdigen Glauben ſeiner Väter geirrt zu werden.

Mehrere Jahre waren indeſſen während Schoreels bald längerem, bald kürzerem Aufenthalt in den Städten, wo er arbeitete, an ihm vorübergezogen, und er mochte ungefähr zwei und zwanzig Jahre zählen, als ſeine fernern Wanderungen, bald nach der Trennung von Albrecht Dürer, ihn nach Kärnthen führten, wo er, in einem der adligſten und reichſten Beſitzer bedeutender Güter in dieſem Lande, einen warmen Kunſtfreund fand, der gaſtfrei auf ſein Schloß ihn einlud, und bei dem er längere Zeit verweilte.

In Ruhe und Freiheit malte er dort vieles, theils für den Freiherrn ſelbſt bei dem er wohnte, theils für deſſen kunſtliebende Freunde, und ward mit reichen Geſchenken, mit Lob und Ehren von allen Seiten überhäuft; doch ward ihm auch ein Lohn in dem Herzen der Tochter des edlen Hauſes, welches ihn ſo gaſtfrei empfing, deſſen bloße Möglichkeit dem anſpruchsloſen Jüngling nie in den Sinn gekommen war. Schoreels Liebenswürdigkeit im Umgang, ſein angenehmes Aeußere, ſein gebildeter Geiſt, machten auf das Fräulein einen zu tiefen und lebhaften Eindruck, als daß ihr Vater lange darüber hätte im Dunkeln bleiben

können, und der hochherzige Mann ehrte die Kunst und den Künstler, den er selbst liebte, zu sehr, um hier Rang, Geburt und Vermögen zu berechnen, da es noch überdem das Glück seines Kindes galt. Er selbst bot dem jungen Maler die Hand des Fräuleins, um die, wie er wohl wußte, des Jünglings Bescheidenheit ihm nie erlauben würde zu werben, und mit dieser ein so glänzendes Loos, wie es kaum im Traum Schoreelen vorgeschwebt haben konnte. Doch das rosige süßlächelnde Bild der Tochter Jakob Cornelis lebte noch immer in dem treuen Gemüth, welches Alles eher konnte als vergessen; und so blieb Schoreelen denn nichts übrig als das gastfreie Schloß zu verlassen, in dem er unter diesen Umständen nicht länger zu weilen vermochte, und mit dem tiefsten Gefühl schmerzlicher Dankbarkeit von neuem den Wanderstab zu ergreifen.

Mit dem vollen Bewußtseyn, noch nicht das zu seyn, was er zu werden Kraft und Muth in sich fühlte; lenkte er seine Schritte immer weiter von der Heimath ab, wo, wie er hoffte, der süßeste Lohn indessen für ihn heranblühte. Er zog nach Venedig. Hier gesellte er sich mehreren

Malern und Kunstfreunden aus Antwerpen zu, und wandte, frischen Muths, aufs neue jeden Augenblick seiner Zeit mit gewissenhafter Treue für seine Kunst an. Das regere Leben der reichen glanzerfüllten Stadt, die große Anzahl Fremder aus allen Nationen die dort sich vereinten, das Kommen und Gehen der vielen reichbeladnen Schiffe, beschäftigten neben der Kunst seinen Geist, und erweiterten seine Ansicht der Welt. Vor Allem aber zog ihn die Bekanntschaft eines sehr unterrichteten und kunstverständigen Landsmannes an; dieser war ein Klosterbruder aus einem der Wohlthätigkeit geweihten holländischen Ordensstifte, und hielt sich in Venedig auf um mehrere Pilger zu erwarten, die von dort aus mit sich zu einer Wallfahrt nach Jerusalem einschiffen wollten.

Das Zureden seines frommen Freundes, mehr vielleicht noch der ihm inwohnende Trieb recht viel von der Welt zu sehen, deren Einzelheiten nachzubilden er sich berufen fühlte, bewogen Schoreelen, der frommen Gesellschaft sich anzuschließen, und wirklich ging er, da Alles zur Abreise bereit war, mit ihr unter Segel. Wind und Wetter begünstigten die Fahrt, so daß Schoreel selbst auf

dem Schiffe der gewohnten Uebung seiner Kunst nicht entsagen durfte. Er malte während der Reise mehrere seiner Begleiter, und zeichnete alle ihm vorkommende merkwürdige Gegenstände sehr sauber und treu in ein kleines Buch, welches er zu diesem Behuf stets bei sich führte. Auch auf den Inseln Kandia und Zypern, wo sein Schiff eine kurze Zeit vor Anker ging, benutzte er den Aufenthalt zu Studien nach der Natur; er zeichnete die Herbergen wo er Obdach fand, Städtchen, feste Schlösser, Ansichten der mit einer südlichen Pflanzenwelt geschmückten Gegend, und sammlete so unschätzbaren Vorrath für künftige Arbeiten im fernen Vaterlande.

Endlich gelangte er nach Jerusalem, dem Ziel seiner Reise, wo ihm sein frommer Freund und Reisegefährte in dem Pater Guardian des Klosters Sion eine eben so nützliche als angenehme Bekanntschaft zuführte; denn dieser nahm ihn nicht nur freundlich auf, sondern lud ihn auch zur Begleitung auf seinen Berufsreisen durch die Umgegend von Jerusalem ein. Schoreel lernte auf diese Weise das Land weit besser kennen als es ihm sonst möglich gewesen wäre; er zeichnete auch

hier vieles nach der Natur, besonders die Ufer des Jordans; eine Zeichnung, die er später in den Niederlanden zu einer Darstellung des Durchganges der Israeliten durch diesen Strom benutzte. Auch zeichnete er Ansichten der Stadt Jerusalem von verschiedenen Seiten, das heilige Grab, und alle merkwürdigen Stellen jener dem heiligsten Andenken geweihten Gegenden.

Nach seiner Heimkehr im Vaterlande benutzte Schoreel späterhin alle diese Studien zu herrlichen Landschaften, welche, besonders für seine Zeitgenossen, das Interesse seiner vielen Darstellungen aus der Geschichte des neuen Testaments ungemein erhöhten. Denn damals war noch nicht die ganze Welt in Bilderbüchern für Groß und Klein zu finden, es gab noch Dinge in ihr, welche nicht jeder Schulknabe zu kennen glaubte, und die Leute betrachteten mit um so ehrfurchtsvollerer Bewunderung Schoreels Meisterwerke, auf welchen er die Bergpredigt, oder den Heiland am Oelberge abgebildet hatte, da sie zugleich die Gegenden treu nach der Natur vor sich sahen, die das Andenken jener Begebenheiten ihnen zum Heiligthum schuf. Eines seiner vorzüglichsten Gemälde in dieser Art

ward im Jakobs-Kloſter zu Harlem aufgeſtellt, auf welchem er ſein eignes Bild mitten in einer Gruppe von Pilgern angebracht hatte, die im Begriffe ſind, zum Thore von Jeruſalem einzuziehen.

Der Pater Guardian hatte Schoreelen während ſeines Aufenthalts in Jeruſalem ſo lieb gewonnen, daß er ihn nur ungern von ſich laſſen wollte, und Alles anwandte, um ihn wenigſtens für ein Jahr dem Kloſter Sion zu gewinnen. Vielleicht hätte dieſer, angezogen durch die Neuheit ſeiner Umgebungen, ſich auch zu dieſem Aufſchub ſeiner Heimreiſe bereden laſſen, doch der holländiſche Kloſterbruder, der aus guten Gründen ihn ungern in dieſen Händen laſſen wollte, drang ſo lange mit Bitten, verſtändigen Vorſtellungen, und mitunter nöthigen Warnungen in ihn, daß er ſich endlich bewegen ließ dieſen Plan aufzugeben, und mit ſeinem erſten Reiſegefährten zurück nach Venedig zu ſchiffen. Doch drang der Guardian ihm noch beim Abſchiede das Verſprechen ab, während der Reiſe ein Bild für ſein Kloſter zu malen. Schoreel hielt Wort, und malte auf dem Schiffe den Apoſtel Thomas, wie er zweif-

lend die Seitenwunde des Heilandes berührt. Es war im Jahr 1520, und Schoreel fünf und zwanzig Jahre alt, da er aus dem heiligen Lande zurückkehrte. Das Schiff landete diesmal unterwegs auf Rhodus, wo damals die Johanniter-Ritter noch ihren Sitz hatten, indem Sultan Soliman der Zweite erst zwei Jahre später durch die Eroberung der Insel sie zwang, solche zu verlassen und sich nach Malta zu begeben. Schoreels glücklicher Stern begleitete ihn auch hierin, denn der damalige Großmeister des Ordens, Villiers, nahm ihn nicht nur sehr freundlich auf, sondern verhalf ihm auch zur möglichsten Benutzung seines kurzen Aufenthalts, indem er ihm Gelegenheit schaffte, auch hier vieles Merkwürdige nach der Natur zu zeichnen. Und so langte Schoreel, beladen mit Vorarbeiten für die Zukunft, nach einer sehr glücklichen Reise endlich wieder in Venedig an.

Seine erste Sorge war hier, das Bild, das er auf dem Schiffe gemalt, zurück nach Jerusalem an seinen dortigen geistlichen Freund abzusenden. Es langte wohlbehalten an und erhielt einen sehr ehrenvollen Platz an der durch die Ge-

burt des Heilands geheiligten Stätte; viele Reisende haben es dort gesehen und wahrscheinlich befindet es sich noch in diesem Augenblick am nämlichen Orte.

Von Venedig reis'te Schoreel bald nach seiner Ankunft wieder ab, um jetzt Italien kennen zu lernen. Er besuchte die für seine Kunst bedeutendsten Städte dieses Landes und gelangte endlich nach Rom. Welchen Eindruck der Anblick dieser Königin der Städte auf ein Gemüth, wie das seine machen mußte, läßt sich besser empfinden, als beschreiben. Raphaels hoher Geist hatte sich, vielleicht nur wenige Monate früher, der ewigen Heimath zugeschwungen, doch Michael Angelo lebte und wirkte noch in voller Thatkraft seines Geistes, und Julius Romano, und so viele Meister, deren große Namen damals der Unsterblichkeit zustrebten.

Umstrahlt vom zwiefachen Glanze der hohen Gegenwart und der herrlichsten Vergangenheit, durchwandelte nun Schoreel die weiten Räume dieser der Kunst geheiligten Stadt; jeder Schritt, jeder Blick brachte ihm unsäglichen Gewinn. Wie er diesen Aufenthalt in Rom benutzte, ausführli-

cher zu berichten, wäre unnütze Wiederholung des oft schon Gesagten; er athmete hier in seinem eigentlichen Element, und weihte jeden Augenblick seines Lebens dem unabläſſigen Streben, zu erringen, was er von Andern so glorreich errungen sah, während die seinem Gemüth inwohnende Treue ihn dabei immer fester an die Natur band, und ihn vor glänzenden Abwegen bewahrte. Vor Allem zogen Raphaels Werke ihn an; verloren in ihrem Anblick, brachte er vor ihnen die seligsten Stunden hin; er fühlte sich tief im Gemüthe dem hohen einfachen Geiste verwandt, der aus ihnen, Leben athmend, ihm entgegen trat, und Muth und Hoffnung loderten immer heller in ihm auf.

Es war ihm nicht möglich, die Monden seines Aufenthaltes in Rom zu zählen oder abzukürzen, obgleich das Bild seiner fernen Geliebten ihm hier fast sichtbar vorschwebte, wo er in tausendfacher Gestalt überall sie wieder zu erkennen glaubte. Doch er fühlte, wie jeder Tag dem Ziele ihn näher führte; dies gab ihm Kraft, die tiefe Sehnsucht zu beherrschen, die ihn oft zurück über die Alpen zog, und so weilte er noch in Rom, als im Jahr 1522 Leo des Zehnten Nachfolger,

Adrian der Sechste, den päpstlichen Thron bestieg. Glück und Talent hatten diesem aus dem Staube des tiefsten Dunkels den Weg zum damals höchsten Gipfel irdischer Größe gebahnt. Er war, wie Schoorel, in Holland geboren, der Sohn eines armen Webers aus Utrecht; es war sogar möglich, daß er in seiner Jugend noch die Eltern Schoreels gekannt hatte, wenigstens ehrte er in diesem wahrscheinlich den Landsmann nicht weniger als den Künstler, und überhäufte ihn mit vielen und großen Beweisen seiner Huld und Gnade. Viele bedeutende Arbeiten, die Schoreel mit großem Gelingen für seinen hohen Beschützer ausführte, setzten ihn immer fester in dessen Gunst. Zu diesen gehörte auch das vorzüglich gelungene Bildniß des Papstes, welches dieser einem von ihm in Löwen gestifteten Kollegium verehrte. Endlich trug Adrian seinem kunstreichen Landsmann auch die Aufsicht über Belvedere auf, und schien so dessen Glück für sein ganzes künftiges Leben zu gründen.

Doch was ist wandelbarer als menschliche Pläne und irdische Größe! Adrian starb am vierzehnten September des Jahres 1523, nachdem

er nur wenige Monate über ein Jahr die päpſtliche Krone getragen, und Schoreel blieb plötzlich verwaiſet zurück, in einem Lande, wo ſein ſchnelles Emporſteigen in der Gunſt des heiligen Vaters gewiß nicht unbeneidet geblieben war. Er gab von nun an alle Gedanken auf, ſeine Geliebte nach Rom heimzuholen, die wohl früher, von den Umſtänden begünſtigt, in ihm aufgeſtiegen ſeyn mochten. Sein Bewußtſeyn ſagte ihm: er dürfe jetzt es wagen, um den lieblichen Lohn ſeines unermüdeten Strebens ohne Erröthen zu werben, und ſo verließ er denn Rom, überſtieg die Alpen, glühend von Sehnſucht, Liebe und frohem Erwarten, und eilte unaufhaltſam der Wohnung der Geliebten zu, die jetzt, in völlig erblühter Pracht ihrer ſchon in der Kindheit ſo wunderbaren Schönheit, ſeinem wonneerfüllten Gemüth wie ein Götterbild vorſchwebte.

Sein Weg führte ihn durch Frankreich, wo damals, mitten im wildeſten Getümmel des Krieges, Franz der Erſte durch Liebe, Kunſt, und Poeſie treue Pflege alles Schönen ſeinem unruhvollen Leben unſterbliche Kränze einzuflechten ſtrebte. Der Ruhm Schoreels war mit ſeinen Meiſter-

werken bis zu dem Könige gedrungen und dieser sandte ihm deshalb die vortheilhaftesten und glänzendsten Anerbietungen entgegen, um ihn für seinen Dienst zu gewinnen. Doch Schoreel mochte jetzt keinem Fürsten dienen; er gehörte einzig seiner lieblichen Herrin, und eilte, alle Vorschläge des Königs von sich abweisend, unaufhaltsam weiter, bis er Utrecht erreichte.

Hier Amsterdam, ihrem Wohnort, so nahe, wagte er es zuerst nach ihr zu fragen. — Sie war verheirathet an einen Goldschmied in Amsterdam. — Sein langes Ausbleiben, die weite Entfernung, ihre große Jugend, da er von ihr schied, hatten sein Andenken verlöscht, sie hatte gemeint, er käme wohl nie wieder. — Treue, wie er sie übte, ist ja so selten wie der Vogel Phönix, niemand glaubt mehr daran; sie sind beide schon längst ins Fabelland verwiesen, und theilen auch mit einander das Loos, einsam in sich selbst zu verglühen.

Das Gefühl Schoreels bei dieser Nachricht zu beschreiben, wird hoffentlich mir erlassen. Nur will ich noch hinzusetzen, daß er es nie vermochte, das Bild, welches er in treuer Brust Jahre lang

durch ferne Länder, über das Meer und über die Alpen getragen, aus seinem innigst damit verflochtenen Leben zu reißen; eben so wenig gewann er es über sich, ein unendlich schmerzliches Wiedersehen zu ertragen. Die schönste Hoffnung seines Lebens war untergegangen, und so warf er sich mit verdoppelter Kraft der Kunst in die Arme, die mit seiner Liebe so ganz eins in ihm geworden war, daß er beide nie wieder in seinem Herzen von einander zu trennen vermochte.

Schoreel blieb, nachdem ihn dieser Schlag getroffen, wo er war, in Utrecht, im gastfreien Hause eines Freundes, der diese Gunst von ihm erbat. Und warum hätte der Künstler sie ihm nicht gewähren sollen? Die Zeit, wo er Lebenspläne bildete, war vorüber.

Was Liebe ihm versagte, schien während seines ganzen Lebens treue Anhänglichkeit würdiger Freunde ihm so viel möglich ersetzen zu wollen. Die Nähe des Mannes, in dessen Hause er jetzt lebte, war ganz dazu geeignet, seinem wunden Gemüthe wohl zu thun. Er hieß von Lockhorst, war damals Dechant des alten Münsters zu Utrecht,

geistreich, unterrichtet, liebte und kannte die Kunst. Diese seine Liebe zu derselben sowohl, als sein Name machen es wahrscheinlich, daß es derselbe Herr von Lockhorst war, der siebzehn Jahre früher das aufblühende Talent des damals zwölfjährigen Lukas von Leyden aufzumuntern strebte, indem er ihm für sein erstes bedeutendes Gemälde nach der Zahl seiner Jahre zwölf Goldstücke gab. Denn die Einwohner dieser holländischen Städte lebten, bei der geringen Entfernung, von jeher in einer Art von Nachbarschaft, welche die vielen, das Land durchkreuzenden Kanäle sehr begünstigen, und Maler und Kunstfreunde finden ja noch immer in der Welt den Weg zu einander.

Im Hause dieses seines edlen Freundes malte Schoreel auf dessen Verlangen viel Bedeutendes in Oel und mit Wasserfarben; unter andern den Einzug Christi in Jerusalem, ein großes Gemälde mit zwei Thüren. Auf diesem hatte er jene Stadt auf das treuste nachgebildet, und viele Gruppen der Einwohner und ihrer Kinder angebracht, wie sie den Weg des Heilandes mit ihren Festgewändern, mit Blumen und Palmzweigen bedecken. Die Freunde des edlen Besitzers stellten nach sei-

nem Tode dies Gemälde zu seinem Gedächtniß über seinem Grabmal in der Dom-Kirche auf.

Nach Verlauf einiger Jahre, während welchen Schoreel sich fortwährend in Utrecht aufhielt, entstanden dort bedeutende Unruhen; die Stadt theilte sich in zwei Partheien, von denen es die eine mit ihrem Bischof, die andere mit dem Herzog von Geldern hielt, die beide mit einander wegen gegenseitiger Ansprüche in Streit gerathen waren. Alle Gräuel eines bürgerlichen Aufruhrs tobten Tag und Nacht in den sonst so ruhigen Straßen, die friedlich gesinnten Bürger entflohen, und auch Schoreel fühlte sich bewogen seinen Wohnort einstweilen zu verändern.

Er zog nach Harlem, wo der Komthur des Johanniter-Ordens, Simon Saen, ein warmer Verehrer der Kunst, ihm mit offnen Armen und großer Freude entgegen kam, und ihm sogleich mehrere bedeutende Arbeiten auftrug. Einige von diesen befanden sich noch zu Karl von Manders Zeiten in Harlem, und Letzterer gedenkt ihrer mit großem Lobe; vor Allem einer Darstellung der Taufe des Heilands im Jordan, auf welcher Schoreel, ganz im Geiste Raphaels, eine unend-

lich anmuthige Gruppe schöner Frauen angebracht hatte, die zu dem in Gestalt einer Taube niederschwebenden heiligen Geist hinaufblicken.

Schoreels Ruf verbreitete sich jetzt immer weiter, immer heller strahlte sein Name im Gebiete der Kunst, und er wurde deshalb von so vielen Seiten mit Bitten um Annahme von Schülern umlagert, daß er sich endlich entschloß zu diesem Zweck ein großes Haus in Harlem zu miethen, in welchem er sich eine geräumige Werkstätte einrichten ließ. Aus dieser gingen von nun an seine bedeutendsten wundervollsten Schöpfungen hervor, unter andern eine sehr berühmte Kreuzigung für den Hochaltar der alten Kirche in Amsterdam.

So lebte und arbeitete er fort, geliebt, geehrt und bewundert von Allen. Die Edelsten seines Landes, ausgezeichnet durch Geist und Wissenschaft oder hohe Geburt, suchten seinen Umgang. Denn, abgesehen von seiner Kunst, war er auch einer der liebenswürdigsten und dabei wissenschaftlich gebildetsten Männer seiner Zeit, der lateinischen Sprache vollkommen mächtig, ein vortrefflicher Redner, und dabei Meister in Allem,

was das Leben erheitert und verschönt. Musik war seine Freude, und er wußte auch Andere durch seine Fertigkeit in dieser schönen Kunst zu erfreuen. Er sprach französisch, italiänisch und hochdeutsch, mit gleicher, während seiner Reisen erworbner Fertigkeit, und verband mit diesen geselligen Talenten auch die Gaben des Dichters. Unzählige traurige und frohe Lieder, Refrains und Rondelais nach damaliger Art, sang er in trüben und frohen Stunden, oder dichtete kleine Scherzspiele und dramatisirte Schwänke, für die Gesellschaft in der er lebte. Denn seine getäuschte Hoffnung hatte ihn weder gegen die Menschen noch gegen das Leben erbittert, er war und blieb bis ans Ende heitern und milden Geistes, und verschmähte keine gesellige Freude, die sich in den Schranken der Sittlichkeit hielt. So war er auch unter andern als ein trefflicher Schütze mit der Armbrust unter seinen Freunden berühmt, die nach damaligem Zeitgebrauch mit ihm hierin oft wetteiferten.

Vor Vielen, welche in näherem Verhältniß mit ihm lebten, zeichnete Schoreels Neigung besonders den jungen Johannes Everard aus, einen

der geistreichsten, anmuthigsten Dichter seiner Zeit, und auch der unsern unter dem Namen Johannes Sekundus allbekannt. Dieser war im Jahr 1511 im Haag geboren, und von seinem Vater, einem großen Rechtsgelehrten, der unter Kaiser Karl dem Fünften in Mecheln die Stelle eines Präsidenten des souveränen Raths von Holland und Seeland bekleidete, schon früh der Rechtswissenschaft geweiht worden. Wirklich hatte er sich in derselben auch schon im ein und zwanzigsten Jahre den Doctor-Hut erworben, doch sein innerer Beruf führte ihn der Poesie und der bildenden Kunst zu, über welche er gern die Pandekten und den Kaiser Justinian vergaß. Gelungne Versuche im Zeichnen, im Kupferstechen, vor Allem aber in kleinen Arbeiten aus Alabaster, füllten die Stunden seiner Muse aus. Schoreels Aufmerksamkeit ward durch diese vielleicht zuerst dem Jüngling zugewendet, doch sein Geist, seine Lieder, vor Allem sein in treuer Liebe glühendes Herz, mußten ihm in kurzer Zeit des edlen Meisters noch innigere Zuneigung erwerben. Er sah in dem um sechszehn Jahre jüngern Freund seinen eignen Frühling wieder erblühen. Denn so wie Schoreel das

Bild der ſchönen Tochter ſeines Meiſters, ſo trug Johannes das ſeiner Julia in treuer Bruſt, ſein Leben, alle ſeine Wünſche und Hoffnungen waren ihr gewelht, und ſeine Lieder führten ihren Namen, neben Petrarca's Laura, Dante's Beatrice und Taſſo's Leonore, kommenden Jahrhunderten zu. Beide Freunde wandelten nur kurze Zeit neben einander; Johannes Sekundus ging zur ferneren Ausbildung ſeiner Talente nach Italien, und von dort nach Spanien, wo er als Sekretär des Erzbiſchofs von Toledo angeſtellt ward. Schoreel malte ſein Bildniß kurz vor dieſer Trennung. Ein Kupferſtich nach dieſem Gemälde zeigt uns den Dichter in tiefer Betrachtung eines Medaillons mit dem Bildniß ſeiner Julia, neben ihm ein Tiſch, auf welchem zwei kleine Meißel ſeine Beſchäftigung mit der bildenden Kunſt andeuten.

Im Mai des Jahres 1533, kurz ehe Johannes Sekundus Italien verließ, um nach Spanien zu reiſen, ſchrieb er noch an Schoreel, und zwar nach dem Gebrauch der damaligen elegant gebildeten Welt in lateiniſcher Sprache. Eine Stelle aus dieſem Briefe gewährt ein zu anziehendes Bild ſeines vertrauten Verhältniſſes zu Schoreelen,

als daß man ihr nicht gern hier einen Platz einräumen sollte.

„Ich scheue mich keineswegs zu sagen,“ schrieb Johannes Sekundus, „daß die Natur mir etwas Gemeinsames mit Dir gegeben. Ich meine jenes geheime Gebot, wodurch sie mich getrieben, die Künste der Zeichnung und Malerei zu bewundern und zu erfassen. Außerdem habe ich mit leichtem Jugendsinn mich in der Bildnerei versucht, und da ich nach Deinem sehr gültigen Urtheile hierin nicht ganz unglücklich war; so überlasse ich mich noch ferner diesem angenehmen Spiel. Damit Du jedoch sehen mögest, ob ich Fortschritte gemacht, so überschicke ich Dir das Bildniß des Erzbischofs von Palermo, welches ich in der letzten Zeit gemeißelt. Sage mir darüber Dein offnes Urtheil. Denn kaum kann ich mich überreden, daß Deine Meinung vom Bilde meiner Julia ganz unbestochen gewesen. Vielleicht hat ihr Bildniß eben so Deine Augen, wie sie selbst die meinen bezaubert.“

Johannes Sekundus ferneres Geschick umfassen wenige Worte. Er glich jenen Blumen, welche weit und breit die Lüfte mit berauschend

süßen Düften erfüllen, in denen aber innerhalb wenigen Stunden ihr Leben dahinströmt. Der Duft weht noch lange an der Stätte, wo sie blühten, doch sie selbst neigten im Morgenroth ihr Haupt, und kehren nimmer wieder.

Von dem Erzbischof von Toledo dazu überredet, schloß Johannes Sekundus von Spanien aus sich Kaiser Karls des Fünften Zuge nach Tunis an. Doch seine ohnehin schwache Gesundheit erlag den Mühseligkeiten des Kriegerlebens und dem afrikanischen Himmel; sie zwang ihn, die Heimath so schnell als möglich wieder aufzusuchen, in der bald darauf ein bösartiges Fieber ihn im blühenden Alter von fünf und zwanzig Jahren hinwegnahm. Er starb zu Utrecht, wahrscheinlich in den Armen seines edlen Freundes Schoreel, am achten October des Jahres 1536.

Ein sehr ehrenvoller Auftrag hatte um diese Zeit Schoreelen zurück nach Utrecht gerufen. Er sollte mit lebensgroßen Figuren die vier Flügelthüren schmücken, welche das mit künstlichem Bildwerk verzierte Innere des Hauptaltars der von Kaiser Heinrich dem Vierten in jener Stadt erbauten Marienkirche verschlossen. Auf einer

derselben malte er die heilige Jungfrau mit dem Kinde und den heiligen Joseph; auf der zweiten den Kaiser Heinrich selbst im vollen Ornate, knieend zu den Füßen seines ehemaligen Lehrers, des Bischofs Konrad von Utrecht. Die beiden andern Thüren, welche das Opfer Abrahams darstellten, vollendete Schoreel einige Jahre später, und malte inzwischen zwei große Gemälde mit Wasserfarben auf Leinwand, welche einstweilen ihre Stelle ersetzten. Die seltne Vortrefflichkeit dieser beiden Gemälde bewog den König Philipp, sie nach Vollendung des Ganzen, während seiner Anwesenheit in Utrecht im Jahr 1549, der Kirche abzukaufen und mit sich nach Spanien zu führen, wo sie den Namen des hohen Meisters auch in diesem südlichen Lande ehrenvoll bekannt machten.

Doch auch im hohen Norden kannte und ehrte man ihn. Der König von Schweden wendete sich mit der Bitte an Schoreelen, ihm einen Baumeister zu empfehlen, und Schoreel benutzte diese Gelegenheit, um dem Könige durch den Architekten, welchen er ihm sandte, ein Bild der heiligen Jungfrau überreichen zu lassen. Der König nahm dies Geschenk so hoch auf, daß er dem

Meiſter nicht nur in einem von ihm eigenhändig unterzeichnenden Schreiben dafür dankte, ſondern ihm auch einen koſtbaren Ring, einen ſehr ſchönen Marderpelz und ſeinen eignen Eisſchlitten nebſt vollſtändigem Geſchirr für ein Pferd dafür ſandte. Dieſem wirklich königlichen Geſchenke fügte er auch noch einen rieſengroßen, zweihundert Pfund ſchweren ſchwediſchen Käſe hinzu. Doch leider kam von allen dieſen Herrlichkeiten nichts als der erbrochne Brief in Schoreels Hände, alles Uebrige hatte unterwegs einen andern Herrn gefunden.

Körperliche Uebel mancherlei Art, Gicht und Steinſchmerzen trübten das ſpätere Alter des edlen Meiſters und machten ihn, lange vor dem gewöhnlichen Laufe der Natur, zum frühen Greiſe. Doch ſein kräftiges Gemüth, ſein reines Bewußtſeyn, halfen ihm jedes Geſchick in ſtiller Ergebenheit, mit Geduld und mit Ruhe ertragen. Er ſtarb am ſechſten December des Jahres 1562, in einem Alter von ſieben und ſechzig Jahren, vier Monaten und ſechs Tagen. Zwei Jahre vor ſeinem Tode malte einer ſeiner liebſten Schüler, Antonius Moro, ſein ſehr ähnliches Bildniß, doch weiß ich nicht, ob dieſes bis auf unſre Zeit

gekommen ist. Ein Zeitraum von einhundert Jahren liegt zwischen Johann van Eyck und Johann von Schoreel, aber keiner von allen Nachfolgern des großen Stifters der alten deutschen Schule war jenem im Geiste näher verwandt, als dieser, sogar nicht der in feuriger Begeisterung glühende Hemling. Schoreels wie van Eycks Werke umgibt dieselbe lichthelle Klarheit, aus beiden spricht der nämliche heitre, ruhig erhabne Sinn. Dieselbe unübertroffne Farbenpracht strahlt von Beider Tafeln uns entgegen, dieselbe Wahrheit des Kolorits, des Ausdrucks, der Anordnung, der Zeichnung, dieselbe gerade zum Herzen dringende Innigkeit. Wie van Eycks Gestalten, so stehen auch die Schoreels im reinen Lichte des Himmels; entfernt von unnatürlicher Künstelei oder gewaltsam erzwungnem blendendem Scheinen, und in der Ausführung auch der zartesten Einzelheiten, konnte er vielleicht nur durch van Eyck übertroffen werden. Sie sind in nichts unterschieden, als in jenem unaussprechlichen Zauber, der von den Gebilden van Eycks ausgeht, und ihn als den Einzigen bezeichnet, dem hierin keiner seiner Nachfolger völlig gleichkam, und dennoch

ſteht ſelbſt hierin Schoreel ihm, neben Hemling, näher als Alle.

Die blinde Wuth wahnſinniger Fanatiker, die ich leider ſchon ſo oft in dieſen Blättern anklagen mußte, hat uns auch um viele der unſchätzbarſten Meiſterwerke Schoreels gebracht. Im Jahr 1566, nur vier Jahre nach ſeinem Tode, verbrannten, zerbrachen, zerſtörten die furchtbaren Bilderſtürmer beinahe alle ſeine in Kirchen und Klöſtern aufbewahrten Gemälde, von denen die mehrſten gerade aus ſeiner beſten Zeit ſtammten; auch die koſtbaren Thüren des Hochaltars in der Marienkirche zu Utrecht, und die berühmte Kreuzigung in der alten Kirche zu Amſterdam gingen damals mit zu Grunde. Doch wurde auch manches gerettet, beſonders was in fürſtlichen Häuſern, oder in reicher Kunſtfreunde Privatſammlungen, oder auſſerhalb ſeines Vaterlandes ſich eben befand.

Die Boiſſeréeſche Sammlung beſitzt vier ſeiner, dem Untergange entronnenen Tafeln, alle vier von unſchätzbarem Werthe. Von dieſen will ich zuerſt eines kleinen etwa drittehalb Fuß hohen Bildchens erwähnen. Es ſtellt die ſchönſte, in

wunderfrischer Frühlingspracht grünende Landschaft dar, von vielen kleinen Figuren belebt, durch die Schoreel, nach Hemlings Weise, eine Scene aus der Kindheitsgeschichte des Heilands dramatisch uns vor Augen stellt. Krieg und Frieden ziehen auf diesem Bilde im wunderlichsten Verein durch die Welt. Blaue Berge schließen den Hintergrund der herrlichen Landschaft; etwas näher thront Herodes Burg stattlich auf einer Höhe über der blühenden Ebne, durch welche der Jordan sich windet; Bethlehem liegt an seinen Ufern und etwas näher, unfern der Stadt, ein Dorf. Mordlustige Krieger stürmen aus der Burg hervor, ein Hirte, der dicht neben ihnen auf grünem Hügel seine Schaafe hütet, achtet ihrer nicht, und auch sie ziehen an ihm vorüber, dem Orte zu, wo schon der blutige Mord der Unschuld begann. Verzweiflende Mütter wollen dort ihre Kinder vertheidigen, andere suchen sich mit ihren Säuglingen durch die schleunige Flucht zu retten. Eine von ihnen entflieht mit dem Kinde durch die Hinterthüre des Hauses, während die Krieger schon die vordere Thüre derselben erstürmen, eine andere ringt verzweiflend die Hände über die kleine

Leiche, welche vor ihr im Grase liegt. Inzwischen geht das Treiben der Menschen in der Umgegend dieses unglücklichen Ortes seinen gewohnten Gang; eben wie in der Wirklichkeit, wo auch oft neben dem höchsten Schmerz der tiefste Friede wohnt. Die Leute erndten, säen, tragen Korn zur Mühle, fleißige Bienen schwärmen, einige Krieger, die von dem blutigen Tagewerk zurückkommen, beschenken einen Armen, dem sie begegnen, ein anderer Krieger steht neben einem Bürger, und guckt mit ihm recht für die Langeweile in einen Brunnen hinein. Alles dieses geht in der Entfernung vor, doch im Vorgrunde, am Saum eines wunderschönen Waldes, sitzt Maria im Schatten herrlicher Bäume, mit dem Ausdruck himmlischer Ruhe und süßer Mutterfreude. Ihr Blick ruht auf dem schönen Kinde in ihrem Arm, das liebevoll zu ihr hinaufsieht, und keine Ahnung der Schrecken, denen sie entgangen ist, trübt ihren Sinn. Ein kleiner Quell rieselt seitwärts den Felsen herab, Joseph tritt aus dem Gebüsch hervor, wo er den ferneren Weg erforschte, und im kühlen Walde graset das treue Thier, welches Mutter und Kind sicher hieher trug. Die Aus-

wunderfrischer Frühlingspracht grünende Landschaft dar, von vielen kleinen Figuren belebt, durch die Schoreel, nach Hemlings Weise, eine Scene aus der Kindheitsgeschichte des Heilands dramatisch uns vor Augen stellt. Krieg und Frieden ziehen auf diesem Bilde im wunderlichsten Verein durch die Welt. Blaue Berge schließen den Hintergrund der herrlichen Landschaft; etwas näher thront Herodes Burg stattlich auf einer Höhe über der blühenden Ebne, durch welche der Jordan sich windet; Bethlehem liegt an seinen Ufern und etwas näher, unfern der Stadt, ein Dorf. Mordlustige Krieger stürmen aus der Burg hervor, ein Hirte, der dicht neben ihnen auf grünem Hügel seine Schaafe hütet, achtet ihrer nicht, und auch sie ziehen an ihm vorüber, dem Orte zu, wo schon der blutige Mord der Unschuld begann. Verzweiflende Mütter wollen dort ihre Kinder vertheidigen, andere suchen sich mit ihren Säuglingen durch die schleunige Flucht zu retten. Eine von ihnen entflieht mit dem Kinde durch die Hinterthüre des Hauses, während die Krieger schon die vordere Thüre derselben erstürmen, eine andere ringt verzweiflend die Hände über die kleine

Leiche, welche vor ihr im Graſe liegt. Inzwiſchen geht das Treiben der Menſchen in der Umgegend dieſes unglücklichen Ortes ſeinen gewohnten Gang; eben wie in der Wirklichkeit, wo auch oft neben dem höchſten Schmerz der tiefſte Friede wohnt. Die Leute erndten, ſäen, tragen Korn zur Mühle, fleißige Bienen ſchwärmen, einige Krieger, die von dem blutigen Tagewerk zurückkommen, beſchenken einen Armen, dem ſie begegnen, ein anderer Krieger ſteht neben einem Bürger, und guckt mit ihm recht für die Langeweile in einen Brunnen hinein. Alles dieſes geht in der Entfernung vor, doch im Vorgrunde, am Saum eines wunderſchönen Waldes, ſitzt Maria im Schatten herrlicher Bäume, mit dem Ausdruck himmliſcher Ruhe und ſüßer Mutterfreude. Ihr Blick ruht auf dem ſchönen Kinde in ihrem Arm, das liebevoll zu ihr hinaufſieht, und keine Ahnung der Schrecken, denen ſie entgangen iſt, trübt ihren Sinn. Ein kleiner Quell rieſelt ſeitwärts den Felſen herab, Joſeph tritt aus dem Gebüſch hervor, wo er den ferneren Weg erforſchte, und im kühlen Walde graſet das treue Thier, welches Mutter und Kind ſicher hieher trug. Die Aus-

führung der Kräuter im Vorgrund, der Blumen, des Weizenfeldes mit seinen Klatschrosen und blauen Cyanen kann man sich nicht vollendeter denken. Das ganze Bild macht einen unbeschreiblich anmuthigen Eindruck, denn jene Schreckensscenen bei aller ihrer Wahrheit sind zu fern, um diesen zu stören. Man sieht die schöne Mutter mit dem Kinde, man freut sich, sie hier im sichern Schatten ruhig zu wissen, und vergißt darüber unwillkührlich, den Blick weiterhin in die Ferne zu wenden.

Die drei anderen weit größeren Gemälde, ein Altarblatt mit zwei Seitentafeln, gehören zu den herrlichsten Kleinoden dieser überreichen Sammlung altdeutscher Meisterwerke. Die Mitteltafel führt uns zum Sterbebette der Mutter des Erlösers; nie sah ich den Tod so ganz aller seiner Schrecken beraubt, und doch so heilig, so rührend fromm dargestellt. Mitten in einem heitern, festlich geschmückten Zimmer, mit dem Fußende gegen den Anschauer gewendet, steht das schön-umhangene Bette, auf welchem Maria hinüberschlummernd ruht. Die Legende, welcher Schoreel, zu Folge seiner Religion, vollen Glauben beimessen

mußte, belehrt uns, daß die Zeit machtlos an der Gestalt der Mutter des Heilandes vorüberging. Siebenzig Jahre lang wandelte sie auf Erden, und blühte immer fort in unverwelklicher Schönheit, die holdseligste der Frauen. So ruht sie auch hier, und man kann sich bei ihrem Anblicke nicht des Gedankens erwehren, daß der Meister in ihr die schönen Züge der jungen Geliebten verewigte, die er mit so unbelohnter Treue lebenslang im Herzen trug. Marias Gesicht gleicht einer weißen Rose, die ein ätherischer röthlicher Hauch kaum sichtbar färbt. Ein leises seliges Lächeln umschwebt die noch im Tode frischblühenden Lippen des schönen Mundes, und die gewölbten Augenlieder scheinen wie vor Wonne über das blendende Licht des Paradieses geschlossen. Alles Drückende, Beängstigende ist aus diesem Sterbezimmer verbannt; im Hintergrunde, zur rechten Seite des Bettes, gewährt eine offne Thüre die Aussicht ins Freie; zur linken steht ein Altar, mit dem Bilde Moses und Aarons. Ehrfurchtsvolle Stille herrscht unter den, um die Mutter ihres Herrn versammelten Aposteln; Hoffnung erhebt ihren Schmerz zur seligsten Wehmuth. Zwei

von ihnen beten leise am Fenster, die übrigen stehen, in mannichfaltige Gruppen geordnet, dem Bette näher, an dessen Hauptende zur Rechten desselben Petrus so eben einige erhebende Worte an seine Brüder gerichtet zu haben scheint. Johannes steht in Wehmuth versunken, einer der Apostel schwingt den Weihrauchkessel zu den Füßen des Bettes. Der mannichfaltigste Ausdruck tiefen Schmerzes belebt jede dieser Gestalten, doch deutet Alles dabei auf das Gefühl heiliger Ergebenheit in Gott, welches jede laute Klage zurückdrängt. Auch uns ergreift vor diesem Anblick ein Strahl der Empfindung, welche die Jünger verstummen läßt; Letztere stehen mit solcher lebendigen Wahrheit vor uns, daß wir uns mitten unter ihnen glauben. Laut und heftig vor diesem wahrhaft heiligen Bilde zu sprechen, kann in der That Niemanden möglich seyn, so wenig wie vor einem wirklichen Sterbebette, und doch geht von demselben ein unbeschreibliches Gefühl stiller Seligkeit und erhabner Ruhe aus, das alle Schrekken des Todes vernichtet.

Die beiden zu diesem Gemälde gehörenden Seitenbilder zeigen uns, wie gewöhnlich, den

Stifter deſſelben nebſt den Seinen, an der Seite ihrer Schutzheiligen; neben dieſen ſeitwärts die Wappen ihrer edlen Geſchlechter.

Auf dem erſten Seitenbilde knieet im kräftigſten Mannesalter der Ritter, deſſen ſchöne Burg in der Landſchaft des Hintergrundes hoch vom Felſen ins Land ſchaut; neben ihm, dem man es wohl anſieht, daß ſeine Kniee nur vor Gott ſich beugen können, ſein Sohn, ein Jüngling im blühenden Frühling des Lebens. Sankt Dyonyſius ſteht hinter dem Vater. Des Schutzheiligen, der Legende nachgebildeter, halb abgehauener Schädel iſt ein neuer Beweis, wie ſchonend ächte Kunſt auch einen an ſich abſchreckenden Gegenſtand zu behandeln weiß. Im Paradieſe blutet keine Wunde, daher iſt auch an dieſer keine blutige Spur mehr zu erblicken, und der Heiligenſchein, der das ſo wunderbar verkürzte Haupt umzibt, verſchmilzt ſo kunſtreich mit demſelben und dem hellen Hintergrunde, daß alles Widerliche, ſogar faſt alles Auffallende des Anblicks vermieden iſt. Neben dem Sohne ſteht im glänzenden Waffenſchmuck der ritterliche Heilige, Sankt Georg, mit dem Lindwurm unter ſeinen Füßen.

Des Ritters treue Hausfrau, im schwarzen Festgewande, mit goldnem Gürtel und reichen Spangen geschmückt, knieet auf dem zweiten Bilde, in einer sehr heitern blühenden Landschaft; neben ihr ihre Tochter, das reinste Bild sittsamer und anspruchloser Unschuld. Die heilige Gudula, ihre Schutzheilige, legt etwas vorgebeugt die sehr schöne Hand dem jungen Fräulein auf die Schulter, ihr frommes klares Gesicht trägt den vollsten Ausdruck herzlicher Milde und Güte. Sie ist reich, aber doch einfach gekleidet, und trägt ihr Attribut in der Hand, eine Laterne, an welche ein kleines drachenartiges Ungeheuer sich klammert; denn wie die Legende erzählt, pflegte Gudula, als sie noch auf Erden lebte, oft noch in später Nacht die Armen und Kranken zu besuchen, und der Teufel strebte dann oft, jedoch immer vergebens, sie auf diesen frommen Wegen zu irren, indem er wenigstens ihre Leuchte auszulöschen sich bemühte. Zur Ritterfrau lächelnd herabgebeugt, steht die heilige Christina, die reizendste Heilige, die es geben kann. Wie allerliebst die altdeutsche goldne Schneppenhaube diesem freundlichen wunderschönen Gesichtchen steht, ist eben so unbeschreiblich, als die

Anmuth der ganzen Gestalt. Hieher sollten unsere jungen Künstler und unsere Schauspieler wallfahrten, um an diesen beiden Bildern zu lernen, wie sie ihre Ritter und altdeutsche Edelfrauen zu kostümiren haben. Dieses treffliche Gemälde, wurde ursprünglich von der Familie Hardenroth, einer der ersten und edelsten in Köln, deren Wappen auf den Flügelbildern neben der Abbildung der Donatoren angebracht ist, der dortigen alten sehr schönen Kirche St. Maria zum Kapital geweiht. Im Kölner Museum aber befindet sich noch eine kleinere, etwas anders geordnete Darstellung des nämlichen Gegenstandes, von des nämlichen Meisters kunstreicher Hand, zufolge dem Wappen und der Gestalt, der auf den Flügelbildern abgebildeten Donatoren, von der nämlichen Familie Hardenroth, wahrscheinlich für eine kleinere Hauskapelle gestiftet. Welches von beiden Meisterwerken dem andern an Schönheit der Komposition, der Farbe, der Ausführung vorzuziehen sey, läßt sich schwer bestimmen, denn beide sind vortrefflich. Auf dem Kölner Gemälde, welches ein nicht hohes längliches Viereck bildet, steht das Bette, auf welchem

die heilige Jungfrau ruht, der Länge nach an der Wand im Hintergrunde, und nicht mit dem Fußende gegen den Anschauer gewendet, wie auf dem Boisserée'schen Gemälde. Auch ist die Sterbende, deren sanft geöffneter Lippe, ohne eine Spur von Todeskampf, der letzte Hauch so eben entschwebt, hier etwas älter dargestellt, als auf jenem. Im Zimmer selbst herrscht die nämliche zierliche Ordnung, das schöne bleiche Gesicht der Heiligen ruht wie schlummernd auf einem mit Bändern und Schnüren künstlich verzierten Kopfkissen. Einer der Jünger tritt zu der offen stehenden Thüre hinein, mehrere umstehen mit dem Ausdruck tiefer Trauer das Bette. St. Petrus kniet neben demselben, er ist mit einem prächtigen Talar von Goldbrokat bekleidet, der in weiten grandiosen Falten sich um ihn her ausbreitet. Auf den Flügelbildern sind hier die nämlichen Schutzheiligen neben ihren Schutzbefohlnen abgebildet, wie auf dem größern Gemälde, die heiligen Dionysius und Georg, die heilige Christina mit ihrem Mühlstein, und die heilige Gudula mit ihrer Laterne, nur in etwas veränderter Kleidung und Stellung.

Alle dieſe Ritter und Frauenbilder, ſo wie der Charakter der Landſchaften im Hintergrunde, ſind unverkennbar in Deutſchland zu Hauſe. Die Farbenpracht, der Glanz der Waffen, der Edelſteine und des Goldes, Zeichnung, Gruppirung, Kolorit und Kompoſition dieſer Tafeln wären van Eycks würdig; Alles erinnert hier bei möglichſter Originalität dennoch unwiderſtehlich an ihn. Ich weiß nichts Höheres und Beſſeres weder ihrem Lobe noch ihrer Charakteriſtik hinzuzufügen.

die heilige Jungfrau ruht, der Länge nach an der Wand im Hintergrunde, und nicht mit dem Fußende gegen den Anschauer gewendet, wie auf dem Boisserée'schen Gemälde. Auch ist die Sterbende, deren sanft geöffneter Lippe, ohne eine Spur von Todeskampf, der letzte Hauch so eben entschwebt, hier etwas älter dargestellt, als auf jenem. Im Zimmer selbst herrscht die nämliche zierliche Ordnung, das schöne bleiche Gesicht der Heiligen ruht wie schlummernd auf einem mit Bändern und Schnüren künstlich verzierten Kopfkissen. Einer der Jünger tritt zu der offen stehenden Thüre hinein, mehrere umstehen mit dem Ausdruck tiefer Trauer das Bette. St. Petrus kniet neben demselben, er ist mit einem prächtigen Talar von Goldbrokat bekleidet, der in weiten grandiosen Falten sich um ihn her ausbreitet. Auf den Flügelbildern sind hier die nämlichen Schutzheiligen neben ihren Schutzbefohlnen abgebildet, wie auf dem größern Gemälde, die heiligen Dionysius und Georg, die heilige Christina mit ihrem Mühlstein, und die heilige Gudula mit ihrer Laterne, nur in etwas veränderter Kleidung und Stellung.

Alle dieſe Ritter und Frauenbilder, ſo wie der Charakter der Landſchaften im Hintergrunde, ſind unverkennbar in Deutſchland zu Hauſe. Die Farbenpracht, der Glanz der Waffen, der Edelſteine und des Goldes, Zeichnung, Gruppirung, Kolorit und Kompoſition dieſer Tafeln wären van Eycks würdig; Alles erinnert hier bei möglichſter Originalität dennoch unwiderſtehlich an ihn. Ich weiß nichts Höheres und Beſſeres weder ihrem Lobe noch ihrer Charakteriſtik hinzuzufügen.

Hans Holbein, der jüngere.

Die allgemeine Sage nennt gewöhnlich Basel als den Geburtsort dieses berühmten Meisters, doch wahrscheinlicher ist es Augsburg, wo dessen Vater, Hans Holbein der ältere, als ein bedeutender geachteter Maler und ansässiger Bürger noch nach dem Jahr 1498 lebte, dem Geburtsjahr des berühmten jüngern Hans Holbein. Namen und Jahrzahl auf mehreren Gemälden Hans Holbeins des Vaters, die sich zu Sandrarts Zeiten in Augsburg befanden und vielleicht noch dort befinden, bestätigen dies, unter andern auf einem, wo man neben dem Namen des Meisters auf einer Glocke die Jahrzahl 1499 angezeichnet findet. Wahrscheinlich zog der Vater Holbein bald darauf mit seinen drei Söhnen, Ambrosius, Bruno und Hans Holbein nach Basel. Alle drei suchte er

dort für die Kunst zu bilden, doch nur der letzte lohnte ihm durch überwiegendes Talent und wurde groß und berühmt.

Der alte Hans Holbein hatte auch einen sehr kunstreichen Bruder Namens Siegmund, welcher ihm bei der Erziehung seiner Söhne Beistand leistete. Dieser war eigentlich ein Goldschmied, doch hat er vieles in Kupfer gestochen und in Holz geschnitten, und zwar so vortrefflich, daß seine Arbeiten mit denen seines berühmten Neffen späterhin zuweilen verwechselt wurden, unter andern ein großes Alphabet mit Holzschnitten, welche einzelne Scenen aus der biblischen Geschichte darstellen.

Ob Hans Holbein, außer seinem Vater und seinem Oheim noch einen andern Lehrer in der Kunst gehabt hat, ist unbekannt; man weiß nur, daß er nie zu seiner ferneren Bildung Italien, oder überhaupt das Ausland besuchte, sondern diese einzig seinem Genius verdankte, und dem Orte, an welchem er seine Jugend verlebte.

Im Knabenalter schon erwarb der junge Holbein durch Fleiß, Talent und hohes Gelingen, auf der von ihm betretnen Bahn sich allgemeine Be-

wunderung. Wie sehr er diese verdiente, zeigen die von ihm im Jahr 1512, wo er vierzehn Jahre alt war, nach dem Leben gezeichnete Bildnisse seines Vaters und seines Oheims, welche Sandrart, der diese Zeichnungen besaß, im zweiten Theil seiner deutschen Akademie in Kupfer stechen ließ.

Holbeins immer herrlicher sich entfaltendes Talent erwarb ihm schon früh in Basel einen bedeutenden Namen, doch wußte er es auch zuweilen auf eine Weise zu üben, die von unseren jetzigen Ansichten der Kunst sehr abweicht. In jener, an bedeutenden, ruhmwürdigen Meistern so überreichen Zeit, pflegte man sogar auch die Außenseite gewöhnlicher Bürgerhäuser durch ihre Kunst zu schmücken, was jetzt den Tünchern überlassen bleibt, und Hans Holbein mußte sich auch hiezu in seiner Jugend bequemen. Der Einfluß der Witterung zerstörte diese Kunstwerke natürlicherweise im Laufe weniger Jahre; nur trübe, halb verloschne Ueberreste und die Sage haben ihr ehemaliges Daseyn bis auf uns gebracht. Als ausgezeichnet vortrefflich wurde ein Bauerntanz von Holbeins Zeitgenossen sehr bewundert, den er auf diese Weise an die Mauer eines am Baseler Fischmarkt belegnen

Eckhauses gemalt hatte; doch sowohl von diesem, als von Holbeins berühmtem Todtentanz, den er in dem Innern der nach Schweizerart über die große Brücke angebrachten hölzernen Bedachung malte, ist uns nur die Kunde nebst einigen nach diesen Gemälden verfertigten Holzschnitten geblieben.

Dennoch bewahrt die Bibliothek der Stadt Basel noch immer einen sehr bedeutenden Schatz an Porträten, historischen Gemälden und Zeichnungen von Holbeins Hand; ihre Zahl ist zu bedeutend um sie hier alle aufzuführen, und jedes an sich zu vortrefflich um eine Auswahl zu machen. Als die Krone von Allen werden indessen allgemein acht kleine Oelgemälde anerkannt; sie gehören zu einander und stellen Scenen aus der Passionsgeschichte dar. Alle sind höchst vollendet in der Ausführung, dabei lebensreich, ausdrucksvoll, groß und edel gedacht; unerachtet des kleinen Raums, der sie beschränkt, bilden sie für sich allein eine Gallerie, von der man nur mit Mühe sich wegwenden mag, und in der man bei längerer Betrachtung immer neue Schönheiten entdeckt.

Im häuslichen Leben war Holbein anfangs nicht glücklicher als sein großer Zeitgenosse Albrecht

Dürer. Wie dieſer hatte auch er ſehr jung ſich verheirathet, und ſeine Wahl war unglücklicher Weiſe auf eine Frau gefallen, deren zankſüchtiges bösartiges Weſen ſeine Tage verbitterte. Vielleicht wäre auch er in dieſem traurigen Verhältniß zu Grunde gegangen, aber das Schickſal erbarmte ſich ſein, und führte ihm einen Freund zu, deſſen Rath und thätige Hülfe ihn veranlaßte, ſich bald wieder von dieſen unwürdigen Feſſeln zu befreien.

Der berühmte Erasmus von Rotterdam, welcher damals in Baſel ſich niedergelaſſen hatte, war dieſer Freund, der frühe ſowohl des jungen Künſtlers hohes Talent, als ſein trauriges Leben erkannte, und ihn beredete, nach England zu reiſen. Er ſelbſt hatte lange Zeit in dieſem Lande gelebt und dort bedeutende Verbindungen geſchloſſen, die ihn in den Stand ſetzten, Holbeins erſtes Auftreten daſelbſt mächtig zu begünſtigen.

Die Vorbereitungen zu dieſer Veränderung ſeines Wohnorts begann Holbein damit, daß er das Bild ſeines edlen Freundes malte. Er wandte alle ſeine Kunſt daran, es zu einem Meiſterwerk zu erheben, und es gelang ihm in ſo hohem Grade, ſowohl in Hinſicht der Aehnlichkeit als

der Ausführung, daß Erasmus die glänzendsten Hoffnungen für die Zukunft des Meisters darauf baute, der Solches vermocht. Ausgestattet mit diesem Gemälde, und einem Briefe an den Großkanzler Thomas Morus, Erasmus vertrautesten Freund, dem das Bild zum Geschenk bestimmt war, reiste Holbein nach London, gerade zum Großkanzler hin. Der Brief des Erasmus war allerdings darauf eingerichtet Holbeins Verdienste im glänzendsten Lichte zu zeigen, indem er den jungen Künstler sogar über Albrecht Dürer erhob, dessen Zeichnung, wie Erasmus versicherte, mit diesem Gemälde, sogar in Hinsicht der Aehnlichkeit, durchaus nicht zu vergleichen sey.

Holbein, der Brief und das Bild fanden bei Thomas Morus die freundlichste Aufnahme, vor allem letzterer, dessen seltne Vortrefflichkeit den Großkanzler zu dem Entschluß bewog, den Meister sogleich bei sich in seinem Hause zu behalten. Drei Jahre lang lebte Holbein daselbst aller Welt unbekannt und in tiefer Verborgenheit, besonders durfte König Heinrich der Achte von seinem Daseyn nichts erfahren, weil Thomas Morus überzeugt war, daß dieser einen Meister solcher Art

nicht lange in seinem Dienst lassen würde. Holbein war damit wohl zufrieden, er freute sich der sorglosen Existenz, und wendete alle seine Zeit für seinen hohen Beschützer und seine Kunst an. Mit Lust und Freude malte er in lang entbehrter Ruhe den Großkanzler, dessen Gemahlin, Verwandte und Freunde; auch gingen mehrere historische Gemälde, nach des Großkanzlers eigner Angabe, aus der stillen Werkstatt hervor, so daß dieser, nach Verlauf der drei Jahre, sich einer Reihe von Meisterwerken erfreute, deren Besitz ihn mit jedem Tage mehr entzückte.

Jetzt endlich dünkte es ihm Zeit, den seltnen Meister ans Licht treten zu lassen, dessen Daseyn er ohne Ungerechtigkeit gegen ihn und den König nicht länger verborgen halten zu können glaubte. Er lud zu diesem Zweck den König, und den ganzen Hof zu einem großen Feste ein, und führte dann seine Gäste in einen Saal, wo Holbeins Gemälde alle, nach der Reihe geordnet, im höchsten Glanz ihrer frischen Farbenpracht ihnen entgegen leuchteten.

Der König staunte beim Anblick so vieler Meisterwerke eines ihm sogar dem Namen nach unbe-

kannten Künſtlers. Er wanderte unermüdet von einem zum andern, überall traten Bekannte ihm wie lebend aus dem Rahmen entgegen. Die Wahrheit, die Wärme des Kolorits, der Ausdruck der verſchiedenartigſten Köpfe ſetzten ihn in immer neues Erſtaunen. Die Anmuth der ſchönen Frauen, die er hier dargeſtellt ſah, entzückte ihn. Der Sammet, der Atlas, der Schmuck, die goldnen Stickereien glänzten ihm wie in der Wirklichkeit entgegen, er war außer ſich vor Freude und Bewunderung.

Mit ächt hofmänniſcher Geſchmeidigkeit bot jetzt Thomas Morus ſeinem Könige alle dieſe Gemälde zum Geſchenke, und der Erfolg dieſer anſcheinenden Freigebigkeit, die natürlicher Weiſe abgelehnt ward, entſprach vollkommen ſeiner Erwartung, denn der König fragte nur nach dem Meiſter, der ſo Großes vermochte, und äußerte laut den Wunſch, dieſen Mann in ſeinem Dienſte zu wiſſen. Holbein ward aus ſeiner beſcheidnen Entfernung herbei gerufen, und war von dieſem Tage an nicht nur der Hofmaler des Königs, ſondern auch ſein Günſtling, um den alle Großen und Vornehmen des Reichs ſich drängten. Von

nun an gab es keine ſchöne reiche Frau mehr in England, die nicht von ihm gemalt ſeyn wollte; die vornehmſten Familien ſtritten ſich um die Ehre ihm zu ſitzen, und auch ſeine hiſtoriſchen Gemälde wie ſeine Handzeichnungen wurden mit Guineen aufgewogen. Noch bis dieſen Tag werden ſeine Werke von den reichen Engländern als der ſchönſte Schmuck ihrer Paläſte und Kunſt-Sammlungen betrachtet, die ganze Nation hat ſich gewöhnt, ihn, der ſo lange in ihrer Mitte lebte, als ihr ausſchließendes Eigenthum zu betrachten, und ſeinen deutſchen Urſprung zu vergeſſen, dem er eigentlich doch ſeine Kunſtbildung verdankte.

Daß er unzählige Aufträge des Königs vollführen mußte, die dieſer auf das Freigebigſte belohnte, bedarf wohl keiner beſondern Erwähnung. Oft malte er ihn ſelbſt im königlichen Schmucke nach dem Leben, auch mußte er mit Waſſerfarben die Wand eines Saales in dem jetzt zerſtörten Palaſt von Whitehall mit allegoriſchen Darſtellungen ſchmücken, die jetzt leider nicht mehr ſind. Sie ſtellten die Triumphzüge des Reichthums und der Armuth in zwei ſehr großen Kompoſitionen dar, voll allegoriſcher Perſonen, nach dem damals

immer mehr ſich verbreitenden Geſchmack. Auch malte er in Oel mehrere große Darſtellungen öffentlicher Verhandlungen, in welchen er die Porträte der merkwürdigſten anweſenden Perſonen nach dem Leben anbrachte, eine Art von Verewigung des Moments, welcher die engliſche Nation noch in dieſem Augenblick ſehr zugethan iſt.

Holbeins unermüdlicher Fleiß, beſonders wenn man die, bis in die kleinſten Einzelheiten ausgeführte Vollendung ſeiner Gemälde betrachtet, gränzte an das Unglaubliche, dazu malte er, wie man behauptet, ſtets mit der linken Hand. Außer ſeinen vielen Gemälden in Oel und in Waſſerfarben zeichnete er auch noch Vieles, ſelbſt für Goldſchmiede, Formſchneider und Kupferſtecher. Er erwarb ſich auf dieſe Weiſe ein ſehr bedeutendes Vermögen, und ſtand überall in Ehre und Anſehen.

Wie hoch der ſonſt gegen alle Welt übermüthige und tyranniſche Heinrich der Achte den Meiſter ſchätzte, davon erfuhr ein vornehmer Pair des Reichs einen ſehr unangenehmen Beweis, den ich indeſſen, ſo bekannt die Geſchichte auch iſt, hier nicht übergehen darf.

Holbein hatte, wie alle Portraitmaler, zuweilen Bildnisse zu malen, die er als ein Geheimniß behandeln und jedem dazu unberufnen Auge verbergen mußte. Er war einst gerade mit einer solchen Arbeit beschäftigt, als ein junger Lord bei ihm Zutritt verlangte, um seine Werkstatt zu sehen. Holbein trat ihm ganz höflich auf dem Vorplatz entgegen und bat sich zur gelegneren Stunde die Ehre von ihm aus, Mylord hingegen meinte, jede ihm selbst beliebige Zeit sey gerade die gelegne. Holbein protestirte gegen diese Behauptung, Anfangs ziemlich gelassen, hernach heftiger, der Streit erhitzte sich von beiden Seiten, und da Mylord endlich mit Gewalt die Treppe zur Werkstatt hinauf wollte, faßte der Maler ihn beim Kragen, und warf ihn so unsanft hinab, daß er seiner untenstehenden erschrocknen Dienerschaft mit einem Schrei des Schmerzes vor die Füße fiel.

Mit einem Blick übersah Holbein das Unheil, welches er gestiftet, nebst allen, für ihn möglicher Weise daraus entstehenden Folgen. Uebrigens bedachte er sich nicht lange, sondern stieg eilends die Treppe hinauf, zu einem Dachfenster heraus, und suchte seinen Weg über die Dächer.

Die Diener des Lords waren noch lange um ihren jämmerlich zugerichteten Herrn beschäftigt, als Holbein schon athemlos vor seinem Könige stand, und dessen Vergebung erbat, ohne ihm indessen sein Vergehen zu nennen, bis er derselben gewiß war. Nach angehörtem Bekenntniß erfolgte freilich eine tüchtige Strafpredigt, und sehr ernstliche Ermahnungen zur künftigen bessern Mäßigung in ähnlichen Fällen, doch wies ihm der König auch zugleich ein Nebenzimmer an, wo Holbein die Beendigung der Geschichte abwarten sollte.

Jetzt kam der Lord, von zwei seiner Diener geführt, und, vielleicht etwas mehr als nöthig, mit Pflastern und Bandagen bedeckt. Kläglich und zornig zugleich, klagte er den Frevler an, und drang auf dessen schleunige Bestrafung; doch entging Heinrich dem Achten nicht, wie der Kläger sorgfältig jeden Umstand wegließ, der zur Entschuldigung des Malers dienen konnte. Der König hörte deshalb den edlen Lord mit einer Gelassenheit an, die dieser nicht erwartet hatte, und die ihn so empörte, daß er zuletzt die Mäßigung gänzlich vergaß, welche die Gegenwart seines Herrn ihm auflegen mußte. Er begann mit eigenmäch-

tiger Rache dem Thäter zu drohen, indem er laut ausſprach, daß er wohl ſähe, wie wenig die Majeſtät geneigt ſey, ſelbſt die gerechte Strafe über ihn ergehen zu laſſen.

Jetzt ergrimmte der König, beſchuldigte den Lord eines Eingriffs in ſeine geheiligten Rechte, und endete zuletzt mit der Verſicherung: der Streit gelte nicht mehr dem Maler, ſondern ſeiner eignen geheiligten Perſon. — „Meint Ihr denn," ſprach er, faſt wie Kaiſer Maximilian zu dem Edelmann, der ſich weigerte Albrecht Dürern die Leiter zu halten; „Meint Ihr denn, ein Meiſter wie Holbein ſey ſo unbedeutend? Bringt mir ſieben Bauern, und ich mache euch, wenn ich will, in einer Viertelſtunde ſieben ſolche Grafen, wie Ihr ſeyd, daraus; aber aus ſieben ſolcher Grafen vermag ich nimmermehr nur einen einzigen Hans Holbein zu ſchaffen."

Die ganze komi-tragiſche Geſchichte endete zuletzt mit dem heiligen Verſprechen des Lords an dem Maler weder perſönliche Rache ſelbſt zu nehmen, noch durch Andere nehmen zu laſſen, und mit des Königs ſehr ernſtlicher Verſicherung, daß er jede, Holbein zugefügte Beleidigung, als

ihm selbst widerfahren, aufnehmen und bestrafen würde. Wie höflich sich in der Folge der ganze hohe und niedere Adel von England gegen Holbein betrug, ist leicht zu erachten, und gewiß hat keiner mehr gegen dessen Willen sich in seine Werkstatt zu drängen gesucht.

Bei aller dieser Huld und Gnade des Monarchen war Holbeins Existenz an diesem Hofe doch gewiß nicht durchaus erfreulich. Die Entfernung allein, in welcher er von politischen und Hofhändeln sich hielt, konnte Leben und Freiheit unter dem Scepter dieses furchtbaren Despoten ihm fristen, dem er freilich Alles verdankte, von dem aber die Gräuel, die dieser täglich unter seinen Augen verübte, ihn dennoch gewaltsam zurückschrecken mußten. Er sah ein ganzes Land unter den Bedrückungen des grausamsten engherzigsten und blutdürstigsten Wollüstlings erliegen. Tausend blutige Verbrechen seines Beschützers gingen an ihm vorüber. Er sah seinen edlen Freund, Thomas Morus, den Gründer seines ganzen Glücks, zum Blutgerüste schleppen, sah Anna Boleyns schönes Haupt, dessen edle Züge er kurz zuvor, mit Aufwand aller seiner Kunst, in der vollen

Glorie einer Königin, der Nachwelt überliefert hatte, unter dem Beile des Henkers fallen. Auch Katharina Howard ging vor seinen Augen den nämlichen Weg, vom Throne zum Schaffot; jeder Tag brachte neues Entsetzen, neue Schlachtopfer, neue Thränen, bis der königliche Missethäter unter den entsetzlichsten Qualen des endlich erwachten Gewissens im Jahr 1547 so schrecklich endete wie er gelebt hatte. Sieben Jahre später, während welchen Holbein ruhig in London fortlebte, wandelte im Jahr 1554 eine furchtbare pestartige Krankheit die ganze lebensreiche Stadt zur schreckenvollsten Einöde um. Tausende fielen ihr zum Opfer, und unter ihnen auch, im sechs und sechszigsten Jahre seines Lebens, der edle Meister Hans Holbein selbst. Wahrscheinlich starb er verlassen und allein, in einer Zeit, wo die allgemeine entsetzliche Noth alle Bande auflöste, und Jeder nur sich selbst zu retten bedacht war. Sein entseelter Körper ward mit andern an der Pest Verstorbnen in eines jener weiten Gräber geworfen, die damals immer offen standen, ohne Unterschied Alle aufnahmen, und Niemand weiß den Ort wo seine Gebeine ruhen.

Graf Arundel war zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts einer der wärmsten Verehrer der Kunst, besonders aber Holbeins, dessen Werke, sowohl Zeichnungen als Gemälde, er mit großem Aufwande von Mühe und Kosten sammlete. Dieser wünschte dem großen Meister ein würdiges Denkmal an der Stätte, wo er begraben ward, zu setzen. Doch vergebens stellte er die mühsamsten Nachforschungen an, der durch Holbeins Staub geheiligte Ort bleibt ewig verborgen.

Holbeins Gemälde sind zu allgemein bekannt und bewundert, als daß ich hier viel zu ihrem Lobe oder zu ihrer Charakteristik sagen dürfte. Was er war, noch ehe er Basel verließ, beweis't sein Gemälde, auf welchem er in unaussprechlicher Anmuth und Hoheit die Madonna darstellte, zu ihren Füßen den Burgermeister von Basel, als Stifter des Gemäldes, neben seiner Hausfrau und seinen blühenden Söhnen und Töchtern. Wer kennt nicht dieses Bild als eines der herrlichsten Kleinode der Dresdner Gallerie, wenigstens aus Kupferstichen! Keines von Allen die ich in England von ihm sah, übertrifft dieses an Wahrheit, Ausdruck und Ausführung. Als vollendeter Meister kam er zu den Britten hinüber; er ist unser, das dürfen wir mit Stolz und Gewißheit behaupten.

Von ſeinen vielen Porträten bewahrt die Boiſſerée'ſche Sammlung eines der allervortrefflichſten; es lebt und blickt uns an mit unausſprechlicher Wahrheit. Der Gegenſtand deſſelben iſt der nämliche Erzbiſchof von Palermo, deſſen Bildniß Johannes Sekundus ſeinem Freunde Schoreel, als einen Beweis ſeines Fortſchreitens in der Kunſt der Bildnerei aus Italien ſchickte. Dieſer Erzbiſchof hieß Johann von Carandolet, war aus Brügge gebürtig, und lebte als Kanzler von Flandern und Mitglied des hohen Raths zu Mecheln in den Niederlanden. Er war einer der vertrauteſten Freunde des Erasmus von Rotterdam, ein Umſtand, der gewiß den dieſem ſo ergebnen Hans Holbein vermochte ſein Bild mit ſo großer Liebe und Sorgfalt auszuführen, der aber auch zugleich beweiſ't, daß es ebenfalls vor ſeiner Reiſe nach England vollendet ward.

Ueberhaupt iſt wohl wenig von ſeinen in jenem Lande vollendeten Meiſterwerken zu uns über das Meer gelangt, denn Jedermann weiß, wie die Engländer alle ihre Schätze jeder Art gern für ſich allein zu behalten pflegen.

Lukas Kranach.

Dieser berühmte alte Meister ward in Kranach, einem fränkischen, zum ehemaligen Bisthume Bamberg gehörenden Städtchen, im Jahr 1472 geboren. Sein Familien-Name war Müller, oder, wie Andere nach alten Handschriften behaupten wollen, Sunder; beide Namen sind jedoch so gänzlich in dem untergangen, welchen er nach damaligem Künstlergebrauch von seinem Geburts-Ort annahm, daß es sehr schwer hält zu entscheiden, ob er eigentlich Müller oder Sunder geheißen.

Von seinem Vater erhielt Lukas Kranach den ersten Unterricht in der Kunst, hauptsächlich im Zeichnen, dann trat er die Wanderjahre an, und zog, wie damals fast alle angehenden Maler, nach den Niederlanden. Wer eigentlich dort sein Lehrer gewesen, ist nicht bekannt, wahrscheinlich waren

es mehrere, und er bereiſete nach einander viele Städte, und ſuchte Eingang in den überall durch die Niederlande zerſtreuten Werkſtätten der berühmteſten Maler ſeiner Zeit.

Nach Vollendung ſeiner Wanderjahre kehrte er zurück ins Vaterland, wo er bald darauf in Wittenberg ſich häuslich niederließ. Er hatte die von Johann van Eyck auf die Meiſter der altdeutſchen Schule vererbte Behandlung der Farben, und überhaupt alle techniſchen Vorzüge derſelben, in ſofern ſie auf die Führung des Pinſels Bezug haben, ſich zu eigen gemacht, und übte von nun an ſeine Kunſt, zur Freude und Bewunderung ſeiner Mitbürger, unter denen ſein edler Geiſt, ſeine ſeltne Güte bei großer Feſtigkeit des Charakters ihm allgemeine Achtung und Liebe erwarben.

Seine Frau, mit der er ſich bald nach ſeiner Zurückkunft aus den Niederlanden verheirathete, hieß Barbara, und war die Tochter eines Bürgermeiſters von Gotha, Namens Brengbier. Gegen die gewöhnliche Art der Maler, hatte er ſich bei der Wahl einer Gattin nicht durch den Glanz äußerer Schönheit leiten laſſen. Man ſagt, ſeine Barbara ſey ſo wenig hübſch geweſen, daß er ſich

nie entschließen mochte sie so zu malen, daß man ihr Gesicht sehen konnte; dennoch lebte er mit ihr in zufriedner, glücklicher Ehe, deren Band die Geburt und Erziehung von zwei Söhnen und zwei Töchtern mit jedem Jahre fester knüpfte.

Friedrich der Weise, welcher im Jahre 1502 die jetzt aufgehobene Universität zu Wittenberg stiftete und deshalb dieser Stadt seine besondere Aufmerksamkeit schenkte, konnte natürlicher Weise einen Meister wie Lukas Kranach war, nicht übersehen. Er überhäufte ihn mit Beweisen seiner Huld, übertrug ihm die Stelle eines Hofmalers, und um ihn noch auffallender zu ehren, berechtigte er ihn im Jahr 1508 vermittelst eines Adelbriefs, das Wappen zu führen, welches seitdem fast alle Gemälde Lukas Kranachs bezeichnet; eine schwarze roth gekrönte Schlange im gelben Schilde, mit einem goldnen Rubinringe im Munde. Das Original dieser Urkunde bewahren die im Brandenburgischen lebenden Nachkommen Lukas Kranachs noch bis auf den heutigen Tag. Im Sommer des Jahres 1509 besuchte Lukas Kranach auf Befehl seines Herrn zum zweiten Male die Niederlande, wo er in Mecheln den nachmaligen

es mehrere, und er bereiſete nach einander viele Städte, und ſuchte Eingang in den überall durch die Niederlande zerſtreuten Werkſtätten der berühmteſten Maler ſeiner Zeit.

Nach Vollendung ſeiner Wanderjahre kehrte er zurück ins Vaterland, wo er bald darauf in Wittenberg ſich häuslich niederließ. Er hatte die von Johann van Eyck auf die Meiſter der altdeutſchen Schule vererbte Behandlung der Farben, und überhaupt alle techniſchen Vorzüge derſelben, inſofern ſie auf die Führung des Pinſels Bezug haben, ſich zu eigen gemacht, und übte von nun an ſeine Kunſt, zur Freude und Bewunderung ſeiner Mitbürger, unter denen ſein edler Geiſt, ſeine ſeltne Güte bei großer Feſtigkeit des Charakters ihm allgemeine Achtung und Liebe erwarben.

Seine Frau, mit der er ſich bald nach ſeiner Zurückkunft aus den Niederlanden verheirathete, hieß Barbara, und war die Tochter eines Bürgermeiſters von Gotha, Namens Brengbier. Gegen die gewöhnliche Art der Maler, hatte er ſich bei der Wahl einer Gattin nicht durch den Glanz äußerer Schönheit leiten laſſen. Man ſagt, ſeine Barbara ſey ſo wenig hübſch geweſen, daß er ſich

nie entschließen mochte sie so zu malen, daß man ihr Gesicht sehen konnte; dennoch lebte er mit ihr in zufriedner, glücklicher Ehe, deren Band die Geburt und Erziehung von zwei Söhnen und zwei Töchtern mit jedem Jahre fester knüpfte.

Friedrich der Weise, welcher im Jahre 1502 die jetzt aufgehobene Universität zu Wittenberg stiftete und deshalb dieser Stadt seine besondere Aufmerksamkeit schenkte, konnte natürlicher Weise einen Meister wie Lukas Kranach war, nicht übersehen. Er überhäufte ihn mit Beweisen seiner Huld, übertrug ihm die Stelle eines Hofmalers, und um ihn noch auffallender zu ehren, berechtigte er ihn im Jahr 1508 vermittelst eines Adelbriefs, das Wappen zu führen, welches seitdem fast alle Gemälde Lukas Kranachs bezeichnet; eine schwarze roth gekrönte Schlange im gelben Schilde, mit einem goldnen Rubinringe im Munde. Das Original dieser Urkunde bewahren die im Brandenburgischen lebenden Nachkommen Lukas Kranachs noch bis auf den heutigen Tag. Im Sommer des Jahres 1509 besuchte Lukas Kranach auf Befehl seines Herrn zum zweiten Male die Niederlande, wo er in Mecheln den nachmaligen

Kaiser Karl den Fünften als damals neunjährigen Prinzen malte, und überall wegen seiner großen Kunstfertigkeit Achtung und Bewunderung sich erwarb. Unter andern zeichnete er einst im Beiseyn mehrerer Künstler den Kaiser Maximilian mit einem Stück Kohle so sprechend ähnlich auf die Wand hin, daß Alle, auch die welche den Kaiser nur einmal gesehen, ihn sogleich wieder erkannten. Diese durch unermüdeten Fleiß erworbne Fertigkeit, jede von ihm aufgefaßte Idee schnell in die Wirklichkeit treten zu lassen, war überhaupt eine der ausgezeichnetsten Eigenschaften Lukas Kranachs. Bis in sein spätestes Alter verwendete er daheim wie auf Reisen, beinahe jede Stunde seines Lebens, auf Uebung seiner Kunst. Was er einmal gesehen, hielt seine Einbildungskraft auf immer fest, und seine fertige Hand stellte es in unglaublich kurzer Zeit auf die Tafel hin. Selbst wenn er nicht malte beschäftigten Entwürfe zu künftigen Arbeiten seinen Geist, daher ist die Zahl derselben fast unübersehbar; sie beschränken sich nicht auf Gemälde oder Zeichnungen; Lukas Kranach stach auch in Kupfer, und man zählt daneben noch an dreihundert Blätter,

die er, mitunter recht sauber und kräftig, in Holz schnitt. Er schmückte mehrere auf Pergament abgedruckte Bibeln mit solchen Holzschnitten, die er hernach mit Gold und sehr lebhaften Farben ausmalte. Seine große Thätigkeit erleichterte ihm Alles und schuf ihm Zeit zu Allem was er unternehmen wollte.

Wir finden in Müllers sächsischen Annalen, zu denen der Verfasser den Inhalt vieler Archive durchsuchen mußte, daß Lukas Kranach den Kurfürsten Friedrich den Weisen auf seiner Wallfahrt nach dem gelobten Lande als Hofmaler begleitete, um sowohl unterwegs als in Jerusalem die merkwürdigsten Gegenstände zu zeichnen; doch wird diese Reise wieder dadurch etwas zweifelhaft, daß in dem Verzeichnisse derer, welche den Kurfürsten auf seiner Wallfahrt begleiteten, Lukas Kranachs Name nicht zu finden ist, und man nirgend eine Spur seiner Arbeiten während derselben antrifft. Das Gefolge des Kurfürsten war indessen sehr groß; es bestand aus acht Grafen, fünf und dreißig Edelleuten, neun Prälaten, Gelehrten und Geistlichen, ohne die Diener; da konnte der Name des einzelnen Malers wohl übergangen werden,

der dennoch schwerlich in einem so künstlichen Auge fehlen durfte. Seine während der Reise gefertigten Zeichnungen liegen wahrscheinlich noch irgendwo in Staub und Dunkel verborgen, und vielleicht gelingt es einst dem jetzt überall regen Forschungsgeiste, sie wieder aufzufinden, oder überhaupt uns über die Reise selbst aufzuklären.

Im Jahr 1519 wurde Lukas Kranach die ehrenvolle Stelle eines Bürgermeisters von Wittenberg übertragen, die er neben seinen Kunstbeschäftigungen, zur allgemeinen Zufriedenheit verwaltete, bis er einige Jahre vor der Belagerung der Stadt aus eignem Antrieb sie niederlegte. Wahrscheinlich schloß sich auch damals das feste Band inniger Freundschaft, das ihn von nun an lebenslang mit Martin Luther vereinte, der in jener Zeit muthig und kraftvoll den großen Kampf öffentlich begann. Lukas Kranach war der Vertraute aller Pläne und Handlungen dieses heldenmüthigen Geistes, er vor Allen beförderte durch Rath und That Luthers Verbindungen mit Katharina von Bora, und war auch bei der Verlobung und Vermählung dieses seltnen Paares als Zeuge zugegen. Luther hingegen nahm dafür auch seinerseits den

herzlichsten Antheil an allen trüben und freudigen Ereignissen in Lukas Kranachs häuslichem Leben; sein Zuspruch war dem gebeugten Vater vor Allem tröstlich, als Johann, Lukas Kranachs ältester Sohn, im Jahr 1536 in Italien starb, wohin er nach damaligem Gebrauch auf eine der dortigen hohen Schulen gesandt worden war. Und so strebten beide edle Männer einander gegenseitig in den Stürmen des Lebens aufrecht zu erhalten. In der Entfernung suchten sie durch vertrauten Briefwechsel in ununterbrochener Verbindung zu bleiben, und immer fand jeder den andern zu größern oder kleinern Dienstleistungen in freudiger Bereitschaft. So zum Beispiel verschaffte Lukas Kranach Martin Luthern aus dem kurfürstlichen Schatze alle Gattungen farbiger Edelsteine zur Ansicht, deren dieser bei seiner Uebersetzung der Offenbarung Johannis bedurfte und die er nachher wieder nach Altenburg zurückschickte.

Nichts hat Lukas Kranach so oft mit solcher Liebe und mit so hohem aus dieser hervorgehenden Gelingen gemalt, als Martin Luthers kräftige Heldengestalt. Bald stellte er ihn in voller Lebensgröße, bald in Oel-Miniatur dar, am

öfterſten mit der Bibel in der Hand und im Prieſtergewande, das er trug, nachdem er dem Mönchthum entſagt hatte, doch hat er ihn auch in der Mönchskutte, oder als Ritter Jörgen, in der Tracht die er auf der Wartburg trug, mitunter gemalt. In Frankfurt am Main im Beſitz der Familie von Holzhauſen, befindet ſich ſogar ein ungemein freundliches und anmuthiges Werk des alten Meiſters, auf welchem er den nie vor ihm gewagten Verſuch mit unglaublichem Gelingen ausführte, den Freund, deſſen Züge vom reifen Mannesalter an, bis in die ſpätern Jahre, ſeine kunſtreiche Hand ſo oft dargeſtellt hatte, auch ſo zu malen wie er ihn nie geſehen, wie aber ſeine lebendige Zeit und Raum beherrſchende Phantaſie ſich ihn dachte, als Kind, in jenen frühen Tagen, in denen die ſpäterhin ſo feſt und kräftig ſich ausſprechenden Züge des heldenmüthigen Reformators, noch unentwickelt, aber die Zukunft ſchon andeutend, aus der weichen Knospe der Kindheit kaum hervorbrachen.

Das Gemälde ſtellt den Heiland dar, wie er das unendlich milde Wort ausſpricht: Laſſet die Kindlein zu mir kommen, denn ihrer iſt das Reich

Gottes, und mitten in der Schaar blühender kerngesunder ganz der Natur getreu nachgebildeter Kinder, steht im Vorgrund in einer Ecke, als zu den Uebrigen gehörend Martin Luther, als vier bis fünfjähriger Knabe, und neben ihm, mit ihm Hand in Hand, seine Katharina von Bora, ebenfalls in Kindesgestalt, und etwas jünger als er.

Die Aehnlichkeit ist unverkennbar. Wer dieses Bild erblickt, ruft: das ist Martin Luther, und doch sind diese Züge durchaus kindlich gehalten, und ein seinem Vater recht ähnlicher Sohn Martin Luthers könnte genau so ausgesehen haben, ohne daß man in seiner Gestalt den getreusten Ausdruck des Lebensfrühlings vermißte.

Nach dem im Jahr 1525 erfolgten Tode Friedrichs des Weisen behielt dessen Nachfolger, Johann der Beständige, den Hofmaler Lukas Kranach in seinem Dienst. Dieser Fürst hatte ihn von jeher begünstigt und auch schon früher zu seiner Sendung in die Niederlande mitgewirkt. Er starb sieben Jahre nachdem er Kurfürst geworden war, im Jahr 1532, und nun trat Lukas Kranach in den Dienst seines dritten Herrn, des Kurfürsten Johann Friedrich des Großmüthigen, dem er von

nun an, sein ganzes Leben hindurch, mit fast beispielloser Liebe und Treue anhing, und, den er selbst im tiefsten Unglück, als alle seine Getreuen sich von ihm abwendeten, nimmer verließ.

Jedermann kennt das traurige Geschick jenes unglückseligen Fürsten. Als Johann Friedrich nach der Schlacht bei Mühlberg im Jahr 1547 gefangen war, und Kaiser Karl nun Wittenberg belagerte, verlangte Lukas Kranach vor diesen geführet zu werden. Karl der Fünfte ließ den Maler, den er wohl kannte, in sein Zelt bringen, unterhielt sich eine Zeit lang sehr gnädig mit ihm, indem er sich zugleich erinnerte, als achtjähriges Kind in den Niederlanden von ihm gemalt worden zu seyn, und forderte ihn zuletzt auf, sich eine Gnade von ihm zu erbitten.

Da fiel der ehrwürdige fünf und siebzigjährige Greis, der wohl noch nie anders als vor Gott gekniet hatte, vor dem Kaiser hin, und bat mit heißen Thränen um die Freiheit seines gefangenen Fürsten. — Du sollst erfahren, daß ich deinem Herrn Gnade widerfahren lassen werde, erwiederte Karl der Fünfte sehr gleichmüthig, und wandte sich ab.

Wie kaiſerlich Karl Wort hielt, weiß die Welt. Der unglückliche Kurfürſt wurde von einem Gericht, bei welchem der furchtbare Herzog Alba den Vorſitz hatte, zum Tode verurtheilt; er mußte die Schmach erdulden, begnadigt zu werden, und wurde dann fünf Jahre lang in ſchmählicher Gefangenſchaft von Land zu Land geſchleppt, bis es gelang, ſein hartgebeugtes Gemüth zur Entſagung des ihm und ſeinen Kindern angebornen Rechtes zu bewegen. So mußte er denn Leben und Freiheit endlich durch ein Opfer erkaufen, das ihm gewiß härter ſchien als der ihm angedrohte Tod auf dem Schaffot, den man ihm zu geben nicht wagen durfte, und deſſen Ankündigung er früher beim Schachſpiel mit großem Gleichmuth angehört hatte. Dem Maler Lukas Kranach blieb der Kaiſer nach wie vor in Gnaden gewogen, doch dieſer mochte von einer ſolchen Huld keinen Gebrauch machen. Er ſchlug die Stelle eines kaiſerlichen Hofmalers aus, die ihm geboten wurde, und als Karl der Fünfte ihm eine ſilberne Schüſſel voll Dukaten zum Geſchenk überſandte, nahm er nur ſo viel davon, als er mit zwei Fingern faſſen konnte, und ſchickte das Uebrige zurück.

In seinem hohen Alter verließ Lukas Kranach Alles, was er in der Welt besaß, um freiwillig das Gefängniß seines unglücklichen Herrn mit diesem zu theilen. Seine Frau war schon vor sechs Jahren gestorben, aber er hatte in Wittenberg Kinder und Enkel, Freunde und Verwandte, Haus und Hof. Alles dies achtete er nicht, sein ganzes Leben war jetzt einzig dem Bestreben geweiht, das unglückliche Loos des von Allen verlaßnen Kurfürsten nach Kräften zu erleichtern. Er verließ ihn von nun an nie, ließ sich mit ihm von einem Gefängniß zum andern schleppen, betete mit ihm, las mit ihm die Bibel oder Luthers Schriften, und führte ihn in heitern Stunden durch Uebung seiner Kunst weit über die beengenden Mauern hinaus, die Beide umschlossen hielten. So führten sie ihr stilles frommes trübes Leben unzertrennlich mit einander fort, bis im Jahr 1552 ihr Kerker geöffnet ward und Lukas Kranach an der Seite seines fürstlichen Freundes und dessen ältesten Sohnes in Weimar einzog.

Doch nur ein Jahr genoß er noch das theuer erkaufte Glück, seinen geliebten Herrn in Freiheit zu sehen, und in seiner Nähe, von Allen geehrt

und geliebt wie er es verdiente, zu leben. Ein lebensmüder, aber noch kräftiger Greis von ein und achtzig Jahren, ging er am sechzehnten October des Jahres 1553 in eine beßre Welt.

Er ward auf dem Gottesacker der Sanct Jakobs-Kirche in Weimar begraben. Der Leichenstein, mit dem sein Fürst den Hügel bezeichnete, unter dem seine Gebeine ruhen, steht jetzt neben demselben der Kirchhofsmauer eingefügt. Der alte Meister ist in Lebensgröße, die Palette in den Händen, darauf abgebildet, und eine lateinische Umschrift verkündet seinen Namen, sein Alter, sein Sterbejahr, und die wohlerworbne Liebe seines Herrn, der wenige Monate später im nächstfolgenden Jahre mit ihm dort wieder vereint ward, wo keine Thränen Unterdrückter mehr fließen.

Lukas Kranachs seltne Treue und Festigkeit des Gemüths, sein reines fleckenloses Leben, machen ihn, selbst abgesehen von allem Uebrigen, der innigsten Verehrung seiner Nachkommen werth, und auch seinen wohlerworbnen Künstlerruhm wird Niemand wagen ihn schmälern zu wollen. Dennoch fühlt Jeder, der seine Gemälde und die seiner großen Vorfahren kennt, daß es wahrhaft schmerzlich seyn

müßte, sie neben denen van Eycks, Hemlings, oder auch seines Zeitgenossen Schoreels aufgestellt zu erblicken, und zwar um so schmerzlicher, da Niemand sein großes Talent neben dem ernsten, zum Theil auch gelungnen Bestreben verkennen kann, gleich jenen an Natur und Wahrheit fest zu halten. Aber ihm fehlte, bei auffallendem Mangel an Kenntniß der Perspektive, jene hohe poetische Begeisterung, jenes innere Vermögen, ein Werk, ehe es nur noch im Kontur auf der Tafel steht, im Geiste als vollendet zu überschauen. Und durch dieses allein nur kann ein vollkommnes lebendiges Ganze hervorgebracht werden, das uns mit täuschender Wahrheit in die Mitte der Handlung versetzt, welche wir dargestellt sehen. Alle Gestalten Lukas Kranachs stehen im hellsten Licht, die wenigen Schatten, die er als unvermeidlich anbringen mußte, sind oft unrichtig angegeben, und seine Gemälde machen deshalb selten eine gefällig-malerische Wirkung; auch war er in der Wahl seiner Motive nicht glücklich, und wich oft in dieser von der Bahn des guten Geschmacks ab. Dennoch war er keinesweges arm an Erfindungsvermögen, wie aus den Stellungen und den naturgetreuen Bewegungen

der mehrsten seiner Figuren hervorgeht. Seine Umrisse sind mehr streng und pünktlich als richtig zu nennen, denn er wandte während der Arbeit seine Aufmerksamkeit mehr der Ausführung einzelner Theile als der Darstellung eines harmonischen Ganzen zu. Daher haben fast alle Köpfe, die er malte, etwas Verschobnes, obgleich jeder Theil derselben einzeln betrachtet mit musterhafter Treue der Natur nachgebildet erscheint.

In der Behandlung der Farben, die er in den Niederlanden erlernt hatte, erscheint er allerdings als einer der vorzüglichsten Meister; diese glänzen noch in einer, durch die Zeit unverminderten Schönheit, frisch und lebendig. Nirgend erscheinen sie zu stark aufgetragen, und bei der allersorgfältigsten Ausführung, auch der kleinsten Einzelheiten, tritt auf keinem seiner Gemälde ängstlicher Fleiß oder gezwungene Mühseligkeit hervor. Sein Kolorit ist die Wahrheit selbst, besonders in den Lokaltinten des Fleisches, es ist warm und kräftig, blühend und zart, wie es jedesmal der dargestellte Gegenstand erfordert; jedoch fallen die Schatten zuweilen ein wenig ins Graue; seine oft schneidend strengen Umrisse sind ebenfalls durchaus

nicht unangenehm, weil sie auf Bedeutung abzwecken und keineswegs steif sind. Seine Gewänder, wie aller dabei angebrachte Schmuck von Gold und Edelsteinen, prangen in glänzenden Farben, und sind mit Treue und Sorgfalt gemalt, aber die Falten erscheinen größtentheils in sanften weichen Biegungen und Brüchen, man vermißt fast durchaus den großartigen weiten schönen Faltenwurf, den wir bei den ersten Meistern der alten deutschen Schule so oft bewundern müssen. Selten strebte er, das Kostüm früherer Zeit oder fremder Nationen beizubehalten; er modernisirte das Alterthum, und hielt sich fast immer an das, was gerade zu seiner Zeit und in seiner Nähe gebräuchlich war, ohne sich um andere Völker oder frühere Zeiten zu bekümmern. Auch vermissen wir bei ihm den wahren lebendigen Ausdruck innern Gefühls. Den Zustand vollkommner Ruhe stellte er dagegen sehr glücklich dar, und deshalb sind seine Porträte oft so vortrefflich, daß man sich lebenden Personen gegenübergestellt glauben möchte. Heftige Bewegung des Gemüths, leidenschaftliches Empfinden auszudrücken, vermochte und versuchte er nie. Ich

erinnere mich hiebei besonders eines, übrigens sehr schön gemalten Bildes, welches sich jetzt in der oft erwähnten Sammlung in Berlin befindet, auf welchem er die alt-testamentarische Heldin Jael abgebildet hat, wie sie dem schlafenden Feldherrn Sissera, der auf der Flucht in ihrer Wohnung Schutz gesucht hatte, einen Nagel durch die Schläfe schlägt. Es ist ein Kniestück, und der Kopf des Sissera, von dem man beinahe nichts weiter sieht, nimmt schon auf dem Schooße der Jael sich übel aus. Sie selbst ist in Purpur-Sammet, mit goldnem Geschmeide, ganz wie eine Prinzessin aus den Zeiten Lukas Kranachs gekleidet. Ein hübsches Beckermädchen aus Weimar, das er oft bald als Venus, bald in anderer Gestalt malte, hat auch hier ihm zum Modell gedient, und das artige Kind sieht bei der blutigen Arbeit so gemüthlich und unbefangen aus dem Bilde heraus, und führt den Hammer mit einem solchen Gleichmuth, als klopfe sie Nüsse auf.

Das große Altargemälde in der Hauptkirche zu Weimar ist ohnstreitig eine der größten so wie der vorzüglichsten Arbeiten Lukas Kranachs. Die Mitteltafel desselben hat eilf Fuß sechs Zoll Höhe,

ausdauernden Muth des Mannes, der im Bewußtseyn des Rechts selbst den Kampf mit Teufeln nicht scheute, und wären ihrer so viel als Ziegel auf den Dächern zu Worms. Luthers Kopf ist fast noch ausgeführter, als der von Lukas Kranach, ich möchte sagen mit Dennerschem Fleiß, wenn ich mich nicht scheute, dadurch an alles das Widerwärtige jenes Meisters zu erinnern, von dem hier keine Spur zu finden ist.

Die Blumen und Kräuter, die üppig im Vorgrunde und an einem Felsen hinter dem auferstandnen Heiland entsprießen, sind so wahr, so frisch, so vollendet in der Ausführung, daß dieser Theil des Bildes zu dem allervortrefflichsten auf demselben gerechnet werden kann; doch der Felsen selbst zeigt von Lukas Kranachs Unbehülflichkeit bei landschaftlichen Gegenständen; so auch im Hintergrunde das Lager der um die eherne Schlange versammelten Israeliten, und die Hirten auf dem Felde, welchen die Geburt des Heilands verkündet wird. Bei allen diesen kleinen Figuren darf man ja nicht an den Zauber denken, den Hemling bei ähnlichen Darstellungen zu üben wußte; sie sind roh in der Farbe, die Um-

riſſe hart und ſchwarz, wie mit der Feder gezogen. Dicht hinter dem Felſen, an welchem der auferſtandne Chriſtus ſteht, lodert die Hölle empor, und Tod und Teufel jagen einen nackten Mann ihrem Abgrunde zu; ohnfern davon ſteht Moſes mit den Geſetztafeln; noch erblickt man vier Geſtalten, unter denen eine in Purpur und Hermelin wahrſcheinlich den König David vorſtellt. Dieſe Figuren ſind etwa einen Fuß hoch, und weit beſſer gezeichnet und kolorirt als die kleineren im Hintergrunde. Die Köpfe ſind ohne Ausnahme tadellos; beſonders richtig gezeichnet und ſchön gemalt iſt der Unglückliche, welcher der Hölle zugeſagt wird.

So ſteht das ganze Gemälde als Muſter aller Werke dieſes Meiſters da; vortrefflich im Einzelnen, mangelhaft im Ganzen, und nicht frei von jener Verworrenheit, die aus Lukas Kranachs Unkunde in der Behandlung der Ferne, wie der Beleuchtung entſteht; ein Fehler, welcher hier noch durch das von beiden Seiten flatternde lange Tuch um die Hüften des Gekreuzigten, und durch allerlei Paniere mit Sprüchen vermehrt wird.

Martin Luther ſtarb am achtzehnten Februar

ausdauernden Muth des Mannes, der im Bewußtseyn des Rechts selbst den Kampf mit Teufeln nicht scheute, und wären ihrer so viel als Ziegel auf den Dächern zu Worms. Luthers Kopf ist fast noch ausgeführter, als der von Lukas Kranach, ich möchte sagen mit Dennerschem Fleiß, wenn ich mich nicht scheute, dadurch an alles das Widerwärtige jenes Meisters zu erinnern, von dem hier keine Spur zu finden ist.

Die Blumen und Kräuter, die üppig im Vorgrunde und an einem Felsen hinter dem auferstandnen Heiland entsprießen, sind so wahr, so frisch, so vollendet in der Ausführung, daß dieser Theil des Bildes zu dem allervortrefflichsten auf demselben gerechnet werden kann; doch der Felsen selbst zeigt von Lukas Kranachs Unbehülflichkeit bei landschaftlichen Gegenständen; so auch im Hintergrunde das Lager der um die eherne Schlange versammelten Israeliten, und die Hirten auf dem Felde, welchen die Geburt des Heilands verkündet wird. Bei allen diesen kleinen Figuren darf man ja nicht an den Zauber denken, den Hemling bei ähnlichen Darstellungen zu üben wußte; sie sind roh in der Farbe, die Um-

riſſe hart und ſchwarz, wie mit der Feder gezogen. Dicht hinter dem Felſen, an welchem der auferſtandne Chriſtus ſteht, lodert die Hölle empor, und Tod und Teufel jagen einen nackten Mann ihrem Abgrunde zu; ohnfern davon ſteht Moſes mit den Geſetztafeln; noch erblickt man vier Geſtalten, unter denen eine in Purpur und Hermelin wahrſcheinlich den König David vorſtellt. Dieſe Figuren ſind etwa einen Fuß hoch, und weit beſſer gezeichnet und kolorirt als die kleineren im Hintergrunde. Die Köpfe ſind ohne Ausnahme tadellos; beſonders richtig gezeichnet und ſchön gemalt iſt der Unglückliche, welcher der Hölle zugeſagt wird.

So ſteht das ganze Gemälde als Muſter aller Werke dieſes Meiſters da; vortrefflich im Einzelnen, mangelhaft im Ganzen, und nicht frei von jener Verworrenheit, die aus Lukas Kranachs Unkunde in der Behandlung der Ferne, wie der Beleuchtung entſteht; ein Fehler, welcher hier noch durch das von beiden Seiten flatternde lange Tuch um die Hüften des Gekreuzigten, und durch allerlei Paniere mit Sprüchen vermehrt wird.

Martin Luther ſtarb am achtzehnten Februar

1546, daher ist es wahrscheinlich, daß die mittlere Tafel dieses Altarblattes nicht später gemalt worden, denn Luthers Porträt ist zu ausgeführt bis in die kleinsten Einzelheiten, als daß die Möglichkeit denkbar wäre, Lukas Kranach habe es blos nach Erinnerungen so lebenathmend darstellen können. Die beiden Seitentafeln hingegen sind augenscheinlich aus einer spätern Zeit. Die erste derselben zeigt uns den Kurfürsten Johann Friedrich und seine Gemahlin; beide knieen in betender Stellung vor einem Pulte, über welchem ein mit Wappen und Borten reich gestickter Teppich ausgebreitet liegt. In gleicher Stellung als ihre Eltern erblicken wir auf der zweiten Tafel drei Söhne dieses Paares; der vierte, im Februar des Jahres 1553 verstorbne Prinz Johann Ernst, ist nicht mehr in der Reihe seiner Brüder mit abgebildet, und dieser Umstand sowohl, als die Narbe der in der Mühlberger Schlacht empfangenen Wunde auf der Wange des Kurfürsten, machen es mehr als wahrscheinlich, daß diese Tafeln die letzte Arbeit des ein und achtzigjährigen Lukas Kranach waren, der im October des nämlichen Jahres von der Welt schied. Daß er die

erste derselben noch während der Gefangenschaft seines Herrn gemalt habe, ist ihrer Größe wegen, die den Transport sehr schwer gemacht hätte, kaum zu glauben, noch weniger möchte man beide Tafeln einem andern Meister zuschreiben, denn in der damaligen Zeit lebte keiner, weder in Weimar noch in dessen Umgebungen, der dieses vermocht hättee

Möglich, sogar wahrscheinlich, ist es indessen, daß Lukas Kranachs von ihm selbst für die Kunst gebildeter Sohn, Lukas Kranach der Jüngere, nach dem Tode des Vaters sie vollendet habe, so wie er auch schon bei dessen Leben ihm bei seinen größern Arbeiten behülflich war. Alle diese fünf lebensgroße Bildnisse sind trefflich gemalt und kolorirt, besonders das des mittelsten Prinzen; obgleich die Köpfe nicht so ganz ausgeführt erscheinen, als die Martin Luthers und Lukas Kranachs auf der mittlern Tafel. Ein goldbrokatner Vorhang bildet den Hintergrund, der dem Ganzen etwas sehr Heiteres gibt; die Hände sind wahr und schön bei aller Einförmigkeit ihrer Haltung, und das Ganze beider Tafeln gewährt einen sehr freundlichen Eindruck.

Lukas Kranach der Jüngere, der einzige Sohn des würdigen alten Meisters nach dem Tode seines in Italien verstorbnen Brüders Johann, erreichte zwar bei weitem nicht den Ruhm seines Vaters, war aber ein guter Maler, besonders im Porträt, dabei ein sehr vorzüglicher Koloriſt. Man findet noch in Weimar, Dresden, und andern sächsischen Städten, besonders aber in Wittenberg, mehrere seiner Gemälde. Er lebte an letzterem Ort, wo er ebenfalls die Stelle eines Bürgermeisters bekleidete, und starb daselbst, ein und siebenzig Jahr alt, im Jahre 1586. Sein Monument mit einer lateinischen Inschrift ist noch in der dortigen Pfarrkirche zu sehen; er war zweimal verheirathet und ist der Ahnherr der in Brandenburg noch lebenden Herrn von Kranach. Von seinen beiden Schwestern war die älteste, Namens Ursula, an einen Lizentiaten verheirathet, die jüngere, Anna, an einen Bürgermeister von Wittenberg, Namens Kaspar Freund. Ich weiß nicht, ob von diesen noch Nachkommen leben.

Martin Hemskerk.

Hemskerk, ein unbedeutendes holländiſches Dorf unfern Harlem, iſt der Ort, wo dieſer Meiſter im Jahr 1498 geboren ward und deſſen Namen er ſpäterhin annahm. Sein Vater hieß Jakob Willems van Veen und war ein ganz gewöhnlicher Bauer, der ſich durch ſeines Sohnes früh aufkeimendes Talent zwar bewegen ließ, ihn nach Harlem zu einem Maler, Namens Cornelis Willems in die Lehre zu geben, doch aber auch dieſen Schritt bald wieder bereute, indem er den Vortheil berechnete, den der heranwachſende Sohn ihm in der Wirthſchaft bringen könnte. Er nahm deshalb den armen Martin lange vor Vollendung der Lehrjahre wieder zurück auf das Dorf, und hier mußte er nun graben, hinterm Pfluge gehen, die Kühe melken und tauſend Dinge treiben, die

ihm lästig waren. Doch Martin ergab sich darein, wenn gleich mit Widerwillen, denn Willems van Veen war ein harter, roher Mann, der seinen Sohn bei jedem Versehen seine schwere Hand fühlen ließ. Das trübselige Leben des armen Jünglings währte so eine ziemliche Weile fort, bis er eines Abends, den vollen Milcheimer auf dem Kopf, vom Melken heimkehrte. Seine Gedanken mochten wohl sehr ins Weite schweifen, denn er vergaß einem Baume aus dem Wege zu gehen, an den er mit dem Eimer so heftig stieß, daß ihm dieser vom Kopfe fiel. Traurig sah er die weiße Milch die schwarze Erde tränken, und zugleich in der Ferne den Vater mit einem so tüchtigen Knittel herbeieilen, daß ihm sogleich die Lust verging, dessen Ankunft vollends abzuwarten. Er lief davon, war so glücklich sich die Nacht über in einem Heuschober vor dem ihm drohenden Ungewitter verbergen zu können, und schlich erst am Morgen heim zu seiner Mutter, als der Vater, wie er wohl wußte, sich schon längst auf dem Feld bei der Arbeit befand. Die Mutter war eine gute, vernünftige Frau, welche den höheren Beruf ihres Sohnes wohl einsah, und gern seinem Glück die

Freude, ihn um sich zu haben, aufopfern mochte. Sie hing ihm einen wohlgefüllten Knappsack über die Schultern, gab ihm einiges Reisegeld aus ihrer Sparkasse in die Tasche, dazu ihren Segen, und hieß ihn nun mit Gott sich auf den Weg machen, gut und brav bleiben, und zusehen, wie er es anfangen könne, um in der Welt fortzukommen und ein ordentlicher Maler zu werden, wozu er doch nun einmal einzig Lust und Geschick habe.

So wanderte Martin fort, kam glücklich, ohne eingefangen zu werden, durch Harlem durch, und gelangte nach Delft, wo er in der Werkstatt und dem Hause eines Malers, Namens Johann Lukas, Aufnahme fand. Bei diesem Meister blieb er mehrere Jahre, zeichnete und malte sehr fleißig und machte, von seinem Talent unterstützt, bedeutende Fortschritte in der Kunst, bis Schoreels weitverbreiteter Ruhm in ihm den lebhaften Wunsch erregte, unter die Zahl der Schüler dieses großen Malers aufgenommen zu werden, was ihm auch endlich gelang, da Schoreel einige Jahre nach seiner Rückkehr aus Italien sich in Harlem zur Annahme mehrerer Lehrlinge einrichtete. Nun erst war Martin Hemskerk an dem Platze, wohin

er gehörte, denn unter der Leitung eines Meisters dieser Art und bei seinem ausgezeichneten Fleiße mußte in kurzer Zeit das ihm angeborne große Talent sich auf das Herrlichste entfalten. Er lernte von Schoreel die Natur in allen ihren Einzelheiten beobachten, und machte in Kurzem dessen Art sie aufzufassen und darzustellen sich so ganz zu eigen, daß man oft die Arbeiten des Meisters von denen des Schülers kaum zu unterscheiden vermochte. Daß Schoreel den Werth eines Lehrlings dieser Art wohl erkannte, ist leicht zu erachten, und Beide lebten einige Jahre im freundlichsten Verhältnisse gegen einander, bis dieses sich ganz unerwartet und plötzlich wieder auflöste, Martin Hemskerk Schoreels Haus und Werkstätte verließ, und zu einem Goldschmied, Namens Peter Jan Fopsen, zog, in dessen Hause er von nun an für sich allein arbeitete.

Es ging in jenen Tagen das Gerücht, welches sich auch in der Geschichte der Maler jener Zeit erhalten hat, daß Schoreel die gewaltigen Fortschritte seines Lehrlings mit Unmuth und Mißgunst ansah und ihn verstieß, weil er sich in Kurzem von ihm verdunkelt zu sehen befürchtete;

dennoch ſtimmt dieſes ſo wenig mit Allem, was wir von dem Leben und dem Charakter dieſes ſo ausgezeichnet guten und edeln Menſchen wiſſen, daß es unmöglich iſt, dergleichen von ihm zu glauben. Wahrſcheinlich ſtammt dies Gerücht von Hemskerk ſelbſt her, der vielleicht wegen eines ihm unbedeutend ſcheinenden Vergehens entlaſſen ward, und ſelbſt glauben mochte, was er andern klagend erzählte; denn, als Folge ſeiner erſten Erziehung unter der Zucht eines harten, rohen Vaters, zeigte er Zeit ſeines Lebens ſich auffallend argwöhniſch und furchtſam. Und ſo wäre denn dieſe ganze Geſchichte nur ein neuer Beweiß, daß die Welt gern dem Böſen Glauben beimißt und eine wohl erſonnene Klätſcherei ſich durch eigne Kraft Jahrhunderte hindurch zu erhalten vermag.

Im Hauſe des Goldſchmieds befand Martin Hemskerk ſich eine Zeitlang ſehr wohl, beſonders da die Hausfrau Jan Fopſens ihm ganz beſonders gewogen war. Sie ereiferte ſich gewaltig, wenn man bei ihr nach dem Maler Martin fragte, der ihrer ſehr richtigen Meinung nach wohl verdiente, Meiſter Martin zu heißen. Dafür malte ihr aber auch Meiſter Martin an ihre Bettſtelle

in einer Hinterstube Sol und Luna in Lebensgröße, auch Adam und Eva, und zwar, wie man sagt, nach lebenden Modellen, was damals in den Niederlanden wenig üblich war. Doch scheint er sich endlich auch mit diesen seinen Hausgenossen entzweit zu haben, denn er verließ ihre Wohnung und zog zu einem andern Goldschmied in Harlem, Namens Jens Cornelis.

Martin Hemskerk wohnte mehrere Jahre in Harlem, er malte viel, und sein Ruhm verbreitete sich immer weiter mit jedem Tage. Auch gingen wahrhaft bewundernswerthe Gebilde unter seinen fleißigen Händen hervor, die dem Herrlichsten der alten Schule van Eycks mit Recht zur Seite gestellt werden können; Natur und Wahrheit leiteten seinen Pinsel. Dabei hielt er fest an Schoreels Weise, und wußte, wie dieser, Anmuth, Leben und Geist seinen Werken mitzutheilen. Im Jahre 1532, da Martin Hemskerk vier und dreißig Jahr alt war, entschloß er sich endlich, eine Kunstreise nach Italien zu unternehmen; vorher aber malte er noch den Apostel Lukas, wie er die heilige Jungfrau mit dem Chri-

ſtuskinde abbildet, und ſchenkte dieſe Tafel der Harlemer Malergilde zum Angedenken. Dieſes Bild, von dem Karl von Mander uns, mit großem Lobe deſſelben, eine Beſchreibung mittheilt, wurde zu deſſen Zeit von der Obrigkeit der Stadt als ein ſeltnes Kleinod hoch in Ehren gehalten und auf dem Rathhauſe aufbewahrt, wo es vielleicht noch zu finden iſt. Maria, umſtrahlt von Schönheit und Anmuth, mit dem lieben freundlichen Kinde, das auf einem über die Kniee der Mutter gebreiteten reichen Teppich ſitzt, war ganz nach Schoreels Weiſe gedacht und ausgeführt; zum Apoſtel Lukas hatte ein wohlgeſtalteter Bäkker aus Harlem geſeſſen, denn Martin Hemskerk war damals durchaus gewöhnt, die Natur überall, wo er konnte, zum Vorbilde zu nehmen. Die Palette des Schutzpatrons der Maler war auf dieſer Tafel mit ſo täuſchender Wahrheit gemalt, daß ſie wirklich hervorzuſtehen ſchien, und überhaupt das Ganze mit möglichſter Treue ausgeführt. Hinter dem Apoſtel ſtand eine grün bekränzte Figur, einen Poeten vorſtellend, in welchem Hemskerk ſich ſelbſt abgebildet hatte, und nicht weit davon war auch ein Engel mit einer

Fackel in den Händen angebracht. Wahrscheinlich lag in diesen beiden Figuren irgend eine allegorische Bedeutung, die jetzt schwer zu entziffern ist. Ein Papagei in einem Korbe hing oben an der Wand, und unten an derselben war ein wie mit Wachs angeklebter Zettel gemalt, auf welchem die Harlemer Maler mit recht gut gemeinten, in niederländischer Sprache abgefaßten Reimen Martin Hemskerks Namen, ihren Dank für sein Geschenk, und den drei und zwanzigsten Mai des Jahres 1532 als den Tag, da dieses vollendet ward, der Nachwelt verkünden. Bei allen Vorzügen, die dieses Gemälde gewiß besaß, bei aller Schönheit und Anmuth der Köpfe, der Farbenpracht und dem trefflichen Faltenwurf der Gewänder, die Karl von Mander uns beschreibend anrühmt, dünkt mir doch, als leuchte schon aus der Anordnung desselben der Keim der Verirrungen hervor, zu welchen der Meister in spätern Jahren sich hinreißen ließ. Dieser Engel mit der Fackel, dieser gekrönte Poet, von denen Niemand begreift, was sie da wollen oder sollen, wie verschieden sind sie von dem hohen, einfachen Geiste, in welchem Johann van Eyck den näm-

lichen Gegenstand so klar und dennoch so anziehend darzustellen wußte!

In Rom, wo Martin Hemskerk nach vollendeter Reise glücklich anlangte, fand er im Hause eines Kardinals, an den er Empfehlungsbriefe mitbrachte, Wohnung und Unterhalt. Mit glühendem Eifer warf er sich jetzt auf das Studium der Antike, entsagte fast aller Gemeinschaft mit seinen Landsleuten, um nur keine Zeit bei ihren Lustgelagen verlieren zu müssen, und malte und zeichnete den ganzen Tag nach den Ueberbleibseln antiker Baukunst, nach Statuen und Basreliefs und nach Michael Angelo's Werken, den er allen andern modernen Künstlern vorzog. Die Neuheit der Gegenstände blendete ihn, er ergriff sie in wilder, eifriger Hast, ohne sich selbst Zeit zu lassen, sich mit ihrem eigentlichen Wesen zu befreunden, oder ihren Geist in seinem Innern aufzufassen. Die glänzende Oberfläche dieser ihm fremd erscheinenden Kunstwelt genügte ihm, ohne daß es ihm einfiel, ihre Tiefe nur zu ahnen, und so verlor er darüber nach und nach die Natur fast gänzlich aus dem Gesichte, die so lange in

seiner Werkstatt befreundet ihm zur Seite gesellen hatte.

Indessen ging diese traurige Veränderung wahrscheinlich nicht gleich vor sich; Martin Hemskerk war zu weit auf rechter Bahn vorwärts geschritten, um nicht auch zum Rückwege einige Zeit zu brauchen. Seine ersten Arbeiten in Rom, deren ihm mehrere aufgetragen wurden, erwarben ihm den allgemeinsten Beifall bei Künstlern und Kunstkennern. Auch Vasari gedenkt rühmlichst seiner unter dem Namen von Martin Tedesco, und lobt vor Allem die Gemälde, die dieser grau in grau für den Einzug Karl des Fünften in Rom malte, doch vergißt er auch nicht dabei des guten griechischen Weines zu erwähnen, der dem Meister und seinen deutschen Gehülfen im Ueberflusse gereicht ward, um sie bei der Arbeit zu begeistern.

Martin Hemskerk war jedoch weder ausschweifend in seinen Sitten, noch ein Trunkenbold, sondern vielmehr mäßig, bedachtsam und haushälterisch mit seinem Gelde, wie mit seiner Zeit und mit seiner Gesundheit; er kannte kein anderes Vergnügen als, wenn er sich zu Hause müde gemalt hatte, hinaus ins Freie zu wandern, und

die Umgegend, alle Ruinen oder merkwürdige Gebäude zu zeichnen.

Mit unsäglichem Erschrecken fand er einst, da er von einem solchen Gange nach Hause kam, in seinem Zimmer zwei seiner Gemälde aus dem Blendrahmen geschnitten und mitgenommen; ängstlich öffnete er seinen Koffer, und auch hier fehlten sehr viele seiner Zeichnungen und andere Kunstsachen. Der Verlust war im Ganzen zu bedeutend, als daß er ihn in der Stille hätte verschmerzen mögen; er begann dem Räuber nachzuforschen, entdeckte solchen in einem ihm bekannten Italiener, der ihn früher zuweilen besucht hatte, und war sogar glücklich genug, den größten Theil des Geraubten zurückzuerhalten. Nun aber begann dem armen Martin erst vor seinem Räuber zu grauen; alle Mordgeschichten, die er so von Nacht hausenden Italienern erzählen gehört, fielen ihm mit einem Male ein, er glaubte schon den kalten Dolch in den Brust zu fühlen und ängstigte sich über seine eigenen Einbildungen dermaßen ab, daß er sich endlich entschloß, lieber Alles aufzugeben, um nur das Leben zu retten. Er packte schnell ein und vergaß vor al-

len Dingen nicht, einigermaßen bedeutende Summe Geldes mitzunehmen, die er, obgleich kaum drei volle Jahre in Rom, sich dort erhalten und mit haushälterischer Sparsamkeit zusammengehalten hatte. So schnell als er es vermochte, eilte er nun über die Alpen zurück und hielt sich für sicher, da er diese im Rücken hatte, ohne zu ahnen, daß er im eignen Vaterland einer weit dringenderen Lebensgefahr entgegen gehe, als es die vielleicht nur erträumte war, die ihn so schnell aus Rom vertrieben hatte.

Er war glücklich in der holländischen Stadt Dordrecht angekommen, und sehr freundlich von einem Gastwirth empfangen worden, dem er einen Brief von dessen in Rom lebendem Sohne mitbrachte. Man hatte ihn sogar durch Bitten und Zureden bewogen, die Einladung Peter Jakobs, eines warmen Kunstfreundes, auszuschlagen, und im Gasthofe über Nacht zu bleiben, als eine noch am Abend sich unvermuthet bietende Schiffsgelegenheit ihn bewog, gleich nach Harlem aufzubrechen, ohne, wie er erst Willens gewesen, bei dem freundlichen Wirth bis zum folgenden Tage zu verweilen. Dieser Zufall rettete ihm, ohne daß

er es wüßte, das Leben, denn das Haus, in welchem er bleiben wollte, wurd wenige Monate später von der Obrigkeit für eine Mordherberge erkannt, deren Besitzer schon Jahre lang einkehrende Reisende, welche Geld bei sich führten, umgebracht und im Keller vergraben hatten. Man fand dort eine große Grube voll Ueberreste dieser Unglücklichen, deren Zahl Heemskerk gewiß zu vermehren bestimmt war, denn dem Sohne dieses Verbrechers konnte das fürchterliche Gewerbe seines Eltern nicht unbekannt seyn, da eine seiner Schwestern schon früher mit einem jungen Maler nach Venedig geflüchtet war, weil sie weder die Gräuel im väterlichen Hause länger anzusehen, noch ihre Eltern anzuklagen vermochte. Heemskerk war bei dem Einpacken seiner in Rom erworbnen Schätze wahrscheinlich nicht vorsichtig gegen einen Landsmann gewesen und hatte diesen dadurch bewogen, ihm mit jenem Uriasbriefe seinen Eltern als eine gute Beute zuzusenden.

Mit der Ankunft in Harlem, seinem Wohnorte von nun an, beginnt in Martin Heemskerks Leben ein neuer Abschnitt, welcher zuvörderst eine Beschreibung der in der Boisserée'schen Sammlung

aufbewahrten Gemälde aus seiner besten Zeit nothwendig: nicht nur auf diese Weise sonst als möglich dem Leser einen Begriff von dem zu geben, was er war. Dann wollen wir zu dem übergehen, was er nach seiner Rückkehr aus Italien wurde. Das erste dieser Gemälde stellt uns Kaiser Karl den Fünften in noch jugendlichem Alter dar; er steht als Feldherr, den Kommandostab in der Hand, in voller Rüstung, über welche ein rother Mantel in festen schönen Falten geworfen ist; der edle, sehr ausdrucksvolle Kopf zeigt sich im Profil. Es ist ein so lebendiges Bild, daß man gar nicht müde wird, es anzuschauen; nichts kann wärmer und naturgemäßer gemalt seyn, als dieser Kopf, nichts edler und wahrer als diese Stellung der kraftvollen Heldengestalt des vollendeten Mannes, in blühender Frische der Jugend.

In einer von allen Seiten offnen Halle, welcher der heitere blaue Himmel zum Hintergrunde dient, steht auf einem andern Gemälde die Kaiserin Helena, die heilig gesprochne Mutter Konstantins; das wahre Kreuz des Heilandes, dessen Wiederfinden die Legende zum Theil den Bemü-

hungen dieſer frommen Fürſtin zuſchreibt, lehnt ihr im Arme. Sie iſt faſt nonnenartig gekleidet und in einen durchſichtig-feinen weißen, in ſchönen Falten ſie umſchwebenden Schleier gehüllt, über welchem ſie die goldne Kaiſerkrone auf dem Haupte trägt. Recht wunderbar wußte der Maler die Kaiſerin und die Heilige in der Darſtellung dieſer hohen, ernſten, etwas ältlichen Frau zu vereinen; aus den blitzenden Augen, aus der ganzen Haltung der edlen Geſtalt, ſpricht ſo viel Feſtigkeit, ſo viel ſicheres Bewußtſeyn, ſo viel Strenge gegen eigne Schwächen, daß man unwillkührlich bei ihrem Anblick von Ehrfurcht ergriffen wird und gleichſam ihren Richterſpruch erwartet.

Ihr gegenüber ſteht in wahrhaft fürſtlicher Haltung und Geſtalt der ebenfalls heilig geſprochne Kaiſer Heinrich der Zweite. Die Züge des etwas ſeitwärts gewendeten Kopfes haben Aehnlichkeit mit Karl dem Fünften, der Ausdruck derſelben iſt edel und ſtolz, kühn und mild zugleich; Bart und Haare beſonders ſchön gemalt. Er trägt einen reichen Wappenrock über der glänzenden Rüſtung, und hält als Stifter des Bisthums

Bamberg das Modell des Domes dieſer Stadt in der rechten Hand. Zu den Füßen dieſer beiden Heiligen kniet in ſchwarzer feſtlicher Kleidung, in ganz kleiner Miniatur dargeſtellt, der Donator des Bildes mit ſeinen Söhnen, lauter ächt deutſche, fromme, ruhige Geſichter. Das Gegenſtück zu dieſem Bilde zeigt uns in einer der vorigen ganz ähnlichen offnen Halle die edle Geſtalt des Evangeliſten Johannes, in einem hellfarbigen, in ſchönem Faltenwurfe ihn umgebenden Gewande; in der Rechten hält er, faſt als wolle er ihn fortſchleudern, den ſchäumenden Kelch, welchen, wie die Legende erzählt, die Heiden bei einem Gaſtmahl vergiftet ihm reichten, und aus welchem, dies Verbrechen bezeichnend, ein kleiner Drache ziſchend emporſteigt; die andere Hand iſt wie zum Segnen erhoben. Aus dem wunderſchönen, von röthlich goldnen Locken umgebenen jugendlichen Geſichte ſpricht flammend der edelſte Zorn über die Unthat, der zugleich in Mitleid übergeht, das ihn verhindert, die Verbrecher zu vernichten.

Ihm zur Seite ſteht, fürſtlich geſchmückt, die heilige Katharina, die ſchöne Braut Chriſti, und blickt theilnehmend auf ihren erzürnten Freund.

Sie hält in einer ungemein anmuthigen Stellung der Arme und Hände ein Buch, und zu ihren Füßen kniet, ebenfalls in Miniatur dargestellt, die Gattin des Stifters dieser Bilder mit ihren Töchtern. Alle diese heiligen Gestalten, in ihrer edlen Einfachheit, gewähren durch die über dem Ganzen schwebende Heiterkeit einen höchst erfreulichen Eindruck. Jener Strahl innern Lebens, der die Gebilde der höchsten Meister dieser Schule verherrlicht, umleuchtet auch sie. Aus allem, aus der Wahl der Stellungen, dem lebensvollen Kolorit, der Zeichnung, der Schönheit der Draperien, und der vollendeten Ausführung, geht das hohe Talent des Meisters hervor, die Natur mit zartem, edlen Sinn aufzufassen, mit gewissenhafter Treue darzustellen, und nirgend erblicken wir eine Spur von Manier und erkünsteltem Wesen.

Auf dem nun folgenden Altarblatt, zu welchem zwei Seitentafeln gehören, stellt das Hauptgemälde eine Kreuzigung dar; der vielleicht nicht ganz todt genug erscheinende Christus hängt, umgeben von den Seinen, am Stamme des Kreuzes, dessen oberer Theil im Rahmen des Bildes verschwindet. Maria ist in lautlosen Jammer ver-

sunken, Joseph von Arimathia mit noch einem Freunde stehen etwas zurück, noch weiterhin eine Dienerin, in welcher der Meister mit bewundernswürdigem Ausdrucke die Verschiedenheit der Empfindung einer Fremden, und des zerreißenden Schmerzes der Angehörigen des Entseelten darstellte. Wo diese, überwältigt von Jammer und Wehmuth, fast vergehen, empfindet jene nur ängstliche Scheu und banges Schrecken. Seitwärts lehnt an einem Hügel zur Linken die heilige Magdalena, das feine, liebe Gesichtchen ist bleich, und aus allen Zügen desselben spricht völlige Erschöpfung aller Kräfte; sie kann nicht mehr weinen, und die müde gerungnen Hände und Arme sinken in sehr unmathiger natürlicher Stellung kreuzweise über einander hin. Ihr Gewand ist von roth und blau schillernder Seide, wie Raphael und überhaupt die italiänischen Meister es so oft malten.

Auf der ersten der beiden Seitentafeln steht der heilige Stephan, mit geschornem Haupte, im reichen priesterlichen Gewande von Goldstoff. Sein ruhig ernstes Gesicht trägt die Spur früheren Kampfes, man sieht es ihm an, daß es nicht

immer so still und ruhig war, und daß der Heilige in seinem Innern manchen Sturm besiegen mußte, ehe er dahin gelangte, wo er jetzt steht. Auf der zweiten Tafel ist der heilige Mauritius in glänzender Rüstung mit darüber gewohntem rothen Wappenrock, muthig und fromm, in kühner vorschreitender Stellung abgebildet, und auch dieser Kopf trägt die Züge Kaiser Karls des Fünften.

So malte Martin Hemskerk als er im Jahr 1532 nach Rom zog, und auch wohl noch in der ersten Zeit seines dortigen Aufenthaltes, ehe er ganz von der Natur und den Lehren seines Meisters Schoreel sich abwandte.

Bei seiner Heimkehr ward er in Harlem von Künstlern und Kunstfreunden sehr ehrenvoll empfangen, auch übertrugen ihm seine Mitbürger die Stelle eines Kirchen-Raths, welcher er zwei und zwanzig Jahre lang bis an seinen Tod vorstand. Er verheirathete sich mit Maria Coninghs, einem der schönsten und liebenswürdigsten Mädchen der Stadt, und feierte seine Hochzeit mit großem Glanz; sogar die damals sehr seltne Vorstellung eines Schauspiels, welches die Rhetoriker

der dortigen hohen Schule ihm zu Ehren aufführten, verherrlichte das Fest. Leider aber war sein häusliches Glück nur von kurzer Dauer, denn seine junge, schöne Frau starb nach anderthalb Jahren im ersten Wochenbette, auch das Kind überlebte die Mutter nicht.

In Hinsicht auf seine Kunst trat Heusserk jetzt mit einer Selbstzufriedenheit auf, in der die vielen unberufnen, vom Reiz der Neuheit geblendeten Bewunderer, welche er leider überall antraf, ihn nur zu sehr bestärkten, während ächte Kunstverständige mit Bedauern bemerkten, wie sehr seine neueren Werke gegen seine früheren zurückstanden. Eine unbegreifliche, wahrscheinlich aus Eitelkeit, aus dem Wunsche sich auszuzeichnen, entstandne Verkehrtheit des Geistes bewog ihn, sich bald gänzlich, nicht nur von Schoreels Lehre und Beispiel, sondern auch von der Natur abzuwenden, und eine durchaus fremdartige Manier anzunehmen. Er suchte von nun an seiner früheren alten deutschen Schule, welche einzig die Natur als Vorbild anerkannte, in Allem entgegen zu arbeiten, ohne sich deshalb doch den, mehr dem Ideellen höherer Schönheit nachstrebenden

italiänischen Meisterin, welche ihm vorschwebten, nähern zu können. Seine in den verkehrtesten, übertriebensten Stellungen der antiken Statuen nicht nachgebildeten, sondern nachkopirten Gestalten verloren mit der Wahrheit allen Charakter, allen Geist, alles Leben; trüber Schein mußte die Wirklichkeit ersetzen, und sogar die ihm sonst eigne Pracht seiner Farben ging in dieser seiner Verworrenheit mit zu Grunde.

Des Kontrastes wegen bewahren die Herren Boisserée ein Gemälde, welches Hamskerk nach dieser traurigen Umwandlung machte; Niemand, der es erblickt, wird von selbst auf den Gedanken kommen, daß dieselbe Hand, derselbe Geist, welche jenen eben beschriebnen Meisterwerken das Daseyn gaben, auch dieses, ihnen in Allem so entgegengesetzte Zerrbild entstehen ließen. Es ist so flach wie ein illuminirter Kupferstich, und stellt einen Heiligen oder Apostel, den ein besessnes Mädchen heilt, auf eine Weise dar, daß man beinahe glauben könnte, die Kranke habe sowohl ihrem Arzte, als allen Umstehenden ihr Uebel mitgetheilt. Das Ganze ist ohne allen Charakter, und die Anordnung desselben durch die ge-

spreizten übertriebnen Stellungen der Figuren durchaus unverständlich. Unerachtet dieses seines auffallenden Uebergangs vom Vortrefflichen zum Tadelswerthen, vom Leben zum dürftigen, wesenlosen Schein, gewann Hemskerk täglich nicht nur Bewunderer, sondern auch Nachahmer in Menge, ja man darf wohl behaupten, daß von ihm der Anfang des bald darauf mit schnellem Schritte hereinbrechenden Untergangs aller ächten deutschen Kunst zuerst ausging. Denn die angehenden Künstler begannen von nun an nach seinem Beispiele, nur dem äußeren Scheine, den effektmachenden Künsteleien nachzustreben, ohne sich um die wahre Gestalt und das eigentliche Wesen der Gegenstände, welche sie darstellen wollten, weiter zu bemühen.

Vergebens versuchten es von jeher die Besserwissenden, sich der, vom bethörenden Reize der Neuheit berauschten Menge zu widersetzen, oder den allgemeinen Beifall zu bekämpfen, welcher das Schlechtere bis in den Himmel erhebt, sobald es nur neu und auffallend erscheint, und darüber das längst für gut und recht Anerkannte gedankenlos in den Staub tritt. Die, welche von sol-

cher Verblendung ferne bleiben, werden nach und nach es wenigstens müde, ungehört und nutzlos für Wahrheit zu kämpfen, sie schweigen, bis zuletzt auch sie die gewaltige Macht der Gewohnheit besiegt, und so geht nach und nach mit dem Guten und Schönen sogar auch die Erinnerung an dessen einstigen Besitz verloren, bis ein glücklicher Zufall es wieder ans Licht bringt, und ihm zum zweiten Mal den bezaubernden Reiz der Neuheit verleiht.

Hemskerk malte auf diese seine neue Weise unendlich vieles; Geld, Ehre und Schüler strömten von allen Seiten ihm zu, und machten ihn taub gegen jeden Tadel von Außen, vielleicht auch gegen die Stimme, die sich doch wohl zuweilen in seinem Innern gegen sein jetziges Treiben erheben mochte. Einer seiner Schüler wagte einst die Aeußerung, daß einige Kunstkenner Hemskerks frühere, nach Schoreels Weise gemalte Bilder seinen in der neuen Manier weit vorzögen. Hemskerk erwiederte ganz gelassen: „Mein Sohn! als ich jene Bilder malte, wußte ich gar nicht was ich that.“ Wohl hatte er hierin Recht, mehr als er selbst es damals glauben mochte, denn gerade in dieser

Unbefangenheit, dieſer durchaus mit keinen Nebenabſichten verbundnen treuherzigen Einfalt, mit welcher die alten Maler ſich den Eingebungen ihres Genius überließen, und, bei möglichſter Treue im Darſtellen der Wirklichkeit, es nie unternahmen, die Natur noch übertreffen zu wollen, liegt ja das Geheimniß ihrer, mit dieſer wetteifernden Größe. Nichts aber ſteht ächter Kunſt mehr entgegen als Künſtelei, Abſichtlichkeit und oberflächliches Haſchen nach glänzendem Effekt.

Hemskerk begnügte ſich nicht, nur in ſeinen Gemälden dieſe Abirrung von der rechten Bahn immer weiter zu verbreiten; er zeichnete auch viel, und da er ſelbſt weder in Holz ſchnitt, noch in Kupfer ſtach, ſo wurden viele hundert Blätter nach ſeinen Zeichnungen von andern Meiſtern, beſonders von einem Namens Coornhardt radirt, in Holz geſchnitten und geätzt. Dieſe ſind zum Theil bis auf unſere Zeiten gekommen, und ganz im Geſchmack ſeiner ſpätern Gemälde; einzelne Lichtpunkte, welche in dieſen wie in jenen bezeugen, was der Meiſter vormals war, betrüben ſtatt zu erfreuen, denn ſie erſcheinen wie lichte

Momente eines in trübem Wahnsinn untergegangnen, einst hohen, edlen und reichen Geistes.

Von allen Seiten strömten Hemskerken Bestellungen bedeutender Arbeiten für Kirchen, Paläste und Sammlungen von Kunstfreunden zu; große Summen, zum Theil auch lebenslängliche Leibrenten waren sein Lohn. Er brachte ganz ungewöhnliche Kunststücke und Verzierungen auf diesen seinen Arbeiten an; so malte er zum Beispiel den polirten Marmorboden einer Verkündigung für den Altar einer Kirche in Harlem so aus, daß der darauf stehende Engel Gabriel sich in diesem abspiegelte, als stünde er auf klarem Eise. Ein reicher Kunstfreund, Jakob Rauwaert, zog sogar zu ihm ins Haus, und ließ sich unter die große Zahl seiner Schüler aufnehmen. Dieser nämliche Freund zählte ihm für eine Darstellung des jüngsten Gerichts den Tisch so lange voll goldener Doppeldukaten, bis Hemskerk selbst ausrief, es sey nun genug, was gewiß sehr spät geschah, denn der Meister war nichts weniger als uneigennützig oder freigebig.

Seine große Liebe zum Gelde verleitete ihn sogar, wenige Jahre nach dem Tode seiner ersten

jungen, schönen Frau, ein altes sehr häßliches, dabei geistloses und ganz ungebildetes Mädchen zu heirathen, das ihm aber ein bedeutendes Vermögen zubrachte. Diese zweite Gattin verbitterte ihm nicht nur im Hause das Leben, sondern brachte ihn und sich auch außer demselben durch ihr Betragen oft in schimpfliche Verlegenheit, indem sie bei Kaufleuten theils Waaren ausnahm, die sie nicht bezahlte, theils manches heimlich mitgehen hieß, so daß sie zuletzt durch die Entdeckung dieser Betrügereien in den Augen ihrer Mitbürger für völlig ehrlos galt.

So war denn Hemskerk nach und nach zu einem sehr großen Vermögen gelangt, aber er verstand nicht die Kunst, sich seines Reichthums auf würdige Weise zu erfreuen, vielmehr lebte er immerfort mit ängstlicher Sparsamkeit, fühlte dabei stets eine heimliche Angst, einst im Alter Noth leiden zu müssen, zitterte immer vor plötzlichen Unglücksfällen, die über ihn hereinbrechen könnten, und trug deshalb stets eine bedeutende Anzahl Goldstücke mit sich herum, die er eigenhändig in seine Kleider eingenäht hatte. Ueberhaupt war er unglaublich furchtsam, ängstlich und

kleinmüthig, so daß er, wenn die Schützengesellschaft mit Gepränge zu ihrem Feste durch die Straßen von Harlem zog, sich auf die Spitze des höchsten Thurms flüchtete, um nicht durch ein zufällig losgehendes Gewehr erschossen zu werden, und selbst dort glaubte er sich noch nicht ganz sicher und außer dem Schusse.

Bei dieser seiner großen Muthlosigkeit war er natürlicher Weise auch einer der ersten, welche im Jahr 1572, da die Spanier Harlem belagerten, aus der bedrohten Stadt flüchteten. Er zog nach Amsterdam zu seinem Schüler und Freunde Jakob Rauwaert, und kehrte erst nach völlig hergestellter Ruhe in seine Heimath zurück. Indessen hatten die Spanier, beim Uebergange der Stadt, eine große Anzahl seiner Gemälde, unter dem Vorwande, sie kaufen zu wollen, mit sich nach Spanien genommen; viele gingen späterhin durch die Bilderstürmer zu Grunde, und selbst schon zu Karl von Manders Zeiten war nur wenig von ihm noch in Harlem und der Umgegend zu finden.

Martin Hemskerk war nun vier und siebenzig Jahre alt, seine Frau todt, er kinderlos und frei,

daher dachte er jetzt mit Recht ernstlich daran, sein Haus zu bestellen.

Mit jener Art Prachtliebe, die man so oft bei sonst geizigen Naturen antrifft, ließ er vor allen Dingen auf dem Kirchhofe des Dorfes Hemskerk seinem Vater, dem alten Bauer, der ihn mit dem Knittel der Kunst zugetrieben hatte, ein prächtiges Monument setzen, und bestimmte in seinem Testamente die Zinsen eines nicht unbedeutendem Kapitals zu dessen Erhaltung auf ewige Zeiten. Das Brustbild des alten Jakob Willems van Veen war darauf an einer steinernen Pyramide in Medaillon angebracht; auch fehlte es nicht an Todtenköpfen, weinenden Genien mit umgekehrten Fackeln, deutschen und lateinischen Inschriften, und einem großen schönen Wappen mit Adlern, Löwen und auf die Kunst Bezug habenden Sinnbildern. Die Zinsen eines andern Kapitals bestimmte Hemskerk zur Ausstattung einiger jungen liebenden Paare, die noch zu Karl von Manders Zeiten, so wie jener es in seinem Testamente verordnet hatte, auf dessen Grabe alljährlich getraut wurden. Hemskerk ordnete sonst noch manche fromme wohlthätige Stif-

tung für künftige Zeiten an, schied endlich am ersten October des Jahres 1574 als ein sechs und siebenzigjähriger Greis aus diesem Leben, und ward von seinen Mitbürgern in der Kapelle an der Nordseite der großen Kirche zu Harlem, ehrenvoll und feierlich begraben.

dert Dukaten, für manches noch obendrein reiche Geschenke an goldnen Ketten und andern Kleinodien, und kam auf diese Weise, überhäuft mit Ehrenbezeigungen und beladen mit Reichthümern, bei seinem Kaiser an, in dessen Diensten er von nun an verweilte. Er malte auch das Porträt Philipps des Zweiten, als dieser fünf und zwanzig Jahr alt war, und wurde dann nach England gesendet, um das Porträt der Königin Marie, Philipps zweiten Braut, zu fertigen. Das Bildniß dieser Königin, eines seiner gelungensten, wurde sehr freigebig belohnt. Er erhielt dafür, außer einer schweren goldnen Kette und einhundert Pfund Sterling, noch eine jährliche Rente von ebenfalls einhundert Pfund, und überdem noch bedeutende Geschenke von mehrerern fürstlichen und vornehmen Personen, denen er Kopien von diesem Bilde überreichte.

In seinem Vaterlande, wohin er von England zurückkehrte, blieb Anton Moro, nachdem Karl der Fünfte dem Thron entsagt hatte, im Dienste von dessen Sohn, Philipp dem Zweiten, und ging nach dem mit Frankreich im Jahr 1559 abgeschloßnen Frieden, mit diesem seinem Herrn

ders durch seine Porträte allgemeine Bewunderung erwarb.

Diese wußte er mit kräftigem markigen Pinsel und sehr vollendeter Ausführung nicht nur sprechend ähnlich, sondern auch mit einer ganz eignen Anmuth gleichsam wie lebend darzustellen, so daß der Kardinal Granvella ihn vor allen Andern dem Kaiser Karl dem Fünften empfahl, als dieser einen geschickten Maler wegen des Porträts der ersten Braut seines Sohnes Philipp, der Prinzessin Marie von Portugal, nach Lissabon senden wollte.

Anton Moro kam glücklich in Lissabon an, ward ehrenvoll empfangen, herrlich bewirthet, und malte nicht nur die Prinzessin, sondern auch ihre Eltern zur allgemeinen Zufriedenheit. Außer sechshundert Dukaten, welche Kaiser Karl dem Maler für diese drei Porträte gab, ward er noch vom König von Portugal mit kostbaren Geschenken überhäuft, und das portugiesische Volk ließ dem glücklichen Maler noch obendrein eine schwere goldne Ehrenkette, tausend Gulden an Werth, überreichen. Nächstdem malte er noch viele Vornehme des Lissaboner Hofes, erhielt für jedes Bild hun-

dert Dukaten, für manches noch obendrein reiche Geschenke an goldnen Ketten und andern Kleinodien, und kam auf diese Weise, überhäuft mit Ehrenbezeigungen und beladen mit Reichthümern, bei seinem Kaiser an, in dessen Diensten er von nun an verweilte. Er malte auch das Porträt Philipps des Zweiten, als dieser fünf und zwanzig Jahr alt war, und wurde dann nach England gesendet, um das Porträt der Königin Marie, Philipps zweiten Braut, zu fertigen. Das Bildniß dieser Königin, eines seiner gelungensten, wurde sehr freigebig belohnt. Er erhielt dafür, außer einer schweren goldnen Kette und einhundert Pfund Sterling, noch eine jährliche Rente von ebenfalls einhundert Pfund, und überdem noch bedeutende Geschenke von mehrerern fürstlichen und vornehmen Personen, denen er Kopien von diesem Bilde überreichte.

In seinem Vaterlande, wohin er von England zurückkehrte, blieb Anton Moro, nachdem Karl der Fünfte dem Thron entsagt hatte, im Dienste von dessen Sohn, Philipp dem Zweiten, und ging nach dem mit Frankreich im Jahr 1559 abgeschloßnen Frieden, mit diesem seinem Herrn

nach Madrid, wo er eine Zeitlang an dessen Hofe verweilte.

Anton Moro war nicht nur ein vorzüglicher Maler, sondern auch geistreich, gebildet, angenehm im Umgange, stattlich und gefällig in seinem Aeußern, und hatte das Glück, sich durch diese Eigenschaften bei dem Könige in ganz besondere Gunst zu setzen. Dieser fürchterliche Despot, bei dessen bloßem Namen sonst Alles zitterte, würdigte dem Maler einer Vertraulichkeit im Umgange, die Allen, besonders aber der Alles beachtenden Inquisition auffallen mußte. Er selbst fühlte sich durch des Königs Benehmen oft zu einer Sorglosigkeit und Vergessenheit hingerissen, die auf dem Boden, auf welchem er stand, ihm höchst gefährlich werden konnte, denn oft dachte er gar nicht daran, daß er dem unumschränkten Herrscher über Leben und Tod gegenüberstände.

Einst, als Anton Moro im Beiseyn des Königs malte, klopfte ihm dieser im freundlichen Gespräch ein paar Mal auf die Achsel, und der unglückselige Maler fühlte sich endlich zu einem solchen Grad von Vergessenheit hingezogen, daß er diese Vertraulichkeit erwiederte, und zwar mit

eine Stelle bei dem Steuerwesen in Westflandern, bei der es viel einzunehmen und wenig zu thun gab, so daß der Maler wie ein kleiner Fürst leben konnte, und immer mit einem stattlichen Gefolge und vielen schönen Pferden in Brüssel einherzog. Auch seine Kinder, deren er viele hatte, wurden alle durch Kanonikate, Präbenden und auf andere Weise sehr reichlich und anständig versorgt.

Dafür malte Anton Moro Alles was sein Beschützer von ihm verlangte, besonders die schönen Damen, welche Herzog Alba nach seiner Art liebte und deren nicht wenige waren. Oft ließ König Philipp seinen Maler zur Rückkehr nach Madrid ermahnen; doch der Inquisition durfte Niemand, der ihr einmal glücklich entgangen war, zum zweiten Mal ungestraft nahen. Dies bedachte Anton Moro und war so glücklich mit Hülfe des Herzogs Alba, der ihn auch nicht verlieren mochte, den Anforderungen des Königs immer durch geschickte Wendungen auszuweichen.

So lebte Anton Moro in Freude und Herrlichkeit ein genußreiches aber nicht langes Leben; er starb schon im sechs und fünfzigsten Jahre

ſeines Alters im Jahr 1575 zu Antwerpen, wohin er berufen war, um eine Beſchneidung für die dortige Frauenkirche zu malen. Denn er war auch in geſchichtlichen Darſtellungen ein großer geachteter Meiſter und hatte deren viele für ſeinen König und auch ſonſt gemalt, unter andern eine meiſterhafte Kopie der Danaë von Tizian, welche nach Madrid kam.

Das Gemälde in Antwerpen blieb nach dem Tode des Meiſters unvollendet. Ueberhaupt ſind ſeine Gemälde jetzt ſo ſelten, daß man erzählt, ein Kaufmann in Paris habe eine große Summe Geld damit erworben, indem er ein Bild von ihm auf dem Jahrmarkt von Saint Germain öffentlich zeigte, welches den Heiland zwiſchen den Apoſteln Petrus und Paulus darſtellte.

Johann Schwartz, auch Swarte Jan genannt.

Johann Schwartz ward gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in Gröningen, der Hauptstadt Ostfrieslands, geboren. Von seinem frühern Leben weiß man nur, daß er im Jahre 1522 um die Zeit, da Schoreel aus Italien wiederkehrte, in Gouda lebte, und daß der allgemein ausgebreitete Ruf jenes großen Meisters sehr schnell bis zu dem kalten neblichen Wohnorte des jungen geistvollen Malers drang, der sich alsobald durch diesen bewogen fühlte, Schoreeln aufzusuchen, um von ihm zu lernen. Später ging er nach Italien, wo er seine Bildung vollendete, doch aber keinesweges Schoreelen und der Natur untreu ward. Im Gegentheil hatte er

Schoreels Art zu malen sich durchaus angeeignet, besonders in den landschaftlichen Hintergründen, welche dieser so meisterhaft darzustellen verstand, und war und blieb ein sehr ausgezeichneter ehrenwerther Meister der alten von van Eyck stammenden deutschen Schule.

Seine Gemälde sind in unsern Tagen selten anzutreffen, doch besitzt die Boisserée'sche Sammlung eines davon; ein kleines, höchst anmuthiges Bild, welches sowohl durch die Wahl des Gegenstandes, als durch Pracht der Farben, durch sorgfältige Ausführung und naturgemäße, höchst lebendige Darstellung an die herrlichste Zeit der alten deutschen Kunst auf das Lebhafteste erinnert.

Es stellt die heiligen drei Könige zu den Füßen des Christkindes dar. Maria sitzt, das Kind auf dem Schooß haltend, in der Mitte des Gemäldes, und Huld und Anmuth umstrahlen die edle Gestalt der holdseligen Mutter. Der älteste der Könige bietet knieend dem kleinen Christus ein goldnes Prachtgefäß, und dieser hebt, kindlich spielend, den Deckel davon ab. Die Anmuth des wunderschönen Kindes, der Kontrast dieses anmuthigen Spieles mit dem wahrhaft gött-

lich ernsten Blick, mit welchem es den knieenden König betrachtet, gibt dem Bilde etwas unnennbar Anziehendes. Ehrfurchtsvoll zu dem Kinde hingeneigt, bietet der zweite König seine reiche Gabe, während von der andern Seite der Mohrenkönig mit kühnem Schritt, jedoch entblößten Hauptes, herantritt. Diesmal ist er ein wirklicher Mohr von kleiner, fast zwergähnlicher Gestalt. Die übrigen Umgebungen sind ungemein vollendet in der Ausführung, und geben dem Ganzen etwas Heiteres, wozu die Frische des blühenden Kolorits nicht wenig beiträgt.

In der Sammlung des Herrn von Erthorn, in Antwerpen fand ich noch ein Gemälde dieses Meisters, eine Darstellung des heiligen Christophorus, das schon durch den Gegenstand, mehr noch durch die trefflich vollendete Ausführung, mich lebhaft an den alten herrlichen Meister Hemling erinnert.

Mehrere von Johann Schwartz in Holz geschnittne Zeichnungen haben ihm auch in diesem Zweige der Kunst unter den Meistern seiner Zeit einen ehrenvollen Platz erworben; vor Allem eine Darstellung des Heilandes, der von einem Nachen in der Mitte des Stromes dem Volke predigt,

wobei der Künſtler viele bedeutende, geiſtreich gedachte und gezeichnete Gruppen der am Ufer verſammelten Zuhörer anbrachte. Auch einige mit Pfeil und Bogen bewaffnete Türken zu Pferde, von ihm auf die nämliche Weiſe abgebildet, werden ſehr gelobt.

Sein übriges Leben verhüllt das Dunkel der Zeit. Man kennt nicht einmal den Ort wo er ſtarb, noch das Jahr ſeines Todes.

Johann von Calkar.

Johann von Calkar ward um das Jahr 1500 in der im Herzogthum Cleve liegenden Stadt, deren Namen er führt, geboren, und auch von dieſes Meiſters Jugendgeſchichte und ſeinem Beginnen auf der Bahn der Kunſt iſt nur wenig bis auf unſere Zeiten gekommen. Er vollendete ſeine Bildung in Italien, und könnte, als einer der vorzüglichſten Schüler Titians, eher zu den italiäniſchen Meiſtern als zu den Nachfolgern van Eycks gezählt werden. Doch ſeine Geburt eignet ihn uns an, er nimmt in der Reihe der großen Meiſter jedes Landes einen ſo ehrenvollen Platz ein und hielt bei allen Vorzügen der italiäniſchen Schule, welche er ſich anzueignen wußte, dennoch ſo feſt an der Natur, blieb ſo ferne von allen erzwungnen Künſteleien, daß wir billig uns freuen, ihn

den Unſern zu nennen, und uns keineswegs dieſes Rechtes begeben dürfen.

Wahrſcheinlich kam er auf ſeiner Wanderung nach Italien in jene Mörderherberge zu Dordrecht, deren in Hemskerk's Leben Erwähnung geſchieht, und die Tochter jenes Hauſes rettete ſich und ihn, indem ſie mit ihm nach Venedig entfloh. Denn als im Jahr 1536 die dort verübten Gräuel endlich von der Obrigkeit entdeckt wurden, lebte dieſes unglückliche Mädchen bei Johann von Calkar, in ſeinem Hauſe zu Venedig, wo dieſer damals ſchon anſäſſig war. Sie ward auf Verlangen der Obrigkeit von Dordrecht, in Venedig vor Gericht gezogen, doch da ſie ihre Unſchuld an den Verbrechen ihrer Eltern beweiſen, und man ſie doch nicht dafür beſtrafen konnte, daß ſie dieſelben verſchwiegen hatte, ſo ließ man ſie bald wieder frei zu ihrem Beſchützer zurückkehren.

Johann von Calkar hatte ſich Titians Art zu malen ſo ganz angeeignet, daß es oft ſchwer war, die Arbeiten des Schülers von denen des Meiſters zu unterſcheiden. Man ſagt, daß die größten Kenner und bedeutende Künſtler ſeiner Zeit, ſich durch die große Aehnlichkeit zwiſchen beiden zu-

weilen für den Moment irre führen ließen, und eine Mater Dolorosa von ihm in der Boisserée'schen Sammlung ist in der That von so hoher Schönheit, daß man die Möglichkeit eines solchen Irrthums leicht begreift.

Ein weiter dunkelblauer Mantel umgibt im herrlichsten Faltenwurf die schöne Gestalt, wahrscheinlich das Porträt einer edlen noch jugendlichen Frau. Nichts kann einfacher und dabei noch herzergreifender gedacht werden, als der tiefe Ausdruck unendlichen Schmerzes in den schönen Zügen dieses Gesichts. Und doch ist über dem Ganzen eine so unbeschreibliche Anmuth verbreitet, daß wir dabei eine Art wehmüthiger Freude empfinden ein solches Leid so getragen zu sehen. Sie weint nicht mehr, denn alle ihre Thränen sind längst vergossen, sie klagt nicht, denn ihr Schmerz ist zu groß für jede Klage. Sie weiß, es gibt keinen Trost mehr für sie auf Erden, aber sie hat sich darein ergeben, nicht aus weichlicher Schwäche, sondern im festen Vertrauen in Gott und seinen Willen. Die Linke der schönen Hände ruht auf der noch schmerzlich wogenden Brust, die Rechte ist erhoben, als deute sie auf einen Gegenstand

aufſerhalb dem Bilde, zu welchem das Gegenſtück, wahrſcheinlich ein Ecce Homo, verloren ging.

Wie hoch Johann von Calkar's Gemälde, auch in ſpätern Zeiten, von den bedeutendſten Kennern geſchätzt wurden, beweiſ't die große Vorliebe, mit der Rubens ein kleines, kaum über eine Spanne großes Bildchen von ihm bewahrte, das er überall mit ſich führte. Es ſtellte die Hirten vor, wie ſie Joſeph an der Krippe des neugebornen Heilandes freundlich empfängt, und der Künſtler hatte dabei, wie Correggio in ſeiner berühmten Nacht, das Licht von dem Kinde ausgehen laſſen. Sandrart erkaufte dies Gemälde nach Rubens Tode in deſſen Nachlaß-Verſteigerung. Er überließ es ſpäter dem Kaiſer Ferdinand dem Dritten, der es mit ſich nach Prag führte, von wo es nach Wien kam, und ſich jetzt wahrſcheinlich dort in der Gallerie von Belvedere befindet. Herr von Bettendorf in Aachen beſitzt ein des großen Meiſters würdiges Porträt von Johann von Calkar gemalt. Es ſtellt den Herzog von Jülich, Johann den Dritten, in ſeinem neun und zwanzigſten Lebensjahre dar. Beſonders bewundernswürdig ſind an dieſem Porträt die

ſchönen Hände, in welchen der Fürſt einen Roſenkranz trägt.

Johann von Calkar's Zeichnungen mit Feder und Kreide ſind von nicht minderem Kunſtwerth als ſeine Gemälde. Faſt alle Bildniſſe der Maler in Vaſaris Beſchreibung von deren Leben ſind von ſeiner Hand gezeichnet, ſo auch die Tafeln zu dem anatomiſchen Werk des berühmten Arztes Veſalius. Er zog zuletzt von Venedig nach Neapel, vielleicht weil die Geſchichte des unglücklichen Mädchens von Dordrecht dort zu viel Aufſehen erregt hatte, ſtarb aber wenige Jahre nach dieſer Veränderung ſeines Aufenthaltes im Jahre 1546, und in der Blüthe ſeiner Jahre, leider viel zu früh für die Kunſt, deren Zierde er war.

Karl von Mander.

Dieser durch hellen Geist, unermüdlichen Fleiß, und festen stets frischen Lebensmuth ausgezeichnete Mann verdient es wohl, daß wir ihm und seinen mannichfaltigen Schicksalen am Schlusse des Buches einige Blätter weihen, welches ohne sein treues Vorarbeiten gar nicht hätte geschrieben werden können. Denn ihm allein verdanken wir den größten Theil dessen, was wir von dem Leben der alten Meister noch wissen. Mit unsäglicher Mühe und Geduld forschte er dem nach, was er davon in Erfahrung bringen konnte, zeichnete es treulich für die Nachwelt auf, und ward so der eigentliche Urheber aller alten deutschen Kunstgeschichte.

Auch in Hinsicht auf die Malerei selbst ist Karl von Mander merkwürdig, wenn gleich nicht als treuer Nachfolger van Eycks und der Natur,

ſondern als Beiſpiel der unglaublichen Verblendung, welche in jener Zeit ſich auch Solcher bemächtigte, die mit den reichſten Anlagen ausgeſtattet waren und früher gewiß in der Reihe der preißwürdigſten Meiſter einen ehrenvollen Platz eingenommen hätten.

Karl von Mander ward geboren im Mai des Jahres 1548 zu Meulebeck, einem großen Dorf in einer der anmuthigſten Gegenden von Flandern. Er ſtammte aus einem altadeligen Geſchlecht, und mehrere ſeiner Ahnherren bekleideten ſchon im dreizehnten Jahrhundert hohe geiſtliche Würden und bedeutende Ehrenämter in ihrem Lande. Sein Vater Cornelis von Mander, war ein ſtattlicher, ſehr verſtändiger Mann, der mit ſeiner Gattin Johanna von der Beck, und ſeinen Kindern auf ſeinem eignen Landgute in Meulebeck in Wohlhabenheit und Anſehen ein angenehmes ländliches Leben führte. Außer ſeinen eignen Beſitzungen verwaltete er noch ſehr große Güter, mit welchen er von der Regierung ſeines Landes belehnt war, und galt als Amtmann und Einnehmer der fürſtlichen Gefälle für einen der bedeutendſten Einwohner der Umgegend ſeines Ortes.

Karl von Mander hatte noch einen ältern Bruder, Namens Cornelis, einen jüngern der Adam hieß, und zwei Schwestern. Cornelis war von Jugend auf ein stiller ordentlicher Knabe, Karl aber schon als Kind sehr lebhaften Geistes, voll witziger Einfälle, und täglich allerlei lustige Knabenstreiche übend, die aber nie ins Bösartige fielen. Dabei zeigte Karl schnelle Fassungsgabe, hellen Verstand, unermüdliches Streben nach geistiger Ausbildung und ein erklärtes Talent für Malerei und Poesie. Tische, Bänke und Wände bedeckte er mit Zeichnungen und allerlei Reimen von seiner Fabrik, auch seine Schreibebücher blieben nicht frei davon, und so beschlossen die Eltern endlich den viel versprechenden Knaben nach der nahen Stadt Thielt in die lateinische Schule zu bringen. Er machte dort in allem, was ihm gelehrt ward, schnelle und bedeutende Fortschritte, jedoch ohne das Malen und Reimen zu unterlassen. Späterhin schickte man ihn nach Gent, zu einem französischen Sprachmeister, wo sein in jener Stadt lebender Oheim die Aufsicht über ihn hatte. Dies war Franz von Mander, der als ein auf Reisen in fremden Ländern vielseitig ge-

bildeter Mann, sich vollkommen dazu eignete, die Erziehung seines lebhaften geistvollen Neffen zu leiten.

Des allmählich zum Jüngling heranwachsenden Knaben unwiderstehlicher Hang zur Poesie und Malerei, der sich immer deutlicher zeigte, bewog nach einiger Zeit den Oheim, ihn mit Beistimmung der Eltern zu Lukas de Heere förmlich in die Lehre zu geben. Dieser war damals in Gent, seinem Wohnorte, nicht nur als ein bedeutender Meister in der Malerei, sondern auch als ein sinnreicher Poet in großen Ehren gehalten. Das Lobgedicht auf van Eycks Meisterwerk zu Gent, welches letzterem gegenüber in der Kirche aufgestellt ward, war von ihm, und Karl von Mander mußte sich bei diesem Manne völlig in seinem Elemente befinden, da er ihn Malen und Versemachen lehrte. Auch hing er dafür Zeitlebens mit ganzer Seele an seinem Meister und brachte in der Folge in seinem Malerbuche dessen Lob bei jeder einigermaßen schicklichen Gelegenheit an.

Nach einigen so verlebten Jahren nahm Karl von Manders Vater diesen von Gent fort, und brachte ihn nach der ebenfalls nah belegnen Stadt

Courtray zu einem andern Meister Namens Peter Ulrick, unter dessen Leitung er noch etwas über ein Jahr die Kunst übte, und dann als ein und zwanzigjähriger Jüngling im Jahr 1569 wieder im väterlichen Hause einzog.

Es schien beinah, als ob er jetzt die bildende Kunst aufgeben wollte, um sich ganz den schönen Wissenschaften, vor Allem der Poesie zu weihen. Er malte Anfangs nur wenig, las, schrieb und dichtete aber um so mehr, und fand besonders große Freude an theatralischen Darstellungen, die er durch seine Geschwister und seine nächsten Umgebungen im väterlichen Hause aufführen ließ. Bei diesen war er Dichter, Dekorateur und Direktor in Einer Person, und zeigte dabei Talent und bedeutendes Erfindungsvermögen. Jene Kunst war damals noch ganz in der Kindheit, von Theatern, wie wir sie jetzt besitzen, noch keine Spur vorhanden. Nur Fürsten und große Herren ließen zuweilen bei festlichen Gelegenheiten allegorische Aufzüge, bei denen gesprochen ward, in ihren Palästen aufführen, während das Volk nur Possenspiele kannte, die um Fastnacht oder auf Jahrmärkten, gewöhnlich unter freiem Himmel, auf bretternen

Gerüſten dargeſtellt wurden, oder geiſtliche Komödien, welche die Schüler unter der Leitung der Geiſtlichkeit zuweilen in der Schule aufführten. Jung und Alt ſtrömte daher aus der Umgegend zuſammen, als Karl von Mander eine Darſtellung der Sündfluth veranſtaltete; der Beifall war unermeßlich, und man achtete es nicht, daß ein großer Theil der Zuſchauer, die ſich dem Theater zu nahe gedrängt, naß bis auf die Haut, ſich eiligſt zurückziehen mußten. Denn um die Sache recht natürlich zu machen, hatte Karl von Mander eine Menge Waſſer mit Handpumpen in ein nahes Haus bringen laſſen, welches, als die Sündfluth hereinbrach, von dort mit großer Gewalt auf das Theater herabſtürzte. Vorher ſah man, wie Noah ſeinen ſündigen Zeitgenoſſen Buße predigte, dann die Arche baute, und ſie mit den Seinen bezog. Man ſah alle Thiere paarweiſe ihm folgen, man ſah die Arche auf den Wellen treiben, den Raben und die Tauben ausfliegen; ein großes mit Ertrinkenden über und über bemaltes Tuch wurde dabei an Stricken queer über das Theater gezogen, und ſtellte den Untergang der Gottloſen ſo anſchaulich dar, daß

viele der Zuschauer bei dem Anblick in Thränen zerflossen, und sich vor Jammer und Rührung nicht zu lassen wußten. Kurz die ganze Darstellung ging so vortrefflich, daß der jüngere Cornelis von Mander, der sonst mit dem Treiben seines Bruders Karl wenig zufrieden war, und es lieber gesehen hätte, wenn ihm dieser bei seinem Leinwand-Handel geholfen hätte, sich dennoch von ihm bereden ließ, die Kosten des Schauspiels zu bezahlen. Dafür aber erklärte ihn auch die Mutter für einen noch größern Narren als Karl, weil dieser ohne sein Geld solche Possen nicht hätte ausführen können.

Diesem Schauspiele folgten noch viele andere, die Karl von Mander alle selbst dichtete; Nebukadnezars Geschichte, Salomos Urtheil und dergleichen, lieferten ihm die Motive dazu. Das prächtigste aber, wobei fünfzig Personen mitspielten, Kameele nebst vielen andern fremden Thieren auftraten, wurde am Pfingsttage aufgeführt, und stellte den Besuch der Königin von Saba bei dem weisen Salomo vor. Der Zulauf dabei war ungeheuer, Haufenweise zogen die Leute aus Brügge, Gent und andern benachbarten Städten herbei, und

Karl von Manders Name ward dadurch berühmt und bekannt in der Ferne wie in der Nähe. Er galt aber auch noch überdies für einen tüchtigen Poeten wegen seiner vielen Lieder geistlichen und weltlichen Inhalts, seiner Tafel-Lieder, Refrains und Minnelieder. Von allen Seiten erhielt er Aufträge zu Gelegenheits-Gedichten, und erwarb durch seine Reime mehrere der in damaliger Zeit ausgesetzten Ehren-Preise, die aber in seinem Lande nicht wie in Toulouse aus goldnen Veilchen oder silbernen Lilien, sondern aus gutem brauchbaren Zinngeräthe bestanden. Daneben dichtete er auch manches Spottlied und lustige Fastnachtsstücke, welche er durch die Bauern in Meulebeck zu aller Welt Ergötzen aufführen ließ.

So verlebte er fünf Jahre fröhlichen Muthes, und malte zuletzt auch wieder sehr fleißig für Kirchen, Rathhäuser und Privatsammlungen, bis im Jahr 1574 die Eltern seinen Bitten nachgaben und ihm erlaubten nach Rom zu reisen. Der Vater versorgte ihn mit Geld, der vielgereis'te Oheim aus Gent, der auch einst in Italien gewesen war, gab ihm allerlei nützliche Notitzen und Ermahnungen mit auf den Weg, die Mutter

sorgte für seine Garderobe, und so zog er denn freudig und erwartungsvoll im blühenden Alter von sechs und zwanzig Jahren aus dem väterlichen Hause in die weite Welt.

Einige junge Edelleute, mit denen er die Reise antrat, verließ er bald unterweges, denn diese wollten immer vorwärts, er hingegen hielt sich bei allem ihm unterweges vorkommenden Merkwürdigen auf, besonders in den italiänischen Städten, durch welche sein Weg führte. Hier besuchte er alle Werkstätten der berühmten noch lebenden Maler, und betrachtete mit Entzücken die hohen Meisterwerke der zunächst vergangnen Zeit, die ihm überall noch frischen Glanzes in Kirchen und Palästen entgegen strahlten. Nach seiner Ankunft in Rom benutzte er jede Stunde mit gewissenhafter Treue für seine Kunst, nebenher zeichnete er Alles, was ihm bemerkenswerth erschien, in seinem Tagebuche auf, besonders die Beschreibung der vielen Feierlichkeiten, von welchen er im Jahr 1575 bei der seltnen Feier des päpstlichen Jubiläums Augenzeuge war. Aus all' diesem bildete er späterhin eine Reise-Beschreibung, welche auch im Druck erschienen ist. Er zeichnete viel nach der Antike,

malte sehr fleißig, und that sich besonders durch große Landschaften hervor, die er auf frischen Kalk in den Palästen einiger Kardinäle malte, denen er bekannt geworden war.

Doch leider sank die Kunst in seinen Tagen immer tiefer und tiefer, artete immer mehr und mehr in Manier und Künstelei aus. Die übertriebenste Unnatur in Form und Ausdruck, überspannt hervortretende Muskeln, wunderliche Verdrehungen der menschlichen Körper, erkünstelte Farbenreflexe, verdrängten allmählich Natur, Wahrheit und ächte Schönheit gänzlich aus ihrem Gebiete. Der bloße Schein gewann immer mehr den lauten Beifall der verblendeten Menge, und so ließ auch Karl von Mander vom Strome sich hinreißen, um so mehr, da sein lebhafter Geist ohnehin schon ihn allem Neuen gewaltig zutreiben mußte. Sein in Antwerpen geborner Landsmann Bartholomäus Spranger, den er als Hofmaler Pius des Fünften in Ehre und Ansehen in Rom lebend fand, trug vor Allem durch Lehre und Beispiel dazu bei, jeden Funken ächten Kunstgefühls vollends in ihm zu ersticken, und die edlen alten Meister seines Vaterlandes, nebst ihren, der

Natur nachgebildeten herrlichen Werken, aus seinem Gedächtnisse zu tilgen.

Bartholomäus Spranger war in der damaligen Zeit einer der berühmtesten Verbreiter des überhand nehmenden falschen Geschmacks, und wurde, ohnerachtet der in seinen Werken herrschenden Unnatur, dennoch selbst vom Papste und vom Kaiser Rudolph dem Zweiten hochgeehrt. Beide ernannten ihn zum Hofmaler, der Papst räumte ihm eine Wohnung in Belvedere ein, der Kaiser erhob ihn in den Adelstand und verlieh ihm eine dreifache goldne Ehrenkette. Dieser allgeehrte Meister nahm nun den jungen Karl von Mander in seinen besondern Schutz, verschaffte ihm vom Papste die Erlaubniß einen Degen tragen zu dürfen, was damals in Rom eine seltne Auszeichnung war, und so ist es wohl begreiflich, wie der von all' dem Glanz geblendete junge Künstler sich mit Herz und Sinn ihm völlig zu eigen ergab.

Nach dreijährigem Aufenthalt in Rom, im Jahr 1577, reis'te Karl von Mander der Heimath wieder zu. In Basel malte er unterwegs auf dem dortigen großen Gottesacker den Auszug Jakobs mit seinen Söhnen, völlig in Sprangers

Manier, mit dem er in Wien wieder zusammentraf. Denn der Kaiser hatte diesem vom Papste die Erlaubniß verschafft, nach sieben und dreißigjähriger Abwesenheit sein Vaterland besuchen zu dürfen. In Wien arbeitete Karl von Mander einige Zeit mit Spranger und dem Bildhauer Hans Mandt an dem großen Triumphbogen, der zum nahen Einzuge des Kaisers errichtet wurde. Dann reisete er, beladen mit Zeichnungen und Studien, doch leider für die Kunst ganz verbildet, dem väterlichen Hause wieder zu, wo Eltern und Geschwister mit Sehnsucht seiner harrten. Sein Bruder Adam ging ihm sogar, sobald er von seiner Annäherung Nachricht erhielt, mit allen Hausgenossen und an der Spitze seiner Schulgefährten eine weite Strecke entgegen, so daß seine Ankunft daheim einem kleinen Triumphzuge glich.

Karl von Mander führte nun einige Jahre hindurch ein beneidenswerthes Leben in ländlicher Stille. Er malte, schrieb, dichtete und sah sich dabei unter den Töchtern in der Nachbarschaft nach einer Gefährtin für seine künftigen Tage um, bis die in Flandern immer mehr überhand nehmenden bürgerlichen Unruhen sein und der Seinen

häusliches stilles Glück völlig vernichteten. Gesetzlose Empörung brach überall aus, die längst unzufriednen Wallonen überschritten ihre Gränze, bemächtigten sich der Städte, Dörfer und Flecken in der Umgegend von Meulebeck, deren Bewohner an fünf tausend Mann stark, meistens bewaffnete Bauern, gegen sie wieder aufstanden; der alte Cornelis von Mander mußte einige Mal sein Eigenthum an der Spitze seiner Knechte und Bauern gegen die Aufrührer vertheidigen, und das ganze einst so gesegnete Land ward bald der wildesten Unordnung zum Raube und allem Elende eines Bürgerkrieges Preis gegeben.

Bei der immer mehr überhand nehmenden Unordnung flüchteten die angesehensten Einwohner des flachen Landes, und auch Karl von Manders Eltern, ihre beste Habe, Silbergeschirr, Geld und Juwelen nach Brügge, Courtray und in andere benachbarte Städte, zuletzt führten sie selbst ein wanderndes rastloses Leben, stets auf der Flucht, um nur sich vor Gefahren zu retten. An Schreiben und Malen konnte Karl von Mander in solcher Lage jetzt nicht denken, all' sein Thun und Sinnen ging einzig nur darauf aus, sich

seinen Eltern hülfreich zu beweisen. Sein stets frischer Lebensmuth verließ ihn nicht, er dichtete mitten im allgemeinen Elende noch manches Liedchen, unter andern eines, in welchem er alle die Mädchen aus der Nachbarschaft besingt, die aus Furcht vor den Soldaten aus dem Hause ihrer Eltern in die Städte flohen. In diesem Liede heißt es unter andern:

„Noch weiß ich Eine,
Artiger Keine,
Und die ist geblieben zu Haus.

Diese Eine war ein sehr hübsches achtzehnjähriges Mädchen, zwar von niederer Abkunft und ohne Vermögen, doch so liebenswürdig und gut, daß Karl von Manders treue redliche Liebe zu ihr ihm den Muth gewährte, sie mitten in allen diesen Unruhen zu heirathen. Er führte seine junge Frau nach Courtray, wo auch seine älteste Schwester mit ihrem Manne lebte, und war nun fast immer auf dem Wege zwischen jener Stadt und Meulebeck, um hier wie dort den Seinen beizustehen.

Am Vorabende des heiligen Dreikönigs-Tages fuhr er einst mit drei Wagen von Meulebeck ab, die

er, mit Getreide und allerlei Geräthe beladen, nach Courtray für seine Eltern in Sicherheit bringen wollte; denn das Land wimmelte von Soldaten, ein wallonisches und ein deutsches Regiment lagen in der Nachbarschaft, die größten Frevel wurden ungestraft verübt, und der Landmann erlag unter den fürchterlichsten Lasten. Kaum war Karl von Mander zum Dorfe hinaus, so fiel eine Rotte plündernder Wallonen in das Haus seiner Eltern. Der alte Vater lag gefährlich krank, und der jüngste, damals achtzehnjährige Sohn Adam sah wohl ein, daß er allein dem Unheil nicht wehren könne. Mit großer Geistesgegenwart griff er also nach einem Degen, den er verborgen hatte, und mischte sich unter die Plünderer, die ihn, da er sehr geläufig ihre Sprache redete, für einen von den Ihrigen hielten. Adam machte unsäglichen Lärm, fluchte wie besessen, brach Kisten und Kasten auf, wo er wußte daß die besten Sachen verborgen lagen, und machte so die reichste Beute, mehr als er tragen konnte. Dann wandte er sich zur Mutter und zwang ihr mit den entsetzlichsten Drohungen das Geld ab, welches sie mit verstelltem Widerstande ihm gab, und sich dabei im Herzen der wohlgelungnen List ihres Sohnes

freute, durch welche dieser zugleich seine vermeinten Kameraden bewog, sich um die Frau nicht zu bekümmern, die sie bei ihm in guten Händen zu sehen glaubten. Dem armen Karl von Mander ging es unterdessen beinahe noch schlimmer als den Seinen daheim. Kaum war er zum Dorfe hinaus, so überfielen auch ihn Wallonen und raubten ihm Alles, sogar seine Kleider. Auch er sprach ihnen in ihrer Sprache zu, aber sie schlangen ihm demungeachtet einen Strick um den Hals, führten ihn zu einem nahen Baum, und trafen alle Anstalten ihn aufzuhängen, während sie mit ihm um die Summe handelten, mit der er sich aus ihrer Gewalt loskaufen sollte. Ein Italiäner, der eben des Weges geritten kam, sah diesem Treiben eine Weile ganz vergnüglich zu, bis Karl von Mander ihn gewahr ward und ihn in italiänischer Sprache um Beistand bat. Der Italiäner, sehr verwundert, daß ein Bauer, für welchen er Karl von Mander in seiner jetzigen Gestalt halten mußte, seine Sprache rede, fragte ihn, wo er italiänisch gelernt hätte? In Rom! war die Antwort. Was er da gemacht habe? erwiederte der Italiäner; gemalt, sprach Karl von Mander. Nun faßte der Italiäner ihn recht ins

Auge, ſchrie dann wie toll: Laßt mir meinen Freund los! nehmt den verdammten Strick ihm vom Halſe! gebt ihm ſeine Kleider wieder! und theilte dabei rechts und links vom Roſſe herab flache Klingenhiebe unter die Wallonen aus, die zu Fuße dem Reuter wenig anhaben konnten oder mochten. Alles geſchah, wie er es befahl; gern hätte er auch Wagen, Pferde und alles Uebrige wieder erſtatten laſſen, aber das Getümmel war groß, und er am Ende ſelbſt froh, als die Wallonen, ohne ſich viel zu beſinnen, mit ihrer Beute davon jagten.

Nun gab es eine Erkennungsſcene zwiſchen Karl von Mander und ſeinem Befreier, der ehemals im Dienſte eines Kardinals geſtanden hatte, bei dem Karl von Mander als Maler aus und eingegangen war, und ſich durch mancherlei kleine Geſchenke des Dieners Zuneigung erworben hatte, ſo daß er bei ihm in gutem Andenken geblieben war. Der Italiäner wollte ſeinen Schützling jetzt durchaus ins Lager führen, um ihn nach überſtandnem Schrecken dort herrlich zu bewirthen, doch Karl von Mander entſchuldigte ſich mit ſeinem kranken Vater in Meulebeck, und ſeiner fun-

gen Frau, die unlängst ihm in Courtray ihr erstes Kind geboren hatte, und so begnügte jener sich damit, ihn zu begleiten, bis er ihn in Meulebeck in völliger Sicherheit sah.

Im väterlichen Hause fand er die leeren Wände, und laute Klagen der Seinen strömten von allen Seiten ihm entgegen. Doch Bruder Adam führte ihn vor allen Dingen an einen von hohen Hecken umgebnen trocknen Graben, aus welchem er mit Karls Hülfe ihre jüngste Schwester Janneke herauszog, die er vor den Soldaten dorthin glücklich verborgen hatte. Dann zeigte er ihm triumphirend die reiche Beute, die er als Wallone von dem väterlichen Eigenthum gemacht hatte. Der kranke Vater, dem die Plünderer Betten und Kleider genommen, ward nun fürs erste aus dem geretteten Vorrath warm gekleidet, und dann von seinen Kindern drei Stunden weit bis Courtray getragen, denn im ganzen Dorf war weder Pferd noch Wagen mehr. Dort fand der Greis die nöthige Pflege und freundliche Aufnahme im Kloster der barmherzigen Brüder, denen er in früheren Zeiten viele Wohlthaten erwiesen hatte. Auch die Seinen wurden bei Freunden untergebracht,

und so waren alle einstweilen wieder in Ruhe und Sicherheit.

Karl von Mander erhielt ein Altarblatt zu malen, das ihm fünf und zwanzig Pfund flämisch einbrachte; seine Frau beschenkte ihn im Laufe des Jahres mit einem zweiten Kinde, und er wäre gewiß bei seiner heitern Gemüthsart in dieser beschränkten Lage völlig zufrieden geblieben, wenn nicht die Pest, diese furchtbare Begleiterin des Krieges, ihn von neuem aus seinem Zufluchtsort vertrieben hätte. Jeder Tag zählte neue Opfer dieses entsetzlichsten aller Uebel, Karl von Manders in Courtray verheirathete Schwester mit allen den Ihrigen gehörte unter die ersten, welche den Untergang fanden, und so blieb diesem nichts übrig, als Frau und Kinder durch schleunige Flucht zu retten. Mit einigem Gepäcke und wenigem Gelde wanderten sie aus den Thoren der unglücklichen Stadt, um sich nach Brügge zu begeben; seine Frau trug, in warme Decken eingehüllt, ihr neugebornes Kind, doch sie kamen nicht weit, als abermals raubsüchtige Plünderer sie überfielen, die ihnen alles nahmen, sogar die Kleider und die Hüllen des armen kleinen Kin-

des. Da ſtanden ſie nun auf freiem Felde, die Frau ſuchte weinend ihr Kind in die dürftige, kaum ſie ſelbſt bedeckende Bekleidung zu hüllen, die man ihr gelaſſen. Karl von Mander ſelbſt hatte nichts als eine alte Decke, welche die Soldaten weggeworfen und in die er ſich einwickelte. Doch da ſeine Frau noch ein Goldſtück entdeckte, welches die Räuber in der Taſche des einzigen armſeligen Röckchens, das ſie behalten, nicht gefunden hatten, ward er plötzlich wieder guten Muthes, wie in ſeinen glücklichſten Tagen; er tröſtete die Frau, indem er ihr erzählte, wie er in Brügge friſch ans Malen gehen, und Kleider und Geld bald wieder erwerben wolle; dann nahm er ihr das Kind vom Arm, tanzte damit vor ihr her und ſang mit lauter Stimme ein frohes Lied, ſo daß ſie mitten in ihren Thränen über ihn lachen mußte. So kamen ſie ohne fernere Widerwärtigkeiten glücklich in Brügge an.

Hier fand Karl von Mander in dem Maler Paul Weyts einen alten Bekannten, der ihm Arbeit verſchaffte, durch die er bald ſo viel erwarb, als er zu ſeiner und der Seinen Erhaltung bedurfte. Doch auch in Brügge begann die Peſt

zu wüthen, während die Feinde von aussen die unglückliche Stadt in ewiger Unruhe hielten. Karl von Mander fühlte, daß er vielleicht auf immer jeder Hoffnung auf eine ruhige Existenz in seinem dem Raube, der Pest, der Verwüstung hingegebnen Vaterlande entsagen müsse, und faßte endlich den Entschluß, es zu verlassen und nach Holland zu gehen.

Er schiffte sich im Jahr 1583 mit Frau und Kindern ein, und gelangte glücklich nach Harlem, wo er, von Allen geachtet, zwanzig Jahre lang lebte. Er malte dort viele Gemälde für Kirchen und Kunstfreunde, und bildete viele Schüler. In freien Stunden dichtete er eine Menge Lieder, übersetzte die Ilias, Virgils Bucolica und Georgica, und Ovids Metamorphosen, auch begann er hier an seinem Malerbuche zu arbeiten. Dieses vollendete er in Siebenbergen, einem Schlosse zwischen Alkmaar und Harlem, wo er ein Jahr lang sich wegen einiger ihm aufgetragner Gemälde aufhielt. In diesem seinem Wohnorte erwachte noch einmal seine alte theatralische Lust. Er ließ durch seine Schüler ein von ihm selbst gedichtetes, auf die Kunst Bezug habendes Stück aufführen,

Ranken ſich anklammerten. Hohe Roſenſtöcke mit blühenden Orangenbäumen in bunter Reihe gepaart, ließen im Sommer, wenn jene zarten Boten des Frühlings verblüht waren, uns ſie nicht vermiſſen.

Wir waren ſehr wohlhabend und wohnten im eignen, von meinem Vater ſelbſt neu eingerichteten Hauſe, das zu einem ziemlich bedeutenden Gute gehörte, deſſen Eigenthümer er ebenfalls war. Das Pfarrgebäude hatte er, gleich beim Antritte der Predigerſtelle, dem Schullehrer eingeräumt. Ein wunderbar verflochtenes Geſchick, aus welchem zuletzt eine unwiderſtehliche Neigung zu einem ſtillen, aber dennoch der Welt nützlichen Daſeyn, in unbemerkter ländlicher Abgeſchiedenheit ſich entwickelte, hatte im Sommer des Lebens ihn bewogen, fern von dem Lande, wo er geboren, den Stand eines Landpfarrers ſich zu erwählen, und um die Stelle ſich zu bewerben, die er jetzt bekleidete.

Meine fromme ſchöne Mutter mochte wahrſcheinlich an dieſem wichtigen Schritt ihres Gatten großen Antheil gehabt haben. Meine liebe, liebe Mutter! ſie hieß Angelika; ich habe leider

ſie, und auch meinen Vater ſchon in meinem fünfzehnten Jahre verloren, aber ihr freundliches Bild kann keine Zeit in meinem Innern verlöſchen. Nie hatte ſie unſer ſtilles Dörfchen verlaſſen, in welchem ſie geboren war; alles, was ſie je von der Auſſenwelt geſehen hatte, umfaßte ein Umkreis von zwei Stunden rings um daſſelbe her; was ſie von höherer geiſtiger Bildung beſaß, verdankte ſie einzig und allein ihrem früheſten Freunde, meinem Vater, der mit ihrer Hand den Entſchluß, auf dem Lande zu leben, auf immer ergriff.

Mein Vater war ein großer, ſehr ernſter, ſtattlicher Mann, von edelm gebietenden Anſehen. Bedeutend älter als meine Mutter, lebte er dennoch in ihr und für ſie, und konnte aus liebender Sorge für die angebetete Frau ſich nie dazu entſchließen, das ſchöne Gleichgewicht ihres milden Weſens, auch nur durch die kleinſte Veränderung ihrer äuſſern Lage zu erſchüttern.

Die innige Liebe meiner Eltern, das ungewöhnlich zart Zuvorkommende in ihrem Benehmen gegen einander, ließen mich die Art ihres Verhältniſſes, und auch wohl überhaupt das ganze

Menschenleben auf Erden, in einem erfreulicherem höherem Lichte sehen, als mir wahrscheinlich für meine Zukunft gut gewesen seyn mag. Ich wuchs in einem vollkommen ideal gehaltnen Daseyn auf, ohne von der übrigen Welt und ihren beengenden kleinlichen Rücksichten und Konvenienzen das Mindeste gewahr zu werden. Meine Eltern hatten durchaus keinen Umgang, weder mit den Pfarrern noch den Gutsbesitzern in der Nachbarschaft. Die isolirte Lage unseres Dörfchens trennte uns ohnehin um mehrere Meilen von allen. Zu uns kam Niemand, ausser Unglückliche, die bei meinem Vater Hülfe suchten und erhielten, und dann die Bewohner unseres Dorfes, und der ländlichen Hütten, längst dem reich angebauten Ufer unseres Sees, deren Knaben meine Spielkameraden waren.

Wer wäre so arm, daß er nicht gern der Tage seiner Jugend gedächte, und bei der Erinnerung an sie mit gerührtem Gemüthe verweilte? Die meinige aber war ein reiner Abglanz des Himmels, viel zu reich, um der Vorhof eines beschränkten Menschenlebens zu seyn. Sie steht [redacted] meinen übrigen, ihr folgenden Jahren ganz

abgesondert und in sich vollendet da, ein leuchtender herrlicher Stern, zu dem ich noch immer voll Sehnsucht zurückblicke. Soll ich, mein Freund, den lieblichsten seiner Strahlen dir näher zu leiten versuchen?

Mein vierzehnter Geburtstag war angebrochen, und um ihn nach meiner Art recht fröhlich zu begehen, suchte und erhielt ich die Erlaubniß, ganz allein mit mir selbst, schon am frühen Morgen, auf eine Entdeckungsreise auszuziehen. So nannte ich die Spaziergänge, auf denen ich, seit ich ein wenig herangewachsen war, mich ganz planlos, ohne Führer und bestimmten Zweck, in dem nahen Gebirge vertiefen durfte, zuweilen fünf bis sechs Stunden weit von meinem väterlichen Dache. Mein Vater erlaubte gern und ohne Sorge um mich, mir diese Freude, weil es, wie er sagte, dem Knaben gut sey, wenn er früh lerne, die eigne, von Gott ihm verliehene Kraft zu üben, und sich in mißlichen Lagen zu helfen. Meine gute Mutter blickte freilich mir anfangs ein wenig ängstlich nach, wenn ich so allein auszog, meinen kleinen Torniſter auf dem Rücken. Nachdem sie mich aber mehreremale,

und immer gesund und froh wiederkehren gesehen hatte, ergab sie sich endlich darein; gewöhnte sich daran, mich ohne Aufsicht und Schutz auswandern zu lassen, versäumte aber nie, mir viel Warnungen vor möglicher Gefahr mit auf den Weg zu geben, die ich mit kindlichen herzlichen Liebkosungen erwiederte, mir aber gewöhnlich aus dem Sinn schlug, ehe ich noch von unserm Hofe herunter war.

Bei diesen kleinen Fußreisen war ich von jeher immer gerne allein gewesen, und selbst meine liebsten Spielkameraden drangen vergebens in mich, sie mitzunehmen. Denn eine geheime Wunderahnung, die innre schönste Poesie eines jugendlichen Herzens, regte, mir selbst unbewußt, die lichten Strahlenflügel in meiner Brust, und trieb mich fort, weit über Berg und Thal. Ach! und an jenem Morgen, den ich mir jetzt mit Entzücken wieder heraufrufe, wie war alles so über die Maaßen herrlich und freundlich, wie war die Sonne so hell, und das Leben in mir und um mich her so klar und froh! Der unbeschreibliche, nur zu schnell schwindende Zauber des neuen frischen Jugendblickes, zeigte mir, wohin ich mich

wandte, ein blühendes, an Freuden überschwenglich reiches Paradies.

Was ich längst mir vorgenommen, wollte ich dieſesmal, meinem Geburtstage zu Ehren, ausführen, darum hatte ich früher als gewöhnlich mich auf den Weg gemacht. Ein ſeltſam geſtalteter Fels auf der fernſten Seite des, unſer Thal und unſern See umziehenden Gebirges, dem ich noch nie genaht, hatte ſchon längſt den Wunſch in mir rege gemacht, ihn zu erſteigen, um zu ſchauen, wie wohl die hinter ihm liegende Welt ausſehen möge. Um mir den Weg abzukürzen, ruderte ich mich in meinem kleinen Nachen den ſtillen See entlang, der im Abglanz der Morgenröthe gleich einem Meere geſchmolzner Rubinen ſchimmerte. Ich band jenſeits den Kahn am Ufer feſt, und begann jetzt auf ziemlich ungebahntem Pfade aufwärts zu ſteigen.

Bald war der Gipfel der Felſen erreicht, den ich zum Ziele meiner Wanderung mir erſehen; er bot mir eine entzückende Ausſicht über den See und deſſen reich bebaute, in Frühlingspracht blühende Ufer, die ich aber von andern Punkten aus ſchon oft geſehen hatte. Was ich eigentlich

hier suchte, einen Blick in das auf der andern Seite, jenseits der Berge liegende Thal, gewährte er mir nicht. Um diesen doch endlich zu entdecken, kletterte ich von einer Felsenspitze zur andern, durch enge Schluchten hinab, dann wieder steile Felsenspitzen hinauf, und verlief mich, ohne darauf zu achten, immer weiter und weiter. Ehe ich es gewahr geworden, hatte ein immer breiter und bequemer werdender Pfad mich aufgenommen, und endlich abwärts geführt; ich drängte durch eine Hecke mich durch, die mir im Wege stand, und sah mich plötzlich auf der durch Kunst planirten Fläche eines nicht sehr hohen Felsen, neben mir einen kolosalen Blumenkorb voll hoch aufgeschossener Blumen, dicht an diesem einen bequemen Gartensitz, von duftenden fremd blühenden Rankengewächsen umkränzt, die in den Spalten des Felsen von selbst und ungepflanzt zu wurzeln schienen. Ein sehr bequemer Pfad führte von diesem noch tiefer, zu einem wunderlieblichen Plätzchen hinab, wie ich noch keines gesehen. Ein von kunstreicher Hand zwischen den Felsengruppen in mannigfaltigen Schattirungen geordneter Kreis, herrliche Bäume, umschatteten ein Mar-

morbecken, aus deſſen Mitte ein kriſtallheller Strahl des reinſten Waſſers, von Regenbogenfarben umſchillert, dem blauen Aether zuſtieg. Tauſende von goldnen und ſilbernen Fiſchchen tanzten in den kleinen hellen Wellen zur Melodie des Geplätſchers der fallenden Tropfen, in welches die hohen, ſich wie im Geſpräch gegen einander neigenden Bäume, ihr leiſes Geflüſter miſchten. Der Duft der Orangenbäume und Roſen, die hier früher als in unſerem Garten blühten, ſtieg berauſchend zu mir auf; überall ſtanden ſie, um das Marmorbecken und zwiſchen den Felſen, in großen Maſſen vertheilt, und dazwiſchen unzählige mir zum Theil ganz unbekannte Blumen und Blüthenſträuche, ſo üppig, ſo duftend, in ſolch einer überſchwenglichen Fülle, als wären ſie hier, wie in ihrer eigentlichen Heimath, vollkommen zu Hauſe.

Mir ſchwindelte beim Anblick dieſer niegeſehenen Herrlichkeit, die hier, wo ich nimmer ſie vermuthen konnte, ſo überraſchend glanzvoll mir entgegen trat. Und gerade heute, an meinem vierzehnten Geburtstage, mußte das mich erwartende neue Leben, von dem mein Vater am ge-

strigen Abend sehr ernsthaft mit mir gesprochen, mit so freundlichem Gruße mir entgegen treten!

Laut jubelnd schwang ich mich von der Höhe, wo ich stand, hinab, pflückte ohne Bedenken Rosen und Orangeblüthen, und warf mich, trunken vor Wonne, in das hohe Gras, um einen vollen prächtigen Kranz zu flechten. Der Kranz war fertig, ich drückte ihn in meine dichten krausen Locken, indem ich rasch emporsprang. Da stand ich nun, und blickte um mich her, keck wie ein Held und zugleich schüchtern wie ein Mädchen. In heimlicher nie gefühlter Seligkeit, wußte ich nicht wohin mit mir selbst. Mir war, als müßte jetzt gleich etwas ganz Unerhörtes, nie zuvor von mir Erlebtes geschehen, das die Richtung meines mir neu aufgehenden Lebens völlig umgestalte. Ich weinte, ich wußte nicht worüber, und war doch dabei so unaussprechlich selig! Meine Phantasie, mein ganzes Wesen, schien in immer wachsender Wehmuth und Sehnsucht sich auflösen zu wollen.

Ein Ton ganz aus der Nähe rief mich in die Wirklichkeit zurück. Ein Mädchen, schön und jung wie die Blüthen, aus denen sie hervor trat, stieg eilends vom Felsen hinab, und sah eben so

glücklich aus, als ich in meinem Herzen mich fühlte.

Das liebliche Kind war vielleicht noch etwas jünger als ich; es hatte den bequemen Pfad verschmäht, der zu dem Wasserbecken hinabführte, und dafür eine rauhe, schmale, aus unbequemen rohen Steinen zusammengefügte Art von Treppe sich erwählt. Als es beinahe unten war, brachte ein unvorsichtiger Schritt es in Gefahr; es stieß einen kleinen silberhellen Schrei aus. Ich sah die Liebliche ängstlich balanzirend, kaum fähig sich stehend zu erhalten; mit ausgebreiteten Armen sprang ich ihr entgegen, und rettete sie vom Fallen; in der Angst hatte sie die Augen fest zugedrückt, jetzt, als sie von meinem Arm sich gehalten fühlte, schlug sie solche wieder auf, kaum eine Spanne weit war ihr liebes Gesichtchen von dem meinigen entfernt, und als sie die dunkeln lachenden Augen öffnete, war mir, als öffne sich ein ganzer Himmel voll Engel. Sie redete mich an; nie hatte ähnlicher Wohllaut mein Ohr berührt, aber von dem, was sie mir sagte, verstand ich keine Silbe. Die mir ganz unbekannten melodischen Laute ihrer mir fremden Sprache, gingen völlig

bedeutungslos an mir vorüber. Sie betrachtete, anscheinend mit Verwunderung, den Kranz in meinen Locken, und streckte ein wenig scheu das zarte Händchen nach ihm aus, als wünsche sie und wage es doch nicht, ihn zu berühren. Ein innerer Instinkt regte sich in mir, und mit ächt ritterlicher Galanterie, die ich wahrlich selbst nie zuvor in mir gesucht, nahm ich den Kranz von meinem Haupte herunter, und legte ihn in das Gras zu zu ihren Füßen hin.

Mein holdes Wunderkind lächelte mir immer freundlicher und freundlicher zu, und nickte dabei mit dem allerliebsten Köpfchen. Ich kniete endlich selbst zu meinem Kranze in das Gras hin, mir war, als müßte das so seyn, sie aber streckte die kleinen blüthenweißen Hände wie abwehrend vor sich hin, und blieb so zögernd und erröthend in vorgebeugter Stellung, über mir stehen.

Mais Angeline, mais chère Princesse, ou êtes vous donc! quickte eine schneidend gellende Stimme zwischen den Felsen, und wenige Augenblicke später trat eine sehr geputzte ältliche dicke Dame, mit hochrothen Wangen, oben zwischen den Felsen hervor, und fing an mit ängst-

licher Behutſamkeit den bequemeren Pfad herunter zu trippeln. Auch mir ward plötzlich ſehr bänglich zu Muthe, und ſelbſt mein liebliches Engelsbild wurde meiner Meinung nach blaß, und ſchien erſchrocken.

Aus meinen Himmeln geriſſen, von allen poetiſchen Entzückungen verlaſſen, blieb ich plötzlich nicht weiter, als was ich eigentlich noch war, ein verlegener, ſchüchterner, unbeholfner Junge, und ſprang auch als ein ſolcher, auf einer andern Seite, als der von welcher ich gekommen, die Felſen hinauf; in wenigen Augenblicken war ich zwiſchen dieſen verſchwunden.

Wie ein Träumender langte ich Abends zu Hauſe an, und ward dafür, als Einer, mit dem aus übergroßrr Ermüdung nichts anzufangen ſey, früh zu Bette geſchickt. Ich war ſtill, aber unbeſchreiblich ſelig. Angelina, ſprach ich leiſe, Angelina, und wiederholte den ſüßen Namen, bis ich einſchlief. Angelina, Angelika! ſo heißt ja auch die Mutter — o wie ich dich lieben will, Angelina! nun ſoll alles anders werden, und wie ſchön!

So wie ich aufgeſtanden war, ſuchten meine

Augen am andern Morgen zu allererſt den Felſen auf, hinter welchem mein neu gefundenes Paradies lag. Ich ſelbſt durfte freilich ſobald nicht wieder hin, aber mir kam es auch gar nicht in den Sinn dieſes zu wollen. Ich überlegte gar nicht, daß Angelina dort wahrſcheinlich immer wohne, ich verband mit der Erinnerung an ſie gar keine andere Idee; ich freute mich nur, daß ich ſie geſehen, daß ſie wirklich auf der Welt und kein Traumbild ſey, wie ich mir deren ſonſt wohl zuweilen geſchaffen. Für einen Engel hielt ich ſie gerade nicht, aber daß ſie ein Mädchen und obendrein ein ſehr vornehmes ſey, daran dachte ich vollends gar nicht, obgleich ich die franzöſiſchen Worte recht gut verſtanden, die man ihr zugerufen, und auch in unſerm Hauſe von einer kleinen Prinzeſſin die Rede geweſen war, die, wie es hieß, ſeit einigen Wochen das Schloß Belrepôs im Gebirge bewohne. Was ein Schloß ſey? wußte ich nicht recht; ich hatte noch keins geſehen, und überhaupt faſt nie darüber gedacht, und wann dieſes einmal geſchah, ſo waren auch immer Wälle, Zugbrücken, feſte Thürme und aller Apparat einer Belagerung dabei. Angelina aber

war mir nur sie, der Inbegriff alles Lieblichen und Schönen, was sie weiter noch seyn mochte, ging mich nichts an, und ich bekümmerte mich gar nicht darum.

Meiner Meinung nach gingen, seit ich Angelina gesehen, in stiller aber grenzenloser Seligkeit viele Tage an mir vorüber. Denn in meinem damaligen Alter, hat man noch keinen Maasstab für die Zeit, und eine ganze Woche scheint ein unübersehbar langer Zusammenfluß von Tagen und Stunden zu seyn.

Auch in unserm Garten begannen jetzt Rosen und Orangen zu blühen; der Anblick dieser meiner Lieblingsblumen, ihr süßer berauschender Duft, weckten in mir Erinnerungen, und endlich eine unwiederstehliche Sehnsucht, Angelina wieder zu sehen.

Indessen kostete es mir doch manchen innerlichen Kampf, und es währte ziemlich lange, ehe ich den Muth gewann, auf die Erfüllung dieses köstlichen Wunsches auszugehen.

Endlich am Sonntage in aller Frühe machte ich mich auf, pflückte und band einen großen Strauß von den schönsten Blüthen und Rosen in

unſerem Garten, und machte mit dieſem mich auf den Weg zu ihr.

Ich durchſchiffte den See, kletterte durch die Felſengewinde, bald in ſtürmender Eile, bald bange verzagend. Als ich endlich am Ziele ankam, wäre ich beinahe, und ach wie gerne! wieder umgekehrt, wenn ich mich nur nicht dann vor mir ſelber hätte ſchämen müſſen. Ich faßte mir endlich ein Herz, und guckte durch eine Spalte im Felſen nach dem Springbrunnen — ſie war nicht da. Ich ſchlich mich hinab; alles war ſtill und leer. Ich wagte es endlich, den ganzen, nicht übermäßig großen Garten zu durchſpähen, nirgends war eine menſchliche Seele zu finden. Auch der Schloßhof, in den ich zuletzt gerieth, und das Schloß ſelbſt, ſchienen wie ausgeſtorben. Ich ging quer über den Hof, durch ein großes Thor an der andern Seite deſſelben, dem Schloße gegenüber, und gelangte in ein Dorf, in welchem ich nie zuvor geweſen war.

Mitten in dieſem ſtand eine heitere, wenn gleich etwas bunt und überladen verzierte Kirche, ſie ſtand offen, es ward eben Gottesdienſt darin gehalten. Ohne Bedenken trat ich hinein und

endlich auf einer schön geschmückten Emporkirche, dem Altare gegenüber, entdeckte ich mein holdes Wunderkind, andächtig im Gebetbuch lesend. Zum erstenmal in meinem Leben war ich in eine katholische Kirche gerathen, denn mein Vater war ein eifriger Protestant; doch hier hätte ich mit der Gemeine hinknien, und in nie so glühend gefühlter Andacht mein Gebet zum Himmel hinauf schicken müssen, und wäre es eine türkische Moschee oder eine indische Pagode gewesen. Ein feierliches Hochamt ward von einem vornehmen Geistlichen, einem fremden Bischoffe glaube ich, gehalten. Die vielen brennenden Kerzen beim hellsten Sonnenscheine draußen, die bunten Gemälde über den Altären, das wie Gold und Silber glänzende Kirchengeräthe auf denselben, der Weihrauchsdampf, und nun vollends die rauschende Musik, die an sich schlecht genug gewesen seyn mag, mir aber, der ich nie so etwas gehört, ganz überirdisch vorkam, Alles dieses zusammen bemächtigte sich unwiderstehlich meiner jungen Phantasie, und riß mich hoch über mich selbst empor.

Fromm, wie ich in unsrer schmucklosen kleinen Kirche, an der Seite meiner geliebten, engel-

gleichen Mutter es zu seyn pflegte, war ich hier nicht, wohl aber begeistert, ausser mir, wie sonst noch nie. Das bunte glänzende Wesen, der im Grunde wohl ziemlich ärmlichen Dorfkirche, kam mir höchst prächtig vor; es erinnerte mich an die alten heidnischen Tempel meiner Römer und Griechen, von deren Herrlichkeit ich viel gehört, ohne mir einen eigentlichen Begriff davon machen zu können. Ich gedachte der großen Thaten, zu deren Vollbringung sie in ihren Tempeln die Weihe empfingen, ich suchte nach einem Helden meines Alters, und der junge Hannibal fiel mir ein, wie Hamilkar, sein Vater, ihn am Altare seiner Götter, den Römern ewigen Krieg geloben ließ. Ich war auf gutem Wege mich gewissermaßen darüber zu betrüben, daß wir meines Wissens keine Feinde zu bekriegen hatten. Mein Herz war voll bis zum Ueberfließen, ich mußte es erleichtern, und so kniete ich dann dicht an den Stufen des Hochaltars, mitten unter der leise und andächtig murmelnden Menge hin, und sprach innerlich aber feierlich das Gelübde aus, mit aller Kraft meines Geistes und Gemüthes dem Großen, dem Edlen, jeder hohen Tugend nachzu-

ſtreben und alles Niedrige, Gemeine ewig zu haſſen, um Angelinas willen. Sie war es eigentlich, der ich durch dieſes Gelübde mich zu weihen meinte, ſie war meine Göttin, deren hoch über mir thronende Gegenwart ich in dieſem Augenblicke mir deutlich bewußt war, ohne jedoch den Muth zu beſitzen, das wonnetrunkene Auge bis zu ihr zu erheben.

Die Meſſe war beendet, das rauſchende Gloria in excelſis verklungen. Betäubt, mir ſelbſt ganz entfremdet, ließ ich vom Gedränge der Menge mich forttreiben, der Kirchenthüre zu. Ein glänzender, mit ſechs Pferden beſpannter Wagen, hielt vor derſelben; die nemliche roth gemalte, kugelrunde Dame, die ich damals am Springbrunnen den Felſenweg hatte hinunter trippeln geſehen, wurde eben von einem Paar über und über mit Gold beſetzter Bedienten in die Kutſche geſchoben, meine Angelina aber ſtand oben auf den zur Kirche führenden Stufen, im Begriff ihr zu folgen. Sie wand ſich um, die Landleute zu grüßen, die noch vor der Kirche verſammelt ſtanden, und der nemliche kleine ſilberhelle Schrei, den ich ſchon einmal von ihr gehört, verrieth mir,

daß sie meiner gewahr worden sey. Ohne weiter noch etwas zu hören oder zu sehen, nahm ich mir das Herz zu einem gewaltigen Wagestück, eilte auf sie zu, und überreichte ihr hinter dem Rücken der, noch immer mit dem in den Wagensteigen nicht fertig gewordnen Dame, meinen Straus. Zu meiner unsäglichen Freude nahm sie ihn ohne Weigern, nickte ein paarmal, kurz hinter einander, mit der allerholdseligsten Freundlichkeit, und hüpfte in die Kutsche. Danken, danken, rief sie aus derselben mir noch zu, den Straus in die Höhe haltend, um mir ihn zu zeigen, während die Pferde mit ihr davon jagten.

Freudetrunken, wie von Himmelsflügeln getragen, und kaum die Erde berührend, langte ich wieder zu Hause an. Ich suchte am folgenden Tage alle meine Spielsachen zusammen, die noch nicht gänzlich verabschiedet waren; meine Bälle, mein kleines Kegelspiel, meine Säbel, Lanzen, Rüstungen, Fahnen und Schilde. Ich trug das Alles zu unserem Nachbar, um es unter dessen Kinder zu vertheilen, weil ich doch jetzt beinah erwachsen und kein Kind mehr sey. Ich lernte und arbeitete heute das doppelte von dem, was

mir zu vollbringen aufgegeben worden war. Den ganzen Tag umschwärmte ich mit mehr als gewöhnlicher Zärtlichkeit meine Mutter; bei jedem Begegnen küßte ich ihre lieben, schönen Hände, liebkoſete ſie und nannte ſie immer Angelika, wie mein Vater ſie zu nennen pflegte. Die liebe Frau ſah lächelnd mich an, und wußte nicht was ſie heute aus mir machen ſolle; ich wußte es wohl was ich bei dem Allem mir dachte. Angelika klang ja beinahe eben ſo ſchön als Angelina, am Ende waren vielleicht beide nur ein und derſelbe Name.

Sonntags durfte ich nur ſelten bei dem Gottesdienſt in unſerer Kirche fehlen, aber ich fing an eifrig den Kalender zu ſtudiren, um mir alle die vielen Feſttage zu merken, welche wir Proteſtanten aus der Reihe der unſrigen ausgelöſcht, die Bekenner der katholiſchen Kirche aber noch beibehalten haben. Mit welchem ſtillen Entzücken lauſchte ich oft an ruhigen Abenden dem Schall, der den morgenden Feiertag einläutenden Glocken, den ein günſtiger Wind zuweilen über dem See her mir zutrug, und der, bei der großen Entfernung jenes Dorfes, vielleicht wenig andern Ohren

hörbar wurde, auſſer den meinen. In früher Dämmerung ſtahl ich an ſolchen Tagen mich dann aus dem Hauſe heraus, um nur am Morgen in ihrer Kirche ihr gegenüber zu ſtehen. Sie grüßte mich jedesmal mit ſüßer Freundlichkeit, das war aber auch mein ganzer Gewinn dabei, denn die, Gott mag wiſſen wodurch, rege gewordene Aufmerkſamkeit ihrer Hofmeiſterin, vergönnte mir nicht mehr, mich ihr zu nähern.

Endlich einmal traf ich am Springbrunnen im Park ſie allein; wie oft hatte ich einen ſolchen Glücksfall mit feuriger Sehnſucht herbei gewünſcht! wie oft ihn mir, als wirklich geträumt! Jetzt war er da, und ich verlegner Knabe ſtand ihr ſtumm gegenüber, ohne den Muth ſie anzureden, obgleich ich die franzöſiſche Sprache, die ſie, wie ich wußte, neben ihrer eignen, mir unbekannten, redete, nicht nur verſtand, ſondern mich auch leidlich genug darin auszudrücken vermochte. Auch Angelina ſprach keine Sylbe; ſie lächelte, nickte mir zu, immer freundlicher und freundlicher, und pflückte zuletzt mit einer ſehr raſchen Bewegung, von einem neben ihr ſtehenden Bäumchen, einen blühenden Myrthenzweig, den ſie mir zuwarf.

Angelina war vielleicht einige Monate, vielleicht beinah ein Jahr jünger als ich, aber sie war ein Mädchen und mir also in gewisser Hinsicht weit vorausgeeilt. Der Instinkt ihres Geschlechtes gab ihr eine Einsicht, die mir noch fehlte, er lehrte sie, unser eigentliches Verhältniß zu einander erkennen, und über das erröthen, was sie halb aus kindischem Muthwillen, halb von ihrem Gefühle für mich hingerissen, in diesem Augenblicke gethan. So wie sie den Zweig in meinen Händen sah, den sie mir zugeworfen, barg sie das mit Purpur übergoßne Gesichtchen, und die lachenden schwarzen Feueraugen, mit beiden Händen; denn zog sie die eine derselben herab, und blinzelte ein wenig mit einem Auge nach mir hin, aber sie winkte mir zugleich fortzugehen. Dieses war mir indessen für den Augenblick unmöglich; reden konnte ich noch immer nicht, aber ich kreuzte ganz andächtig meine Hände über meine Brust, und streckte sie ihr dann mit bittender Geberde entgegen.

Angelina mußte recht herzlich über diese Pantomime lachen, in ihrem jugendlichen Frohsinne besann sie sich nicht lange, sondern sprang auf

mich zu, schlug ein, und so hielten wir uns eine ziemliche Weile bei den Händen, und sahen im frohen Gefühl des kindlich-reinsten Glückes uns an, immer noch ohne ein Wort zu reden.

Lautes schallendes Gelächter schreckte uns auf; ein Kreis herrlich geputzter Damen nebst einigen Herren, die sich alle von uns unbemerkt herbeigeschlichen hatten, umgab uns. Meine Angelina wurde unter überlauten französischen Exklamazionen, von ihrer erzürnten Auffeherin mir von der Seite gerissen, und ich? — ich wußte vor der Hand gar nicht, wie mir geschehen.

Erst als ich, jenseits der Felsen, am Ufer meines See's athemlos stand, fand ich meine Sinne wieder. Wonne, unsägliche Freude durchschauerten mich, und doch war ich mir dessen, was mich eigentlich so entzückte, durchaus nicht deutlich bewußt. Nur Angelina schwebte mir vor, und wie sie ihre weichen, weißen Händchen in meine Hand gelegt, und wie sie gewiß, nun ganz gewiß mich ebenfalls lieb habe, wenn gleich nicht so wie ich sie. Heut konnte ich nicht nach Hause, mir war, als habe ich vor allem Bedenken dessen was vorgegangen, nicht Zeit dazu; und so brachte

ich denn die laueſte, kürzeſte Frühlingsnacht, zum erſtenmal in meinem Leben, unter freiem Himmel zu.

Meine Mutter war ſchon aufgeſtanden, als ich am Morgen, den ich denn doch zuletzt halb verſchlafen hatte, zu Hauſe anlangte. Vielleicht war die gütige liebe Frau, aus mütterlicher Beſorgniß um mich, gar nicht zu Bette gegangen geweſen. Sie empfing mich mit einem Geſichte, auf welchem das Beſtreben ſich erzürnt zu zeigen, mit der innigſten Freude, mich geſund wieder zu ſehen, kämpften; meine kindlichen Liekoſungen erſtickten ihren Zorn, ihre Sorge um mich und ihre Fragen.

Anders war es bei meinem Vater; ich fand ihn wie gewöhnlich am Morgen, in einer Laube auf einer Anhöhe nahe an der Gartenmauer, von der er den Theil unſres Thales überſehen konnte, durch welchen die Landſtraße ging. Ruhig aber ernſthaft forderte er mich auf, ihm Rechenſchaft zu geben, wo ich die Nacht zugebracht, und was mich abgehalten habe, Abends wie gewöhnlich nach Hauſe zu kommen.

Ich nannte und beſchrieb ihm die Stelle am

Ufer des Sees, wo ich wirklich im Schatten einiger Bäume geblieben war; große Ermüdung und die außerordentliche Milde und Schönheit der mondhellen Sommernacht hatten, wie ich vorgab, zum Ausbleiben mich verleitet.

Ach, zum erstenmal in meinem Leben umging ich, meinen Eltern gegenüber, wissentlich die Wahrheit, und kann doch nicht sagen, daß ich es mit Vorbedacht that. Es kam, ich wußte selbst nicht wie; gewiß ich wollte es nicht! Wie gerne hätte ich ihnen alles gesagt, wenn mich nicht eine Art innerer Verlegenheit, eine heimliche, peinliche Furcht, welche ohne eigentlichen Gegenstand war, davon zurückgehalten hätte, ihnen Angelina's Namen zu nennen. Mit der größten Anstrengung suchte ich mein liebes Geheimniß zu verbergen, und litt dabei Todesangst; das Herz in der Brust that mir wehe, während mein Vater so gütig mich befragte, und die Wahrheit dessen, was ich ihm antwortete, nicht im mindesten zu bezweifeln schien. Ich hätte mich vor mir selbst verbergen mögen, indem ich nicht so wahr und offen, als ich es von Kindheit auf gewohnt war, mich ge-

gen ihn bezeigte, und doch konnte ich nicht anders, und hätte es mein Leben gegolten.

Das erst von Ferne, dann immer näher kommende Rasseln mehrerer Wagen, eine Seltenheit in unserer Gegend, riß aus dem dumpfen Hinbrüten, in welches ich eben versinken wollte, mich empor. Tief unten, am Fuße der Anhöhe, längs welcher unsere Gartenhecke sich hinzog, sah ich eine Reihe hochbepackter Reiseequipagen einem kleinen Gasthofe am See zufahren, der etwa eine Viertelstunde von unserem Hause lag. Nur in seltenen Fällen wurde er von den wenigen Fremden besucht, die von der Schönheit unseres Gebirges, das damals noch nicht, wie einige Jahre später, Mode geworden war, sich bestimmen ließen es zu bereisen.

Hingerissen von der meinem Alter angemeßnen kindischen Lebhaftigkeit eines halberwachsenen Knaben, lies ich den guten Vater mitten in seiner Rede sitzen, sprang über die Gartenhecke, den steilen Hügel hinunter, den Wagen nach. Mein Vater sah dem, ihm sehr verzeihlich dünkenden wilden Jugendstreich lächelnd zu, und hatte weiter kein Arges daraus. Ach! er hatte nicht, wie ich, An-

gelinas Köpfchen aus einer der Kutschen sich beugen gesehen, und nicht ihr schmerzliches Gesichtchen, nicht die trüben Augen, denen es so deutlich anzusehen war, daß sie geweint hatten.

Ich langte auf einem näher führenden Fußsteige, beinahe mit den Wagen zugleich, im Gasthofe an. Die Reisenden waren ausgestiegen, während die dort sie erwartenden Relais-Pferde angespannt wurden; eine schöne große Dame, von einigen Herren umgeben, stand im Hofe, und sah durch ein Fernglas nach dem See hinaus. Angelinas Hofmeisterin war nicht mit ausgestiegen, sie lag mit geschlossenen Augen in eine Wagenecke gedrückt, und schien sich nicht wohl zu befinden. Bedienten und Kammerfrauen waren theils um die Wagen her beschäftigt, theils standen sie in ehrerbietiger Ferne, zur Bedienung ihrer Gebieter bereit; Angelina war nirgends zu sehen.

Vergebens durchspähte ich, um sie zu finden, das ganze Haus, in welchem ich sehr wohl bekannt war; endlich ging ich hinab in den Garten. Behutsam drängte ich meinen Kopf durch die Seitenwand einer dicht umgrünten Rebenlaube, um zuzusehen, ob in dieser nicht vielleicht die sey,

welche ich ſuchte; da faßten mich von hinten zwei weiche kleine Hände um die Bruſt, und drehten mich herum. Angelina's liebe ſüße Augen begegneten den meinen, ſie weinte bitterlich, ich weinte mit ihr, und das währte eine gute Weile. Addio, addio, Carissimo, ſchluchzte ſie endlich, und bog ſich näher zu mir hin, und legte in unendlicher Betrübniß beide Arme mir um den Nacken, ihr Köpfchen ſenkte ſich an meine Bruſt, gleich einer Nelke ohne Stab. Ich riß ſie feſter an mich, da entwand ſie ſich meiner Umarmung, und floh, ohne ſich umzuſehen, leicht wie ein Schmetterling zur Gartenthüre hinaus.

Kaum zwei Minuten ſpäter hörte ich die Wagen vom Hofe hinunterraſſeln, und fühlte zum erſtenmal in aller ſeiner Schwere das herbe Loos des Sterblichen, den Leidenſchaft und eigne Thorheit aus dem Paradieſe verbannten, wo keine Trennung ſeinem Daſeyn drohte; der erſte heftige, keinen Troſt ahnende Schmerz ergriff mich, und zu Boden gedrückt von ſeiner Laſt, warf ich mich, da wo ich ſtand, in das hohe Gras, und weinte als wolle ich mein Leben in einem Strome von Thränen ausſtrömen laſſen.

«Ferdinand, Ferdinand, wachen Sie doch auf, der Papa wartet dort oben auf Sie,» rief nach einer ziemlichen Weile eine mir nicht unbekannte freundliche Stimme, und eine Hand versuchte es, mich aufzurichten. Ich fuhr in die Höhe; vor mir erblickte ich Nanni, die mir wohlbekannte Tochter der Gastwirthin; sie machte mich auf meinen Vater aufmerksam, der auf einem nahen Hügel stand, von welchem aus er den ganzen kleinen Garten übersehen konnte. Er rief mich durch Zeichen zu sich hinauf, und ich nahm mich zusammen so gut ich es konnte, um seinem Winke zu folgen; aber ich war noch zu beklommen, zu seelenbetrübt, um nur daran denken zu können, ihm meine rothen geschwollnen Augen, meine noch immer die Wangen herabschleichenden Thränen verbergen zu wollen; er aber schien beides nicht zu bemerken.

Ich bin jetzt fest überzeugt, daß mein Vater von jener Anhöhe meinem Abschiede von Angelina zugesehen haben muß, und daß weder die Quelle meiner Thränen, noch die Ursache meiner späterhin noch viele Tage anhaltenden Betrübniß ihm ein Räthsel geblieben waren; doch er über-

ließ mich meiner scheinbar von ihm unbemerkt bleibenden Trauer, ohne weder durch Fragen noch auf andere Weise mich ihr entreißen, oder mich zwingen zu wollen, ihm den Grund derselben, in Worte gefaßt, zu gestehen. Er verließ sich auf die glückliche Eigenheit der ersten, nah' an die Kindheit gränzenden Jugend, sich leicht über den Schmerz hinweg, zu einer neuen Freude erheben zu können, wenn man sie nur abhält, den erlittenen Verlust durch Klagen sich stets wieder zu erneuern. Deshalb behandelte er mich, ohne es mir jedoch merken zu lassen, wie ein Kind, das man, durch ein neues, glänzendes Spielwerk mitten in seinen Thränen, weit leichter als durch alle ersinnliche Trostgründe, zum Lächeln bringen kann, indem man dadurch seine Gedanken von dem abwendet, was es verloren hat.

Tausend ganz unmerklich herbeigeführte Zerstreuungen, kleine Fußreisen an seiner Seite, eine noch freundlichere Behandlung als die gewohnte, mußten von dem Brüten über meinen Schmerz mich gleichsam von ungefähr abziehen, ohne daß ich den dabei vorwaltenden Zweck im mindesten gewahr werden konnte. Nähere Bekanntschaft

mit Kunst und Poesie älterer und neuerer Zeit, vermehrte Beschäftigungen ernsterer Art, füllten immer mehr meine ehemaligen Spielstunden aus, so daß ich zum Grübeln über Vergangenes wenig Zeit behielt. Am wohlthätigsten aber wirkte auf mein junges verletztes Gemüth die nähere Bekanntschaft mit der Natur, in deren Wunderwelt mich einzuführen, mein edler Vater jede Gelegenheit ergriff; bald unter dem in mitternächtlicher Pracht sich hoch über uns wölbenden Sternhimmel, oder auch gelagert am Fuße des Felsen, verloren im Betrachten des kleinen unscheinbaren Mooses, das ihn kümmerlich kleidet.

Niemals wohl hat ein Mann es besser verstanden als mein Vater, alles was um ihn athmete, zu beglücken; nie wußte ein Gemüth das Glück reiner und ungetrübter in sich aufzunehmen, als das meiner Mutter! ach! und ich, befangen im ersten beseligenden Freudentraum der Jugend, ich stand zwischen beiden, fühlte mit beiden, war der Hauptgegenstand ihrer stets wachsenden unabläßig über mich wachenden Liebe, und zugleich die höchste Freude ihres Lebens.

So von allen Seiten von einem schönen hei-

teren friedlichen Leben umgeben, konnte ich nicht lange in dumpfem Trübsinn verharren. Der Schmerz wich von mir, doch Angelina's liebliches Bild blieb mein Begleiter; in all' seiner himmlischen Klarheit und Freundlichkeit leuchtete es auf meinen Spaziergängen, aus jeder Blume, im Walde, vom hohen Felsen, mir entgegen. Es glitt über die kleinen blauen Wellen meines See's, neben meinem Kahne dahin, und wenn Abends die Glocken über dem Wasser her, mir für den morgenden Tag ein Fest verkündeten, das meinem Glauben fremd, meinem Herzen aber durch Erinnerung unendlich theuer und heilig war, dann glaubte ich oft, in dem fernen Silberlaut ihre Stimme zu hören, ihr addio, addio, Carissimo! und unbestimmte Sehnsucht engte mir die Brust ein, und schmerzlichsüße Thränen drängten aus ihr sich hinauf in meine Augen.

Wenn ich erst groß seyn werde, dachte ich oft, dann — aber was dann? — ich wußte es nicht. Tausend Luftschlösser bauete ich, eins über dem andern; in allen thronte Angelina bald als Fee, bald als Königin. Ihr liebes Bild hat bis auf den heutigen Tag durch alle Ereignisse mei-

nes Lebens mich begleitet, und wird nicht erlöschen, so lange ein Herz in meinem Busen schlägt.

So hatte denn nach einigen Wochen der erste wahre Schmerz meines Lebens erst in stille Wehmuth, dann in beseligende Erinnerung sich aufgelöset. Ach nur zu bald, nach wenigen Monaten schon, sollte ein zweiter, aber tieferer, ernsterer Art ihm folgen, ein Unglück mich treffen, das ich nie ganz verschmerzen werde, dessen Folgen den schönen, stillen, bis dahin so einfachen Gang meines Lebens abänderten, und aus dem Paradiese meiner unendlich glücklichen Kindheit mich vertrieben.

Mein Vater war Prediger, im edelsten erhabensten Sinne des Wortes. Gleich fern von Fanatismus, Bigotterie, und vernünftelndem Unglauben, verwaltete er mit wahrhaft göttlichem Eifer sein Amt, und war, wie ich späterhin eingesehen habe, mehr ein ächter Bote des Herrn, als ein Wächter auf der Zinne seiner Kirche. Die seinem Geiste, wie seinem Gemüthe inne wohnende Kraft, drängte ihn von allen Seiten zum thätigen Wirken und Walten. Allen, die Hülfe bedürfend ihm nahten, erschien er wohlthätig; auch er pflegte eben so wenig darnach zu

fragen, wes Landes und Glaubens der ſey, der Beweiſe ſeiner Milde erfuhr, als die alles belebende Sonne, die ihre Strahlen auf Gute und Böſe fallen läßt. So ſtand er da, mitten in dem Erbärmlichkeiten der Welt; feſt auf ſich ſelbſt beruhend, immer gebend und niemals empfangend.

Die immer ſich mehrenden Schrecken des langen Krieges, der erſt damals die Welt in ihren Grundfeſten zu erſchüttern begann, hatten unſer Stilles Thal, in welches ſogar die Zeitungen nur ſelten und ſpärlich ihren Weg fanden, bis dahin verſchont. Nur von Zeit zu Zeit ſtiegen hinter unſeren Bergen, gleich ſchreckenden Geſpenſtern, Gerüchte von begangenen Gräueln, von angezündeten und geplünderten Städten und Dörfern, von blutigen Schlachten, hervor. Doch wie jene Grauſen erregenden Gebilde der Nacht vor dem Tagelicht, ſo löſeten auch dieſe beängſtenden Nachrichten aus der Ferne, vor dem rings uns umgebenden ſtillen Frieden ſchnell wieder in Nichts ſich auf; ſie dienten nur dazu die Bewohner unſeres Thales, gleich Kindern, durch ein angenehmes Schaudern zu erſchüttern, das die Ruhe

ihres glücklichen Daseyns sie nur um so lebhafter empfinden ließ.

Allmählig aber trat dennoch das allgemeine Unheil uns näher. Die Hirten sahen schon zuweilen von den Gipfeln unserer Berge, wie drohende Feuerzeichen den nächtlichen Himmel in der Ferne rötheten, und mancher einzelne Unglückliche, den der Krieg vom eignen Heerde vertrieben, fand Hülfe suchend den Weg zu unseren bis jetzt noch von beneidenswerther Vergessenheit umfriedeten Hütten. In banger Ahnung, mit hochschlagendem Herzen, horchten die mitleidigen Bewohner derselben den herzzerreissenden Berichten von ihnen noch unbekannten Gräueln zu, und die Zeit, die bestimmt war, uns Allen, besonders aber mir, einen traurigen Wechsel unserer Lage zu bringen, rückte darüber immer näher heran.

Mehrere Männer, die im Spätherbst in den Wald gegangen waren um Holz zu fällen, kehrten eines Morgens mit allen Zeichen heftigen Schreckens zurück, und verkündeten, wie ein nie zuvor gehörtes, dumpfes, wild brüllendes Getöse Wald und Gebirge durchtöne, so daß die Felsen in ihrer mächtigtiefen Grundfeste davor zu erbeben

ſchienen. Mein Vater ließ ſich von den Männern ſogleich an den Platz führen, wo dieſer Lärmen ſie erſchreckt hatte, doch ehe er ihn noch erreichte, erkannte er ſchon das laute Toben der wahrſcheinlich nicht ſehr entfernten Schlacht, das Brüllen der Batterien, das knatternde Getöſe des kleinen Gewehrfeuers, das, vom Echo von Felſen zu Felſen getragen, durch das Gebirge hindonnerte, und alles, ſogar die Vögel und Thiere des Waldes, mit Schrecken erfüllte.

Den ganzen Tag, die Hälfte der folgenden Nacht, ſaß ich mit ahnungsvoller Seele auf der Anhöhe hinter unſerem Garten, und horchte, halb ſchaudernd, halb gehoben und begeiſtert, dem fernen Donner mit nie ſo gefühltem ſehnſüchtigem Herzklopfen zu. Wunderſame, ungeheure Bilder, vor denen mir graute, und die doch durch einen ganz eignen Zauber mich anzogen, erfüllten dabei meine junge Phantaſie, und ich vermochte es nicht, mich von ihnen abzuwenden, bis endlich alles ſtill geworden war.

Am nächſten Tage ſtörte nicht einmal ein über die Berge zu uns eindringendes Gerücht von einer Schlacht, die gewohnte Ruhe und Stille um

uns her. Auch am zweiten und dritten Tage blieb es so, und die, welche nicht das furchtbare Toben des Wiederhalls im Gebirge mit uns gehört hatten, fingen bereits an, es für ein Spiel unserer Einbildungskraft zu erklären, bis der Anblick eines Transports Kriegsgefangener, der erste, der jemals unser Thal betreten, sie am vierten Tage eines Andern belehrte.

O, mein Freund! wie soll ich den unaussprechlichen Jammer, das Haarempor sträubende Geaussen, das Herzzerreißende Mitleid dir schildern, alle die Gefühle, die bei dem Anblick eines von mir nie als möglich gedachten Elendes meine junge Seele ergriffen, und sie mit nie empfundenem Entsetzen durchschauerten! Ich sah eine Schaar halbnackter Elenden, zum Theil mit schwarzem geronnenem Blute bedeckt, das aus nicht verbundenen Wunden gequollen war, mit blutenden, von Dornen und spitzigen Steinen zerrißnen unbedeckten Füßen. Nagender Hunger, verzehrender Durst, brennende Fiebergluth, grinsten aus den verzerrten Gesichtszügen der Unseligen mich an, die unter dem Hohngelächter der Bewohner unseres Dorfes, ihrem Kerker mit einer Grau-

ſamkeit zugetrieben wurden, welche ſelbſt der Verruchteſte gegen Thiere kaum übt, die er zur Schlachtbank führt. Ich warf mich vor meiner weinenden Mutter auf die Kniee, ich verbarg mein Geſicht in ihre Kleider, um nur nichts mehr zu ſehen und zu hören, bis der entſetzliche Zug vorüber war. Die noch mit Thüren und Fallgitter verſehenen, halb unterirdiſchen Gewölbe eines alten längſt verfallenen Schloſſes am andern Ende unſeres Dorfes, ſollten die Unglücklichen aufnehmen, und Tagelang, vielleicht Wochenlang ihnen zur Wohnung dienen.

Während ich und meine Mutter vor Schmerz, Grauen und Mitleid zu vergehen glaubten, trat mein Vater vor die Thüre unſeres Hauſes heraus; mit Mühe erhielt er Erlaubniß, die unglücklichen Gefangenen mit den Labungen erquicken zu dürfen, die meine Mutter ſchon ſeit jenem Tage, an welchem wir zwiſchen unſeren Bergen den Kanonendonner gehört hatten, auf mögliche Fälle ſorgfältig hatte vorbereiten laſſen. Uebrigens aber ging alles was er ſagen mochte, um ſeine ihm ſonſt ſo folgſam und von Herzen ihn ehrende Gemeinde zu bewegen, ein Gleiches zu thun, für dieſes

mal an ihr verloren; ſogar ſeine Ermahnungen, dem überwundenen, dem Elende verfallenen Feinde, wenigſtens durch milde Schonung Mitleid zu beweiſen, fanden wenig Gehör. Es war nicht nur jener Widerwille, der faſt überall Grenznachbarn von verſchiedener Sprache und Sitte gegen einander aufbringt, was hier die Gemüther der ſonſt gutgearteten Landleute gegen die Armen verhärtete und erbitterte; ein noch ſchonungsloſeres Gefühl, das des Religionshaſſes, hatte ſich ihrer bemächtigt. Der kleinere Theil der in unſerm Gebirge belegnen Ortſchaften, zu dem auch unſer Dorf gehörte, bekennt ſich zum proteſtantiſchen Glauben, der Größere iſt der katholiſchen Kirche zugethan, und beide fühlen beide Glaubensverwandte ſich auf einen ſolchen Grad gegen einander verfeindet, daß ſelbſt mein edler Vater, mit aller ſeiner tief in die Herzen eindringenden Beredſamkeit, dem fanatiſchen Eifer ſeiner Gemeine kaum Schranken zu ſetzen vermochte, ſelbſt wenn keine äuſſeren Veranlaſſungen obwalteten, die dieſen heftiger anzuregen ſich eigneten. Hier aber erkannte man in den Gefangnen geborne Katholiken, zum Theil aus dem benachbarten Lande,

und ohne meinen Vater wären vielleicht mehrere von ihnen, zu Märtyrern ihres Glaubens geworden.

Schonungslos, ohne Pflege, ohne mehr Nahrung, als sie zur nothdürftigsten Erhaltung ihres jammervollen Lebens bedurften, wurden sie endlich, Gesunde und Kranke durcheinander, in ihrer dunklen Haft allen Qualen ihres gräßlichen Geschicks überlassen. Ich und meine Mutter litten fast nicht minder als sie, wenn wir ihrer gedachten; doch meines Vaters edle große Seele ließ durch unthätiges, fruchtloses Mitleid sich nicht zufrieden stellen. Er ruhte und rastete nicht, bis er den Gefangenen, mit Erlaubniß der obersten Behörden, in einem leer stehenden geräumigen alten Jagdschlosse, das ziemlich entfernt von unserem Dorfe lag, einen gesünderen Aufenthalt ausgemittelt hatte. Er selbst stellte sich freiwillig an die Spitze derer, welchen die Besorgung der leider jetzt nöthig werdenden, in der Eile getroffenen Anstalten, zur Errichtung eines Lazarethes übertragen worden war. Nicht Mühe, nicht Geld wurde von seiner Seite gespart, um den Kranken Hülfe und Erquickung, den Gene-

senden bessere stärkere Nahrungsmittel zu verschaffen, und meine gute, fromme Mutter ging mit rührender Freudigkeit ihm bei den Anstalten dazu an die Hand.

Viele Monate lang wandelte mein Vater, gleich einem ächten Apostel seines Herrn, zwischen den Leidenden umher. Der ganze Winter ging darüber hin; den Sterbenden brachte er Hoffnung, den Verzweiflenden Trost, ohne nach der Kirche, zu welcher sie sich bekannten, zu fragen; bis mit dem wiederkehrenden Frühlinge seine von unabläßiger langer Anstrengung geschwächten Kräfte, endlich erlagen, und er, von einem verzehrendwüthenden Fieber ergriffen, auf das Krankenbette hinsank.

Nie vergesse ich der letzten Nacht, die ich an seinem Lager wachte! Völlige geistige und körperliche Erschöpfung, hatte meine Mutter in halb wachem Schlummer sinken lassen. Mit schmeichelndem Strahl umspielte der Mondschein das stolze edle Antlitz meines Vaters; die furchtbare Fiebergluth lieh ihm einen täuschenden Schimmer der längst ihm verblüheten Jugend, und verklärte die schönen, gleichsam neubelebten Züge seines

Gesichts. In unsäglicher Pracht war abermals der Frühling vom Himmel auf die Erde gesunken, die Fenster des Krankenzimmers waren geöffnet, der Arzt hatte es so gewollt, und das Lied einer fernen Nachtigall drang leise und schmeichelnd, von einem Meer von Blumendüften getragen, zu uns hinein; kaum hörbare Glokkentöne aus meinem jetzt verödeten Paradiese begleiteten es. Und mitten in dieser unbeschreiblichen himmlischen Ruhe, in dieser überall in der Natur herrschenden Seligkeit, in diesem unendlichen Blüthenzauber, der Alles verklärte, lag allein das arme Menschenherz den furchtbarsten Schlägen des Geschicks, den wilden Schmerzen der Trennung von dem innigst Geliebten, und allen Schauern des Todes, wehrlos hingegeben da. Draußen athmete alles harmlose entzückende Freude, und uns umgaben heiße verwirrende Qualen, unnennbare, an Verzweiflung gränzende Angst, um das Theuerste, was die Welt für uns hatte, um das Leben des Vaters. Die junge Brust wollte vor Schmerz mir zerspringen, indem ich dieses bedachte, ich konnte die Herrlichkeit, die Ruhe der Nacht nicht begreifen, während wir dem

senden bessere stärkere Nahrungsmittel zu verschaffen, und meine gute, fromme Mutter ging mit ehrender Freudigkeit ihm bei den Anstalten dazu an die Hand.

Viele Monate lang wandelte mein Vater, gleich einem ächten Apostel seines Herrn, zwischen den Leidenden umher. Der ganze Winter ging darüber hin; den Sterbenden brachte er Hoffnung, den Verzweiflenden Trost, ohne nach der Kirche, zu welcher sie sich bekannten, zu fragen; bis mit dem wiederkehrenden Frühlinge seine von unabläßiger langer Anstrengung geschwächten Kräfte, endlich erlagen, und er, von einem verzehrendwüthenden Fieber ergriffen, auf das Krankenbette hinsank.

Nie vergesse ich der letzten Nacht, die ich an seinem Lager wachte! Völlige geistige und körperliche Erschöpfung, hatte meine Mutter in halb wachem Schlummer sinken lassen. Mit schmeichelndem Strahl umspielte der Mondschein das stolze edle Antlitz meines Vaters; die furchtbare Fiebergluth lieh ihm einen täuschenden Schimmer der längst ihm verblüheten Jugend, und verklärte die schönen, gleichsam neubelebten Züge seines

Geſichts. In unſäglicher Pracht war abermals der Frühling vom Himmel auf die Erde geſunken, die Fenſter des Krankenzimmers waren geöffnet, der Arzt hatte es ſo gewollt, und das Lied einer fernen Nachtigall drang leiſe und ſchmeichelnd, von einem Meer von Blumendüften getragen, zu uns hinein; kaum hörbare Glokkentöne aus meinem jetzt verödeten Paradieſe begleiteten es. Und mitten in dieſer unbeſchreiblichen himmliſchen Ruhe, in dieſer überall in der Natur herrſchenden Seligkeit, in dieſem unendlichen Blüthenzauber, der Alles verklärte, lag allein das arme Menſchenherz den furchtbarſten Schlägen des Geſchicks, den wilden Schmerzen der Trennung von dem innigſt Geliebten, und allen Schauern des Todes, wehrlos hingegeben da. Draußen athmete alles harmloſe entzückende Freude, und uns umgaben heiße verwirrende Qualen, unnennbare, an Verzweiflung gränzende Angſt, um das Theuerſte, was die Welt für uns hatte, um das Leben des Vaters. Die junge Bruſt wollte vor Schmerz mir zerſpringen, indem ich dieſes bedachte, ich konnte die Herrlichkeit, die Ruhe der Nacht nicht begreifen, während wir dem

Drucke des Daseyns beinahe erlagen, und zum erstenmal ergriff mich eine Art Ingrimm, indem ich der vielen Tausende gedachte, die in dieser nemlichen Stunde, die mir so dunkel, so drohend erschien, nur Freude und Entzücken athmeten, während meines Vaters gequälte Brust jeden Athemzug mit stechendem Schmerze erkaufte.

Im Momente, da ich von meiner Trostlosigkeit am heftigsten ergriffen mich fühlte, drehte sich leise und langsam die Thüre des Zimmers in ihren Angeln, und eine hohe, dunkle Gestalt trat unhörbaren Schrittes herein. Meine Mutter fuhr aus ihrem leichten Schlummer empor, regungslos, mit verwildertem Blicke starrte sie den Eintretenden an, als wähne sie in ihm den Engel des Todes zu erblicken, auf leisen dunkeln Flügeln hereinschwebend, vom Herrn der Himmel gesandt, um das Leben von der Erde abzufordern, an dem ihr eigenes Leben hing.

Die unerwartet seltsame Erscheinung trat jetzt näher, und wir konnten sie deutlicher unterscheiden. Ein Mann war es, ungefähr von gleichem Alter mit meinem Vater, auch wie dieser von hoher Gestalt, vornehm in Gang und Bewegung.

Mit festem, gemessenem, eilendem Tritte, wenn gleich unhörbar leise, schritt er auf das Krankenlager zu. Tiefen Schmerz in den edlen scharf bezeichneten Zügen seines Gesichtes, blieb er neben meinem Vater stehen, der schon seit vielen Stunden völlig bewustlos und ohne sich zu regen dagelegen hatte; der Athem des Leidenden ging schwer, wie bei einem in tiefem unerquicklichem Schlaf Versunknen; übrigens gab er kein Zeichen des Lebens.

Lange, lange stand der Fremde da, die fest in einander gefalteten Hände dem Boden zugewendet, das dunkle Auge ruhte, ohne sich abzuwenden, auf den, in Gottes Gewalt Daliegenden, die Lippen des stolzen feingeformten Mundes zitterten vor innerer Bewegung und einzelne Thränen, die unter tödtlichen Schmerzen sich aus der festen männlichen Brust loszureißen schienen, rollten von Zeit zu Zeit, langsam und schwer, ihm die Wangen herab. Meine Mutter und ich, wir regten uns nicht, wir athmeten kaum, wir ehrten und liebten den Schmerz, der dem unsrigen glich, und ihm so nahe verwandt war.

Plötzlich, als habe mitten in seiner, ihn schon

umdüsternder Todesnacht, ihm Gegenwart des Freundes ihm entgegen gestrahlt, richtete mein Vater sich in seinem Bette langsam auf, und betrachtete mit leuchtendem, schon in Himmelsfreude schimmernden Blicken den, dessen bloße Annäherung ihn allein von der Schwelle der Grabespforte zurückgerufen zu haben schien. Meine Mutter und mich ergriffen ehrfurchtsvolle Schauer, ein gewaltiger Ruf schien an den Sterbenden ergangen zu seyn, der Leben, Athem, Sprache und Bewußtseyn ihm wieder gab, und uns kam es vor, als erneue eines jener hohen göttlichen Wunder früherer Zeit sich unter unsern Augen.

«Herrmann! Herrmann!» rief mein Vater, fast wie sonst, mit kräftiger, volltönender Stimme dem Fremden entgegen; dieser sank ihm in die geöffneten Arme, und beide hielten sich lange und innig verschlungen umfaßt. Mein Vater fiel nach diesem wieder in seine Kissen zurück, doch erholte er bald sich wieder. Sein Auge suchte meine Mutter; ergriffen von neuer seliger Hoffnung, war sie dicht neben seinem Bette in zitternder Freude niedergesunken, ich in seltsamer Befangenheit, kniete neben ihr. Der Vater faßte ihre Hand und auch die meine: «Seh' Herrmann,

ſtehe dieſe beiden,» ſprach er: «ſtehe genau ſie an, ſie ſind die Meinigen. Sie waren meine Welt, meine Liebe, meine Sorge und meine Freude. Glaubſt du jetzt an mein ſtilles verborgnes Glück? Fürchteſt du noch, daß ich bei Dieſen vermiſſen konnte, was mir ſchon, vor langer, langer Zeit, wie Staub unter dem Fuße geweſen war?»

Auf meines Vaters, mehr in Blicken als Worten angedeuteten Wunſch, entfernte ſich meine Mutter bald darauf mit mir, um ihn, wie er es zu verlangen ſchien, mit ſeinem Freunde im ungeſtörten Geſpräche beiſammen zu laſſen. Auch ich und meine Mutter waren jetzt mit einander allein, aber wir ſprachen beide kein Wort, getrauten uns kaum einander anzuſehen. Jedes von uns fürchtete dem andern die Hoffnungen zu verrathen, die in unſern Herzen von neuem ſich zu regen begannen, und gegen die dennoch in dem nemlichen Herzen, eine mächtige, unerbittliche, alles niederſchlagende Stimme, ſich furchtbar erhob.

Ach wohl hatte ſie Recht, dieſe Stimme! Ungefähr nach Verlauf einer Stunde, ließ der

Vater uns wieder zu ſich rufen; wir fanden ihn höchſt ermattet, und von neuem begannen die Schatten des Todes über die geliebte Geſtalt ſich zu verbreiten

«Ich habe glücklich gelebt, und ein ſanfter ſchöner Tod bringt mir Ruhe nach der Arbeit, indem er, alles vollendend, an das Ende der langen Reihe meiner in Liebe und Hoffnung verlebten Tage tritt,» ſprach mein Vater mit matter aber deutlicher Stimme. Dann legte er meiner Mutter und meine Hand mit ſanftem Druck in die ſeines Freundes; «Gott erhörte meinen letzten Wunſch,» ſprach er weiter, «ich habe dich wieder geſehen, Freund meiner Jugend, ich kann ſelbſt deiner Vorſorge meine Geliebten übergeben, und ſcheide mit Bewußtſeyn, mit dankbarem Abſchiedsgruß von dieſer ſchönen, wunderſchönen Welt!» ſetzte er hinzu, indem er das Auge dem Fenſter zuwandte, und mit einem ſeligen Lächeln in die draußen herrſchende Frühlingspracht hineinblickte.

«Weine nicht ſo, lieber Ferdinand,» ſprach er jetzt nach einer Pauſe noch zu mir. «Ich ſterbe, mein Sohn, aber ich leide nicht.» Noch einmal

beſeelten die geliebten Züge des Sterbenden ſich zu höherem, in Himmelswonne verklärtem Leben, doch nun ſchwanden ſeine Kräfte; mit einer ſie beruhigen wollenden Gebehrde faßte er noch einmal die Hand meiner Mutter, und behielt ſie in der ſeinen; er ſchien noch einmal ihr die Thränen von den Wangen abtrocknen zu wollen, dann aber ſank er in ſeine früheren Fieberträume zurück. Himmliſche Geſtalten, paradieſiſche Klänge ſchienen ſein Sterbelager zu umſchweben, während wir zagend und in Schmerz vergehend, an ſeinem Bette knieten. Der Engel des Todes überhob ihn der peinigenden Qual, unſern Jammer zu ſehen, und ließ erſt jenſeits der dunkeln Schwelle aus ſeinen ſchönen lichten Träumen ihn erwachen, über die er dahin ſchritt, ohne ihrer gewahr zu werden.

An der Hand meiner ſtilltrauernden Mutter begleitete ich ihn, nach wenigen Tagen, zur letzten Ruheſtätte, und acht Tage ſpäter ſtand ich, zum zweitenmal, und jetzt völlig verwaiſet, auch an dem Sarge der mir einzig noch Gebliebenen. Der Mutter Tod war ſchnell und ſchön geweſen; holdſelig und freundlich lag ſie da, ein ſchlum-

mernder Engel; wie das Lächeln auf dem Gesicht eines an dem Herzen der Mutter entschlummernden Kindes, so war ihr Leben fast unmerklich erloschen. Man darf nicht sagen, der Schmerz habe ihr das Herz gebrochen, dazu war es zu sanft, zu still, dieses Herz. Als ihre Sonne untergegangen war, ging sie zur langen, tiefen Ruhe; sie hörte auf zu leben, weil das Leben ihres Lebens dahin war, und wie die Vögel von uns scheiden, weil der Frühling uns verläßt, so schied auch sie aus der Welt, aus der ihre Liebe geschieden.

Herrmann, der Freund meines Vaters, den ich damals noch bei keinem andern Namen zu nennen wußte, war bei uns geblieben; meine theure Mutter hatte die wenigen übrigen Tage ihres Lebens ihn, wie einst den Vater, über alles frei walten lassen, ohne ihn je über etwas zu befragen. Im Vorgefühl des ganz nahen Scheidens hatte sie mit sprechender Gebehrde, wenn gleich wortlos, mich ihm an das Herz gelegt, und war dann sorglos und fröhlich entschlummert, wie ein müdes Kind. Warum sollte sie sorgen? Herrmann war es ja, dem der Vater unbedingtes

Vertrauen geſchenkt, deſſen Schutz er ſelbſt die geliebte Gattin nebſt dem einzigen Sohne freudig übergeben hatte.

Faſt beſinnungslos, ohne Klage, ohne Thräne, ohne allen Widerſtand, ließ ich, ſo wie wir von dem Begräbniß meiner Mutter heimgekehrt waren, mich von Herrmann in einen ſchon bereit ſtehenden Wagen heben, und fuhr mit ihm ab, ohne daß es mir nur eingefallen wäre, ihn zu fragen: wohin führſt du mich vom Grabe meiner Eltern? von dem einzigen mir bekannten und lieben Platz, auf der weiten großen Welt? Jeder Aufenthalt, Tag und Nacht, ja Leben und Tod, galten in dieſem meinem wortloſen, unendlich tiefen Jammer mir gleich. Mit liebender Weisheit, mit wahrhaft väterlicher Sorgfalt, brachte Herrmann unterwegs das Geſpräch auf meine Todten, auf meine Verlaſſenheit. Durch Fragen nach tauſend kleinen Zügen, aus unſerm ehemals ſo glücklichen häuslichen Leben, durch Hindeutungen auf das unausſprechliche Glück, das ich beſeſſen und verloren, durch Erkundigungen nach der früheren Geſchichte meiner Jugend, an der Seite ſo hochgeliebter Eltern, wußte er

mir endlich die Thränen vom Herzen zu lösen, die mich zu erſticken drohten; ſie floſſen unaufhaltſam in Strömen dahin. Die Bruſt ward mir dadurch leichter, doch mein größer Jammer ward es nicht, ich vermochte nur, ihn kräftiger zu tragen.

Wie Angelina's ſüßes, holdes, nie vergeßnes Bild in jenen, der tiefſten Trauer geweihten Tagen, ſich mit dem meiner Verlornen, beſonders der geliebten ſanften Mutter auf das innigſte verflocht, das weißt du wohl, das fühlſt du wohl, ohne daß ich verſuche, es dir zu beſchreiben. Du biſt ja keine Ausnahme bei dem allgemeinen Looſe der Sterblichen, und auch in dein Leben iſt gewiß einmal der Schmerz, mitten in der höchſten Blüthe deſſelben, verheerend getreten. Ja gewiß, du kennſt die Sehnſucht, die uns in die Vergangenheit zurückreißt, bis wir Leid und Freude derſelben mit einander verwechſeln, und es ganz vergeſſen, daß die Sonne auch damals uns nicht immer ſchien.

Lange noch überſtrahlte Erinnerung verlornen Glükes mir die, auch jetzt wahrlich nicht freudenarme Gegenwart; lange noch tönten die Melodien meiner Kindheit in allen meinen Träumen mir

wieder. Doch der Mensch ist nicht geboren zu nie endender Trauer, und, wie jedes reine unverstellte und unverkünstelte Gemüth, erfuhr auch ich dieses weit früher, als ich es geglaubt hätte. Des Augenblicks Gewalt, dem wir alle fröhnen müssen, übte auch an mir seine Herrscherkraft aus, und nahm mein Wesen gefangen. Alles um mich her hatte sich indessen neu umgestaltet; was ich geliebt hatte, an was ich, seit ich geboren, gewöhnt gewesen war, Alles, sogar bis auf meinen Namen, war spurlos verschwunden, und auf ganz verschiedne Weise ersetzt.

Viel Neues, selbst viel Schönes, war an die Stelle des Alten getreten, das ich anfangs mit Bewunderung, sogar mit Freude betrachtete. Neubegierig, wie Kinder es sind, nahm ich alles was sich mir bot, willig auf, und ließ es auch, wie ein Kind, bald wieder fallen; denn es war ja doch nicht das Liebe, das Gewohnte, nicht das, was ich immer wieder aufs neue, überall und in Allem, schmerzlich vermißte, und zu dem ich, mit meinen Gedanken wie mit meinen Wünschen, immer wieder zurückkehrte.

Lieber Freund, hat man, als du noch ein

Kind warst, nicht auch dir ein altes Ammenmärchen erzählt, das ich unzähligemal, ohne dessen müde zu werden, von meiner Mutter mir erzählen ließ? Ein Märchen von einem köstlichen Garten, noch schöner als der unsere, voll wunderbar leuchtender Blumen und Früchte, zwischen denen prächtige bunte Vögel herumflatterten, deren schimmernde Flügel wie Silberglöckchen erklangen, wenn sie sie regten. Und ein großer singender Springbrunnen war in dem Garten, und ein ganz durchsichtig helles Schloß von Bergkristall. Ach, ich sah das alles so deutlich vor mir, wenn meine Mutter erzählte! In dem Schlosse gingen die zierlichsten kleinen Gestalten, wahre Engelsbilder, aus und ein, und feierten bei Gesang und Tanz und allerliebsten Spielen die anmuthigsten herrlichsten Feste. In ihrer Mitte lebte ein verzaubertes Kind, ein Knabe, den alle unbeschreiblich lieb hatten, und ihm an Blumen, Früchten und Spielwerk, alles schenkten, was ihm gefiel; er wußte nicht anders, als daß er in das Schloß und zu seinen freundlich-schönen Beschützern gehöre, und immer mit ihnen bleiben werde.

Nun aber war mit einemmal die Zeit seiner

Verzauberung um, und er mußte zurück in das Schloß seines Vaters, den er nicht kannte, und der ein König war; dort erwachte er eines Morgens plötzlich, in einer fremden ihm ganz unbekannten Welt. Nichts ist von seinem früheren seligen Aufenthalt ihm geblieben, als die Erinnerung an denselben, die Sehnsucht nach seinen lieblichen, holden Gespielen, um die der arme Knabe lange, lange weint, und die glänzenden Geschenke der Elfen, deren Pracht alles um ihn her in das höchste Erstaunen versetzt, und die er allein nicht mehr zu schätzen weiß, indem er sie jetzt, da sie dem Boden entnommen, dem sie entsprossen, nicht mehr erkennt. Seitdem auf Erden das Licht des Tages sie beschien, hatten sie in kalte, schimmernde, leblose Zweige und Blumen von glänzenden Metallen, und in Früchte von farbigen blitzenden Edelsteinen sich verwandelt.

Ach meine Mutter hat, indem sie dieses mein Lieblings-Märchen mir erzählte, wohl nie gedacht, daß sie mit prophetischem Sinn meine Zukunft mir entdecke! Ich war jetzt der arme Knabe, dem alles, alles verloren, das fühlte ich, besonders Anfangs, unaufhörlich; ich war unendlich einsam, mitten in dem geselligen Gewühle, das mich

umgab. Von allen früheren Hoffnungen, von allen süßen Träumen meiner unbeschreiblich seligen Kindheit war ich unabwendbar geschieden. Neue Freuden fanden sich wohl, aber, wie dort im Märchen, harte, kalte, glänzende Steinfrüchte, nicht mehr das weiche, warme, liebe Leben, an das ich gewöhnt! Denn ich war mit einemmal, ich begriff nicht wie, ein reiches vornehmes Kind geworden, und man nannte mich den jungen Grafen Ferdinand von Hochburg. Ich hatte eine Reihe schöner Zimmer in einem großen pallastartigen Hause zu meiner Wohnung, und einen eigenen Bedienten, Reitpferde und Gewehre, und Jagdhunde, und was ich immer nur verlangen mochte. Wo ich im Hause, und sogar auch auf der Straße mich blicken ließ, grüßten die Leute mich ehrfurchtsvoll. Greise standen vor mir auf, und entblößten ihre grauen Locken. Mein Vater, und mehr noch meine Mutter, hatten immer darauf gehalten, daß ich das Alter ehren, es gern bedienen und ihm hülfreich mich beweisen mußte; und dieses zu unterlassen, ward in der That mir schwer, erst spät und mit großem Widerwillen konnte ich mich daran gewöhnen.

Herrmann war eigentlich nur der Taufname

des General von S..., der jetzt mit wahrhaft väterlicher Liebe sich meiner Verlassenheit annahm. Er war nicht vermählt; sein Verhältniß gegen seinen Fürsten, der vor vielen andern ihn ehrenvoll auszeichnete, die Pflichten der hohen militärischen Stelle, die er bekleidete, alles dieses zwang ihn oft zu bald längeren bald kürzeren Abwesenheiten von Hause, und erlaubte ihm nicht, sich ganz so der Aufsicht über die Vollendung meiner Erziehung widmen zu können, wie er es gerne wollte. Er übergab mich daher seiner von ihm sehr hochgehaltnen und geliebten Schwester, der verwittweten Gräfin von Lichtwerth, in deren Hause ich fortan leben mußte, einer hohen, stolzen, sehr gebildeten Frau, von fast männlichem Geist, und doch mit einem Herzen voll mütterlicher Liebe, das aber erst sich erwärmen mußte, ehe es sich öffnete.

Die höchste Wohlthat aber, die der General mir erwies, bestand wohl darin, daß er einem Hofmeister die Leitung meiner Erziehung übertrug, der sein vieljähriger Freund war, und bis zu dieser Stunde der meinige geblieben ist. Du erräthst wohl, daß ich von meinem hochgeliebten und verehrten Werner spreche. Wenn je ein

Menſch auf Erden lebte, den ich in jeder trefflichen Eigenſchaft des Geiſtes und Gemüthes meinem Vater zur Seite ſtellen möchte, ſo iſt er es.

Alle dieſe drei ausgezeichnet edle Menſchen vereinten ſich, um mir armen Knaben zu erſetzen, was ich auf immer verloren. Sie liebten mich, und ich lernte ſie wieder lieben; ich ſollte glücklich ſeyn, und ich ward es am Ende auch, nur anders wie ich es mir gedacht; doch zog mein Herz mich noch lange Zeit nach der erſten ſeligen Heimath meiner Kindheit zurück, und nie traten meine Blumen, mein See mit dem kleinen Nachen darauf, meine Felſen, meine Bäume, ach, und Angelina! mir lebendiger vor den innern Sinn, als wenn es gerade um mich her am ſchönſten war. Wenn alle, die mir wohl wollten, voll froher Erwartung um mich herſtanden, und vor Begierde brannten, zu ſehen, wie ich nun gleich vor Luſt über etwas mir ganz unerwartet zugekommen Erfreuliches auſſer mir gerathen würde, dann trieb oft die gewaltige Sehnſucht nach Ehemals mir Thränen in die Augen, und ich ſchien undankbar, weil mein umdunkelter Blick mir nicht erlaubte, das viele Gute zu erkennen, das mir gewährt war.

Sommerliebe.

Der Spätherbst, diese trübste aller Jahreszeiten, hatte so eben seine düstre Herrschaft angetreten, und die Residenz füllte sich wieder mit Familien, welche von ihren Landgütern, oder aus Badeorten in die Winterwohnungen heimkehrten. Die geselligen Freuden hatten den gewohnten Kreislauf zwar noch nicht wieder begonnen, aber dennoch wurden schon überall gegen das Eindringen der Langenweile Anstalten getroffen, dieses allgemein gefürchteten Feindes, der während der immer länger werdenden Abende, ernstlich einzubrechen drohte. Auf allen Straßen liefen athemlose Boten umher, mit Subscriptionslisten zu Theedansants und Balparées, zu Klubs, Liebhabertheatern und Kartenassemblèen. Auch die Morgen wurden bedacht, indem man für diese ästhetische Vorlesungen und musikalische Vereine in Vorschlag brachte; Akademien, in denen jeder

singen durfte, wie ihm der Schnabel gewachsen war, und literarische Frühstücke, bei welchen man alle Sprachen reden durfte, nur nicht die, in welcher dieses am besten von statten ging, die eigne deutsche Muttersprache. Jede der neun oder zehn Klassen, in welche die vorzugsweise sich so nennende gute Gesellschaft sich eintheilte, beeiferte sich, bei diesen Einrichtungen so wenig als möglich hinter der ihr zunächst Vorangehenden zurückzubleiben. Denn die Stadt war groß und volkreich, und ein glänzender Hof gab den Einwohnern derselben ein Beispiel von Pracht und Eleganz, dem Alle, mehr oder weniger, nach Kräften nachzueifern versuchten.

An einem sehr dunkeln Abende, während welchem der Regen in Strömen sich ergoß, hatte das bei solchem Wetter immer fühlbarer werdende Bedürfniß der Geselligkeit, alle Equipagen in ungewöhnliche Bewegung gesetzt. Eine bunte Schaar Besuchender drängte in allen Salons sich zusammen, am buntesten und zahlreichsten aber in dem der Gräfin Lichtwerth. Es war nicht allein der Wunsch, der allgemein geehrten Frau Achtung und Aufmerksamkeit zu beweisen, der die vornehme

schöne Welt in größern Massen hier vereinte; eine mächtigere Triebfeder kam diesesmal mit ins Spiel, Neubegier, den jungen Grafen Ferdinand von Hochburg, den Pflegesohn der Gräfin ansichtig zu werden, der seit einigen Tagen von seinen Reisen heimgekehrt war.

Das frühere Geschick dieses jungen Mannes, das man sehr romantisch fand, obgleich man wenig Ausführliches davon wußte, hatte ohnehin die allgemeine Aufmerksamkeit ihm schon längst zugewendet. Man wußte, daß er einstweilen bei seiner Pflegemutter abgestiegen sey, um indessen seine eigne Wohnung völlig nach seinem Geschmack einrichten zu lassen, aber bis jetzt war er noch unsichtbar geblieben und hatte keine einzige der sonst üblichen Visiten abgestattet.

Auch an diesem Abende zögerte er zu erscheinen. Alle Blicke, besonders die der jüngern Welt, wandten beim jedesmaligen Oeffnen der Thüre sich derselben zu, und in allen Ecken ward sein Name flüsternd genannt. Man war begierig zu wissen, ob er noch so mädchenhaft aussehe, wie bei seiner Abreise vor fünf Jahren. Auch Ferdinands wunderliche Erziehung kam wieder zur Sprache; bei

einem Landprediger im Gebirge, hieß es, sey er aufgewachsen, der aber kein eigentlicher Landprediger, sondern ein vornehmer Verbannter aus einem benachbarten Staate, und eigentlich des jungen Grafen Hochburg Vater gewesen seyn sollte. Auch sprach man von Herrn Werner, der denselben als Hofmeister auf Reisen begleitet, aber nicht wieder mit ihm hergekommen, sondern jetzt in einer höchst romantischen Gebirgswelt, an die Stelle jenes Pfarrers getreten war.

Wahres, halb Wahres, gänzlich Erdichtetes, Neues und Altes wurde hervorgesucht, um die Zeit des Erwartens hinzubringen. «Am Ende ist Alles nur ein alberner Scherz, von einem unserer witzigen Köpfe ausgedacht, um uns zu mistificiren,» rief zuletzt die schöne, seit wenigen Wochen vermälte, Gräfin Emma: «mein ehemaliger Spielgefährte ist wahrscheinlich noch viele Meilen weit von hier, und denkt nicht daran, sobald hierher ———

«Verzeihung, Gnädigste!» unterbrach sie der Hofrath Althüll, der sich immer viel damit wußte, alles Neue auf das umständlichste zuerst verbreiten zu können; «Verzeihung, er ist am Sonnabend

Abend dreiviertel auf neun Uhr, in Begleitung des jungen Baron Willdorf angelangt, und hier im Hauſe der Gräfin abgetreten. Gewiß wird er ſogleich in unſerer Mitte erſcheinen — — —

«Tant mieux,» rief Emma, «ich freue mich recht auf ihn. Er wird viel zu erzählen wiſſen, von ſeiner Reiſe in dem ewig heitern Süden, an den herrlichen Ufern des Rheins.»

«Ach, da iſt er gewandelt, wie der Tempelherr unter den Palmen,» ſeufzte Fräulein Klara, der Gräfin Emma jüngſte Schweſter, die eben aus der Penſion angelangt war.

«Sie erlauben gnädigſt, mein Fräulein,» flug belehrend der Hofrath an, «die Palmen wachſen eigentlich noch nicht am Rhein:» er ſtand im Begriffe, ſich in einer ziemlich weitläuftigen Diſſertation über dieſen Gegenſtand zu verbreiten, als ſein Auditorium ihm plötzlich untreu wurde, denn ſo eben war Graf Hochburg in den Saal getreten.

Die hohe edle Geſtalt, das zierliche Stutzbärtchen, das die fein geſchweifte Oberlippe ſchmückte, ließen in ihm den ſchlank aufgeſchoſſenen jungfräulich erröthenden Jüngling kaum wieder erkennen, der er geweſen war, als er, dem

Knabenalter kaum entronnen, vor fünf Jahren die Universität bezog. Mit dem ruhigen Anstande eines geübten Weltmannes beantwortete er alle, mitunter vielleicht indiskrete Fragen, welche die ältern Personen an ihn richteten, denen seine Pflegemutter ihn vorstellte. Dann näherte er sich dem jüngern Theil der Gesellschaft, wußte jeden seiner früheren Bekannten und Spielgefährten in ihm aufzufinden, mischte sich mit vieler Gewandtheit in ihre Kotteriespäße und zeigte im Ganzen eben so viel Lebensfreudigkeit als richtigen Takt und feinen Weltgebrauch.

«Der junge Mann hat wirklich erstaunend viel geselliges Talent von seinen Reisen mit zurück gebracht,» flüsterte eine der älteren Damen der andern zu.

«Ach ja,» war die Antwort, «aber ich weiß doch nicht, was er an sich hat, das ihn mir so unheimlich erscheinen läßt; er kommt mir vor wie ein fremder Vogel, man weiß nicht, wie man ihn anfassen soll.»

«Klara!» sprach Abends zu Hause Gräfin Emma zu ihrer Schwester, «der Ferdinand Hochburg ist recht fatal geworden, bei aller seiner Artigkeit. Er sieht so altklug aus, wie der Hofrath selbst.

Der weiß gewiß eben so gut, als dieser, wo alle Bäume wachsen.»

«Und mich behandelt er, als wäre ich noch ein Kind,» rief Klara ganz ereifert, «nur das Allernothwendigste hat er mit mir gesprochen. Eigentlich hat er sich mit niemand, als der langen, häßlichen Geistreichen abgegeben.»

«Ja, ja! das kommt vom Reisen!» seufzten beide im Chor.

Doch auch Graf Ferdinand, nachdem die erste Freude über das Wiedersehen gewohnter Gegenstände und Gestalten vorüber war, wußte sich in das Leben und Treiben um ihn her nicht recht wieder zu finden. Eine Leere, eine Oede um ihn und in ihm, beklemmte ihm die Brust, und trieb ihn oft zu Aeusserungen zweckloser Ungeduld, deren er sich schämte, ohne sie bezwingen zu können. Was ihm eigentlich mangelte, wußte er nicht; war es das freie, kräftige, wenn gleich mitunter etwas rohe Burschenleben auf der Universität? War es der unbeschränktere Umgang mit der freien Natur, an den er auf seinen Reisen sich gewöhnt

hatte? Am schmerzlichsten aber vermißte er jedenfalls die Gegenwart Werners, seines Lehrers und geliebtesten Freundes. Dieser hatte noch während der Reise sich von ihm getrennt, um die ehemalige Wohnung von Ferdinands Vater zu beziehen, und zugleich die Predigerstelle anzutreten, welche jener ehemals bekleidete. Und doch fühlte Ferdinand sehr deutlich, wie nöthig gerade jetzt, auf der neuen Lebensbahn, die er betrat, nicht sowohl ein Freund, als ein Führer ihm wäre, denn er war sehr weit davon entfernt, mit seinem eignen Betragen zufrieden zu seyn, obgleich er es nicht abzuändern vermochte.

Er schrieb an Wernern:

„Meine gute Pflegemutter hat in diesen wenigen Tagen mich öfter und ernstlicher ausgescholten, als es mir je zuvor in meinem Leben wiederfahren ist. Ich soll artig, soll freundlich, soll zuvorkommend seyn, weil ich dieses alles zu seyn verstehe. Frage ich sie, in Erwiederung dieser Anforderungen, warum ich in diese leeren konvenzionellen Formen mich einengen? von jenen lauwarmen Zuvorkommenheiten, die Herz und Sinn mir empören, mich einfangen? von

dem leeren Geschwätz erst zur Langeweile, dann in unartigen Ausbrüchen innern Aergers mich hinreißen lassen soll? dann legt sie zur Beantwortung von allem diesem mir wieder die verfängliche Frage vor: warum mir denn während der ersten Tage meines Hierseyns alles anders erschienen sey, und ich mit anscheinender Leichtigkeit in das gesellige Treiben einzugreifen vermocht habe, ohne daß mir der mindeste Zwang dabei anzusehen gewesen wäre? Warum ich denn damals durch die Melodien, die sie mir vordudelten, mich zum Mitsingen verleiten lassen konnte? Du lieber Gott! als wenn jeder Misgriff deines schwachen Geschöpfs solche fesselnde Folgen haben müßte! Warum hängt sich denn, ohne meine Schuld, ewiges unvermeidliches Irregehen an jeden meiner Schritte.»

«Wie hatte ich mir hier alles so anders gedacht! Was hatte ich nicht alles von dem Erblühen der lieblichen Knospen gehofft, die ich mit schwerem Herzen damals verlies! und was hab' ich gefunden!»

«Am widerwärtigsten aber sind mir diese grinsenden Larven, diese höhnenden prunkenden Er-

drücker meines Vaterlandes, die zuchtlos, schamlos, zügellos, die edelsten Blüthen umflattern, zerstören, vergiften, ohne daß eine züchtigende Hand sich erhebt, sie zu verscheuchen, oder nur ihnen zu wehren.»

«Ich muß wieder fort von hier. Mit Ungeduld erwarte ich die Rückkehr des Generals S..., des edlen Freundes meines verklärten Vaters. Seinen Rath will ich mir erbitten. Ich weiß, er wird in meine Ansichten eingehen. Ich will eine neue Reise, wahrscheinlich nach einem andern Welttheil unternehmen; dort will ich harren, bis die Zeit der Erlösung kommt, die nicht fern seyn kann; denn alles, was den höchsten Gipfel erreicht hat, muß sinken und fallen.»

«Wahrscheinlich gehe ich allein, denn der Einzige, den ich ausser Ihnen mir zum Begleiter wünschen könnte, unser alter Reisegefährte Willdorf, ist so eng und fest von Familienbanden umgarnt, daß die arme treue Seele sich kaum regen mag. Nun ist er vollends auf Betrieb seiner Schwester, der Hofmarschallin, gleich nach seiner Heimkehr zum Kammerjunker ernannt! Nun, Gott helfe dem wackern Jungen! Ich gehe wohl allein.»

«Zu allem übrigen Jammer hat der arme Willdorf noch eine unglückliche Liebe, deren Gegenstand eine neuengagirte Schauspielerin, eine Mamsel Emilie Lichtfeld, ist. Ich mußte mich von ihm als seinen Freund bei ihr einführen lassen; die Sache war mir neu, und so ließ ich, als etwas aus dem gewöhnlichen ausgetretenen Gleise Hinausgehendes, sie mir recht gern gefallen. Wir wurden mit vielem Anstande, ich möchte im guten Sinne des Wortes sagen, recht vornehm empfangen. Das Mädchen hat einen durchaus unbescholtenen Ruf mit sich hergebracht. Sie ist nicht eben schön, aber brillant; wunderbar gelocktes dunkles Haar, ein paar große, von Geist strahlende Augen, geben dem eigentlich nicht regelmäßigen Gesicht einen ganz eignen Liebreiz. Dazu kommt ein weiches unbeschreiblich wohlthuendes Sprachorgan, das auch bei den gewöhnlichsten Redensarten unwiderstehlich zum Herzen dringt. Ein herrliches Geschenk der Natur für eine Künstlerin ihrer Art!»

«Wir fanden noch einige Herren und Damen, wahrscheinlich vom Theater, bei ihr; sie leuchtete durch Betragen und Anstand, gleich einer Perle,

aus deren Mitte hervor. Heute tritt sie zum erstenmal als Iphigenia auf — wir werden ja sehen — die Natur hat sie wenigstens überschwenglich reich mit Allem ausgestattet, was das Gelingen ihr erleichtern kann.»

«Ergriffen bis in die tiefsten Tiefen meines Gemüthes, kehre ich aus dem Theater zurück. Das war keine Darstellung der Iphigenia, das war das krystallhelle engelreine Wesen selbst, wie die erhabne Phantasie des edlen Meisters, aus dem ungetrübten Born seines Geistes, es geschöpft hat.»

«Aller Glaube, der einst meine Kindheit beseligte, erwachte auf's neue bei ihrem Anblick, bei dem ersten Zauberlaut, der ihren Lippen entströmte. Klar und licht und geebnet, entwirrte sich vor meinem innern Auge der labirintische Pfad durch das Leben, und mir ward das Herz so leicht, wie damals, als ich an der Hand meines Vaters lächelnd dahin ging, ohne eine Ahnung von den Dingen dieser Welt.»

«Welch ein Gemüth muß das ihrige seyn,

das dieſes höchſte Ideal jungfräulicher, ich möchte ſagen, kindlicher Hoheit ſo in ſich aufzunehmen vermag! Mit welcher edlen furchtloſen Zuverſicht ſtand ſie vor dem Könige Thoas, wie erhaben war ſie in ihrer Demuth!»

«Nie, weder im Scherz noch in Ernſt, iſt mir der Wunſch gekommen, eine Bühne betreten zu wollen, doch könnte ich einmal dieſen Thoas darſtellen, und mit ihr, ſähe ich einmal dieſe ſternhellen Augen mir bittend zugewendet — ach ich müßte Rolle und Publikum vergeſſen, und vor ihr hinſinken in den Staub. Ich begreife nicht wie es dem Manne möglich war, ſtehen zu bleiben, und auf das Stichwort zu lauern.»

«Wird Ihnen bang um mich, lieber Werner? Seyn Sie ruhig, es iſt nur die reine Freude an allem in ſich Vollendeten, die mich immer beſeelte, und die jetzt, nach langem Entbehren, mich wieder über mich ſelbſt erhebt. Morgen will ich zu ihr, der holden Künſtlerin für einen Genuß zu danken, der in dem Maaße mir noch nie zu Theil ward. Aber denken Sie deshalb nur nicht, daß ich fähig wäre, ſie mit dem Gebilde ihrer

Kunst zu verwechseln, in so großer Vollkommenheit sie es auch hinzustellen wußte.

Ferdinand fand am folgenden Morgen die gefeierte Künstlerin von einem Kreise sich in Lobsprüchen überbietender Bewunderer umgeben, in dessen Mitte sie, gleich einer jungen Königin, umringt von den Huldigungen ihrer getreuen Unterthanen thronte. Iphigenien hier wieder zu finden, hatte er freilich nicht gehofft, oder es sich wenigstens nicht gestanden, wenn er es that; aber die Leichtigkeit verletzte ihn doch, mit der Emilie alle die vielen Lobeserhebungen theils annahm, theils mit zierlichen Phrasen von sich wies, oder auch in ziemlich scharfen Sarkasmen persiflirte. Ihr hell aufsprühender Witz, der Scharfsinn, den sie dabei zeigte, belustigten ihn, indem sie ihm wehe thaten, und gerade dieses sonderbar gemischte Gefühl bannte in ihrer Nähe ihn fest, während die übrigen Besuchenden sich allmählig verloren. Endlich war ausser dem Grafen nur noch Willdorf geblieben; auch er nahm in gewaltsamer Bewegung, als fühle er sich schmerz-

lich fortgeriſſen, zuletzt Abſchied, und ward ebenfalls mit einem halb beißenden, halb luſtigen Einfall, beinahe höhnend von ihr entlaſſen.

«Und womit werden Sie mich jetzt abfertigen?» fragte mit einem etwas bittern Lächeln Ferdinand, als die Thüre hinter ſeinem Freunde zugefallen war; «womit mich, der es doch auch gewagt hat, ſich im Uebermaaße ſeines bewundernden Dankgefühls zu Ihnen zu drängen. Mit einem kaum mich beachtenden Neigen des ſchönen Köpfchens? mit einem ſpöttelnden Lächeln, oder mit einem, mir Worte und Athem abſchneidenden Sarkasm?»

«Rächen Sie die kleine Sünde eines vielleicht zur unrechten Zeit angebrachten Scherzes nicht zu ernſt, ich bitte, Herr Graf!» erwiederte Emilie, ganz verändert in Ton und Weſen. «Könnten Sie nur eine Ahnung davon haben, wie unſer Einem bei den Redensarten unſrer Bewundrer zu Muthe wird! wie es thut, wenn man fühlt, daß man oft ſo ganz anders verſtanden wird, als man es meinte! gewiß ſie würden Nachſicht mit meinem anſcheinenden Uebermuthe haben, der eigentlich nur Unmuth iſt.

Kunst zu verwechseln, in so großer Vollkommenheit sie es auch hinzustellen wußte.

Ferdinand fand am folgenden Morgen die gefeierte Künstlerin von einem Kreise sich in Lobsprüchen überbietender Bewunderer umgeben, in dessen Mitte sie, gleich einer jungen Königin, umringt von den Huldigungen ihrer getreuen Unterthanen thronte. Iphigenien hier wieder zu finden, hatte er freilich nicht gehofft, oder es sich wenigstens nicht gestanden, wenn er es that; aber die Leichtigkeit verletzte ihn doch, mit der Emilie alle die vielen Lobeserhebungen theils annahm, theils mit zierlichen Phrasen von sich wies, oder auch in ziemlich scharfen Sarkasmen persiflirte. Ihr hell aufsprühender Witz, der Scharfsinn, den sie dabei zeigte, belustigten ihn, indem sie ihm wehe thaten, und gerade dieses sonderbar gemischte Gefühl bannte in ihrer Nähe ihn fest, während die übrigen Besuchenden sich allmählig verloren. Endlich war ausser dem Grafen nur noch Willdorf geblieben; auch er nahm in gewaltsamer Bewegung, als fühle er sich schmerz-

lich fortgeriſſen, zuletzt Abſchied, und ward ebenfalls mit einem halb beißenden, halb luſtigen Einfall, beinahe höhnend von ihr entlaſſen.

«Und womit werden Sie mich jetzt abfertigen?» fragte mit einem etwas bittern Lächeln Ferdinand, als die Thüre hinter ſeinem Freunde zugefallen war; «womit mich, der es doch auch gewagt hat, ſich im Uebermaaße ſeines bewundernden Dankgefühls zu Ihnen zu drängen. Mit einem kaum mich beachtenden Neigen des ſchönen Köpfchens? mit einem ſpöttelnden Lächeln, oder mit einem, mir Worte und Athem abſchneidenden Sarkasm?»

«Rächen Sie die kleine Sünde eines vielleicht zur unrechten Zeit angebrachten Scherzes nicht zu ernſt, ich bitte, Herr Graf!» erwiederte Emilie, ganz verändert in Ton und Weſen, «Könnten Sie nur eine Ahnung davon haben, wie unſer Einem bei den Redensarten unſrer Bewundrer zu Muthe wird! wie es thut, wenn man fühlt, daß man oft ſo ganz anders verſtanden wird, als man es meinte! gewiß ſie würden Nachſicht mit meinem anſcheinenden Uebermuthe haben, der eigentlich nur Unmuth iſt.

Unsre Kunst dient euch zum Schmucke des Lebens, oft nur zum Spielwerk, und doch nimmt sie den vollen Ernst unsers Daseyns, jede Kraft unsres Strebens in Anspruch. Wir bedürfen nicht minder als andre Sterbliche des Ausruhens; unsre Lobredner aber wollen, daß wir vom Morgen zum Abende in nie endender Begeisterung bleiben. Zu dem Gegebenen sollen wir noch Höheres geben; was wir mit Anstrengung unsers ganzen Wesens hervorbrachten, genügt ihnen nicht, wir sollen ihnen auch von dem Wie und Warum Rechenschaft ablegen. Und,» fuhr sie in einem leichteren Tone fort, «sieht es nicht aus, als vergäßen sie über Nacht, was sie Abends zuvor gesehen und gehört, und wollten es sich deshalb am nächsten Morgen noch einmal vormachen lassen?»

Ferdinand erröthete vor Freuden über die Auszeichnung, die ihm hier so ganz unverhofft von der seltnen Künstlerin zu Theil ward, und die gewünscht zu haben er sich nicht einmal eingestand. Sein klopfendes Herz hemmte einige Sekunden lang den raschen Strom der Worte, in welchem er, zuletzt von Bewunderung völlig

hingerissen, es versuchte, Emilien recht anschaulich zu machen, was er bei ihrem Spiel am vorigen Abende empfunden.

Was er sprach, kam aus der Tiefe seines bewegten Gemüthes, es trug das Gepräge der Wahrheit, und Emilie vermochte es nicht, diesem Zauber zu widerstehen. Auch sie entwickelte im Laufe des lebendigsten Gespräches, alle Grazie eines fein gebildeten Geistes, indem sie manchen seiner Ansprüche bescheiden abzulehnen oder auch zu widerlegen versuchte. Ferdinand verließ sie endlich, indem er versprach, sie nicht mehr in Beiseyn Anderer ins Gesicht zu loben, und Emilie gab ihm die Versicherung mit auf den Weg, daß ein Anerkennen wie das seine, sie allein über vieles, von ihrer Stellung im Leben unzertrennliches Trübe, zu trösten vermöge.

Willdorf erwartete, unruhig vor dem Hause auf- und abgehend, seinen Freund. Er eilte auf ihn zu, so wie er seiner ansichtig wurde, und ergriff mit eiskalter, zitternder Hand dessen Arm. Sein Auge flammte, seine Brust rang sichtbar nach Athem, und die bleiche, regungslose Lippe bemühte sich vergeblich Worte zu bilden, indem

er den Grafen heftig mit sich fortzog, zu den nahen Baumgängen, einer um diese Zeit ganz menschenleeren Promenade.

«Sprich es nur aus,» sprach Willdorf endlich, mit bebender, halb unterdrückter Stimme, «gestehe es nur mit deutlich klaren Worten, denn täuschen sollst du mich nicht und kannst es auch nicht wollen. Zwar weißt du wohl, ich kann nicht ohne sie leben — aber gestehe es nur, und dann werde es mit ihr, und mit dir und mit mir, wie es kann und will.»

Ferdinand blieb tief erschüttert vor seinem sonst so gemäßigten und klaren Freunde stehen, dessen jetziger zerstörter Zustand ihm ganz unerklärlich dünkte. Er betrachtete ihn mit Blicken voll der innigsten Liebe und des reinsten Mitgefühls. «O sieh' mich so nicht an!» rief Willdorf, «mit diesem Blicke hast du ihr Herz dir zugewendet. Wolle es nur nicht leugnen, daß du sie liebst, und sie liebt auch dich, ich seh es deutlich. Und wie könnte es auch anders seyn?»

«Du bist ein Kind, Willdorf,» erwiederte Ferdinand, der jetzt erst anfing, recht einzusehen, was sein Freund eigentlich meine. «Du bist ein

Kind, ich denke nicht an diese Liebe und Mamsell Lichtfeld thut es eben so wenig als ich. Sey ruhig,» setzte er hinzu, «versprich mir ganz ruhig zu seyn, keine Uebereilung dir zu Schulden kommen zu lassen, und ich will dir geloben, sie nie anders als auf den Brettern zu sehen. So sey doch ruhig,» wiederholte er, Willdorfs jetzt freudigen Ungestüm von sich abwehrend, «ich bringe dir ja mit diesem Versprechen nicht einmal ein Opfer, ich leiste und erfülle es gern, wenn das dich glücklich macht — ja wenn es dich nur freut — selbst wenn es dir nur angenehm ist,» setzte er endlich, von Willdorfs Umarmungen halb erstickt, lächelnd hinzu.

«Ferdinand, theurer Freund,» rief Willdorf im höchsten Freudentaumel, «betrügst du, dich nicht etwa selbst? Es wäre zu glücklich, wenn es so wäre wie du sagst, und zu unglücklich, wenn es nicht so ist. Sieh', mein Freund, mein Bruder, ich habe und kenne nichts auf der Welt, als sie, als Emilien, keine Freude, keinen Wunsch, keine Seligkeit. Ich will dir alles gestehen. Ich wage zu hoffen, doch Ansprüche an ihre Liebe gewährte sie mir noch nicht. Und doch habe ich

um ihretwillen dem Zorne meines Vaters und meines Oheims mich ausgesetzt, mit meiner Schwester, mit dem Hofmarschall, meinem Schwager, mit meiner ganzen Familie, bin ich um Emiliens willen entzweit. Ich verliere darüber vielleicht meinen Dienst und die Erbschaft meines Oheims. Es mag wohl thörigt seyn, aber ich kann nicht anders; ich muß, ich muß, da kann kein Gott mir helfen.»

Mit sanft beschwichtigenden Worten führet Ferdinand den aufgeregten Freund nach seiner Wohnung. Er hörte geduldig dem wilden, stürmischen Erguß seiner Gefühle zu, dem dieser sich ganz überließ, aber er suchte zugleich ihn von einer Verirrung des Herzens zurück zu bringen, die seiner ruhigern Ansicht nach, nur dem Untergange zuführen konnte. «Erwache, Willdorf,» rief er, «erwache und blicke um dich her, beleuchte es recht, und du wirst finden, daß nur ein Gebilde deiner Einbildungskraft diesen Zauber an dir übt. Wie kannst du glauben, daß auch ich jemals ihm unterliegen könne? Dich blendet die Liebe, doch ich sehe deutlich, wie künstlich dieses, freilich seltne Mädchen es anfing,

dich zu umgarnen.“ Auch mich möchte ſie umſtrikken, dieſe Zauberin, ich glaube es gern; ſie möchte es, um auch mich an ihrem Triumphwagen mit ziehen zu laſſen, darum zeichnete ihre Freundlichkeit mich heut aus; aber ſey ruhig, mein Freund, noch ziehe ich nicht, und auch du, ehrliche Seele, ſollſt es nicht lange mehr, wenn meine geſunde Vernunft bei dir Eingang finden kann.»

Doch was auch Ferdinand in dieſer Art immer vorbringen mochte, es ging an ſeinem Freunde ſpurlos vorüber; dieſer hörte nichts, faßte von allen den ſchönen, vernünftigen Reden deſſelben nichts auf, als die Verſicherung, daß Ferdinand Emilien hinfort meiden wolle, und durchaus nicht geſinnt ſey, Willdorfs Nebenbuhler zu werden. Endlich ſchieden beide mit noch herzlicher gewordener Liebe und erhöhtem Vertrauen von einander.

Jugendliche Gemüther lieben es, ſich in Uebung der Grosmuth noch immer ſelbſt zu überbieten, und ſtreben im ſchönen Eifer, das ihnen geſetzte Ziel ſo viel möglich weit zu überfliegen. Daher entſagte Graf Hochburg nicht nur, wie er

es versprochen hatte, dem nähern Umgang mit der schönen liebenswerthen Künstlerin, er vermied es sogar, das Schauspiel an Abenden zu besuchen, an welchen sie auf der Bühne erschien, und trug es geduldig, wenn seine Bekannte, und vor allem die Damen, ihn deshalb einen Barbaren und einen Vandalen schalten. Doch eben dieses geflissentliche Vermeiden zwang ihn lebhafter und öfterer ihrer zu gedenken, als vielleicht ohne das geschehen seyn würde. Gleich jenem Britten, der zehn Jahre in London gelebt hatte, ohne den Bezirk der Stadt zu verlassen, und erst dann, als er eine hohe Wette eingegangen war, dieses auch in den nächsten drei Wochen nicht zu thun, den unwiderstehlichsten Drang empfand, sich ausserhalb demselben zu ergehen, so fühlte auch Ferdinand jetzt, oder glaubte zu fühlen, daß er mit dem Versprechen, Emilie Lichtfeld nicht zu sehen, allem entsagt habe, was in seinen gegenwärtigen Umgebungen ihn erfreuen konnte.

Indessen hatte Emilie an der Leere in seinem Leben, die ihm immer merklicher wurde, weit weniger Antheil, als er selbst es sich dachte.

Das tägliche Zuſammentreffen mit den Feinden ſeines Vaterlandes, die in immer größern Maſſen herbei ſchwärmten, war es, was hauptſächlich ihn bedrückte und ihm eine Art Unfrieden mit ſich ſelbſt aufdrang. Der Uebermuth derſelben verführte ihn beinahe täglich zu einer Selbſtvergeſſenheit, die an ſich menſchlich, deren Grund ſogar lobenswerth war, die aber bei der damaligen Lage der Dinge für ihn und ſeine Freunde ſehr gefährlich werden konnte; oft brauchte es aller Würde, alles Anſehens, aller Lebensklugheit ſeiner Pflegemutter, um ihn vor den üblen Folgen der Unbeſonnenheiten zu ſchützen, zu welchen Vaterlandsliebe ihn hinriß. Indem die Gegenwart immer abſchreckender ihm ſich darſtellte, wachte immer lebendiger die Erinnerung an ſeine Kindheit in ihm auf, an ſeinen edlen Vater, ſeine ſchöne Mutter und an Angelina's ſchnell vorübereilende liebliche Erſcheinung. Das Dunkel, welches über jene Zeit ſchwebte, war noch immer nicht völlig ihm geſchwunden, obgleich der General S..., oder, wie ſein Herz dieſen lieber nannte, ſeines Vaters Herrmann, ihm manches von dem früheren Geſchick dieſes geliebten

Vaters vertraut hatte. Mit Ungeduld erwartete er die Ankunft des Generals, um endlich völlige Aufklärung über ihn so nahe berührende Gegenstände zu erhalten. Dieser blieb noch immer aus; politische Verhältnisse flüsterte man sich zu, die er aber selbst in undurchdringliches Dunkel verhüllte, hielten von seinem gewöhnlichen Wohnorte ihn fern. Indessen hatte er dennoch den jungen Grafen Hochburg auf das Dringendste beschworen, jeden Gedanken an eine Reise in entfernte Länder aufzugeben, sich übrigens ruhig zu verhalten, aber bereit, einem ehrenvollen Aufruf augenblicklich Folge leisten zu können, der vielleicht bald an ihn gelangen dürfte.

So war denn der größte Theil des Winters bald träge und matt, bald in wilder Aufregung über das Unerträgliche, das er dennoch ertragen mußte, an ihm vorüber geschlichen, als unausweichbare, auf gesellige Convenienz beruhende Gründe ihn eines Abends zwangen, seinem festgefaßten Vorsatz untreu zu werden, und Emilie Lichtfeld abermals als Iphigenia auftreten zu sehen. Seit er ihren Anblick meiden mußte, hatte sie eine Sicherheit in ihrem Spiele sich an-

geeignet, durch die ſie unendlich gewonnen. Ganz Auge und Ohr, verloren im Entzücken über der holden, in ſeiner Erinnerung faſt verblichenen Erſcheinung, ſaß er da. Der Zufall, der es heute gut mit ihm zu meinen ſchien, hatte an einem ſehr in die Augen fallenden Platz in einer der Theaterlogen ihn ohne ſein Zuthun geſtellt. Er glaubte zu gewahren, daß Emilie ſeine Gegegenwart bemerkt habe, ihm war ſogar, als ob ſie, gegen ihn gewendet, mit einem ganz eignen Nachdruck die Verſe:

— — — — o daß ich
Ein ruhig Wort von dir vernehmen könnte!
O löſe meine Zweifel,

mehr zu ihm, als zu ihrem Bruder Oreſt ſpräche. Doch im nächſten Moment war ſie wieder ſo ganz Iphigenia, daß er ſich ſelbſt der lächerlichſten Eitelkeit beſchuldigen mußte, die ihn zu einem unverzeihlichen Irrthum verleitet habe.

Doch indem er darüber noch nachdachte, wandte die Künſtlerin ſich abermals, und noch auffallender gegen ihn:

«O höre mich!» flehte ſie, mit jenem Zauberton, deſſen ſie allein Meiſterin war,

«O höre mich, o ſieh' mich an, wie mir

«Nach einer langen Zeit das Herz ſich öffnet!»

Ferdinand wußte nicht, wie ihm geſchehen, wie ein Träumender ſaß er da, und ſah und hörte nur ſie. Doch harrte er den Abend über vergebens auf ein drittes Zeichen des Antheils, den Emilie noch immer an ihm zu nehmen ſchien. Selbſt als der Vorhang gefallen, die Lampen erloſchen waren, und er ſchon lange an der glänzenden Abendtafel der Gräfin als ein ſtummer Gaſt da geſeſſen hatte, war ſeine Seele noch bei Iphigenien. Mitternacht war längſt vorüber, als er noch immer in halber Unbewußtheit deſſen, was um ihn geſchah, in ſeiner Wohnung anlangte. Doch hier erwachte er aus ſeinen Träumen, denn zu ſeinem unſäglichen Erſtaunen fand er Willdorf, zu dieſer ganz ungewohnten Stunde, in ſeinem Kabinete ihn erwartend.

Nichts war wohl natürlicher, als der Gedanke, der ſich augenblicklich ſeiner bemächtigte, Willdorf ſey da, um ihn wegen ſeines heutigen Beſuchs des Theaters zur Rechenſchaft zu ziehen, und ſchon begann der Zorn in ſeiner Bruſt ſich mächtig zu regen, als ein Blick auf ſeinen

augenscheinlich tief betrübten Freund ihn sogleich wieder entwaffnete. Unendliches herzliches Mitleid, tiefe Wehmuth bemächtigten sich seiner, als er jetzt vernahm, Willdorf habe ihn erwartet, um auf unbestimmte lange Zeit von ihm Abschied zu nehmen, indem er mit dem Anbruch des nächsten Tages die Residenz verlassen müsse. Wider Wunsch und Erwarten war er zu einem der Kavaliere ernannt worden, welche den jüngsten Sohn des regierenden Fürsten auf einer langen Reise begleiten sollten, die man unter den obwaltenden politischen Umständen, den jungen feurigen Prinzen antreten zu lassen, für gut gefunden.

«Meine Verwandten haben das in ihrer Weisheit so eingerichtet,» sprach Willdorf mit großer Bitterkeit; «sie wollen mich entfernen, sie wollen von meiner übel angebrachten Passion, wie sie es nennen, mich heilen, und freuen sich jetzt des wohl gelungenen Plans, die klugen Leute. Du aber kennst mich besser, du weist, daß keine Furcht, keine glänzenden Aussichten, keine Macht auf Erden mich von hier weg bringen könnten, wenn — o mein Bruder, über einen todtwunden Riesen kann ja sogar ein Kind Herr werden, und ich

bin auf den Tod verwundet, zerstört, zernichtet, hier mitten im Herzen, im Leben meines Lebens. Sie, ach laß ihren Namen mich nicht nennen! Sie liebt mich nicht. Das ist es nicht allein, das ließe sich tragen, Hoffnung bliebe mir doch; aber sie liebt einen Andern — nicht dich, mein Ferdinand, da bliebe mir doch noch ein Strahl des Trostes in der Nacht meiner Verzweiflung; ein jammervoller Komödiant, der nicht werth ist, daß sein Name in der nämlichen Stunde mit dem Deinen genannt werde, der ist der Mann ihrer Liebe, der täglich, ja stündlich sie umgibt. O mein Bruder! daß dieses hohe Götterbild, dem ich nur mit scheuer Ehrfurcht mich zu nahen wagte, daß es so tief, daß es auf diese Weise sinken konnte, sieh', das ist der Wurm, der an meinem Leben nagt, der es sicher und bald zerstören wird. Meine ganze Existenz ist nicht mehr der Mühe werth, daß ich nur ein Wort um sie verliere, deshalb thue ich auch meinen Verwandten alles zu Gefallen, was sie nur immer verlangen. Hoffentlich gibt es bald Krieg und da findet sich ja auch wohl eine Kugel für mich, die der Posse ein Ende macht.»

Ferdinand konnte unmöglich an Emiliens Liebe zu einem ganz Unwürdigen glauben, doch alles, was er zu ihrer Vertheidigung sagen mochte, ging an Willdorfen verloren. Beide Freunde durchwachten im traulichen Gespräche die Nacht, bis der Morgen anbrach, der auf unbestimmte, vielleicht sehr lange Zeit sie trennen sollte.

«Geh' zu ihr,» bat Willdorf noch zuletzt, indem er Ferdinand's Umarmung sich entwand. «Nimm um deines Freundes Willen des noch immer geliebten Wesens dich an. Sey Emiliens Freund in der bösen Zeit, die unaufhaltsam sich naht, ihr Beschützer, wenn das Unglück sie ergreifen will, und sie verlassen und einsam in einer Welt voll Greuel und Zwietracht dasteht, ein rathloses Weib.»

Schwankend zwischen Leid um den verlornen Freund, heimlicher Freude über den letzten Auftrag desselben, die er sich selbst nicht eingestand, und beklemmender Befangenheit, betrat Ferdinand am nächsten Vormittage Emiliens Zimmer, um ihr Willdorfs letzten Abschiedsgruß zu brin-

gen. Ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, hatte er auf mancherlei Weise sich den Empfang gedacht, der von ihr ihm werden würde, und sich vorbereitet, ihm in jedem Falle geschickt und geistreich zu begegnen. Doch nichts von allem, was er als wahrscheinlich erwartet hatte, geschah. Ohne eine Spur von Verlegenheit sich anmerken zu lassen, berührte Emilie ihn mit dem ihr eignen natürlichen Wesen, als sey sie gewohnt, ihn alle Tage zu sprechen; nichts an ihr verrieth, daß sie sich erinnere, ihn seit Wochen und Monden nicht bei sich gesehen zu haben. Die Nachricht, daß Willdorf abgereis't sey, wie auch sein Abschiedsgruß, wurden mit freundlichem Gleichmuthe von ihr aufgenommen, und als Ferdinand es wagte, anzudeuten, daß eigentlich die unglückliche Neigung seines beklagenswerthen Freundes diesen aus der Heimath vertrieben, da äußerte sich Emilie mit eben so viel Unbefangenheit als Würde, über die ihr unerklärliche und von ihrer Seite unverschuldete Selbsttäuschung, des von ihr sehr geschätzten jungen Mannes. Sie betheuerte dabei, zu ihrem Troste überzeugt seyn zu können, daß diese Täuschung, nun er von ihr

entfernt ſey, vor dem Schimmer neuer Gegenſtände, wie Nebelgebilde vor den Strahlen der Sonne, ſich ſehr bald in Nichts auflöſen werde.

Ferdinand fühlte ſich hier auf durchaus unſicherem Boden. Staunend betrachtete er das wunderbare Weſen vor ihm, und war geneigt, ihm alle jene zärtern, innigern Gefühle in der Wirklichkeit abzuſprechen, die es im Kreiſe ſeiner Kunſt mit ſo bezaubernder Wahrheit darzuſtellen wußte.

Er ging und kam, er kam und ging von nun an mehrere Wochen hindurch; der Umgang mit Emilien war eine liebe Gewohnheit ihm geworden, wenigſtens mochte er das, was an jedem Morgen ihn zu ihr zog, nicht anders nennen.

Das Theater mußte einer tiefen Hoftrauer wegen einige Wochen geſchloſſen bleiben, und nicht einmal ein Komödienzettel, den ihr Name ſchmückte, konnte ihn durch Erinnerung an ihren Stand einigermaßen als Aegide, gegen den Zauber dieſer ſeltnen Erſcheinung dienen. Ueberdem blieb alles Komödiantenhafte aus ihrem Benehmen verbannt, ihre ganze Haltung war fein und edel, jede ihrer Bewegungen bewies ein ſicheres

Vertrautseyn mit den Gebräuchen der feinern Welt, und nichts Störendes erinnerte Ferdinand jemals daran, daß er sich einer Schauspielerin gegenüber befände.

Und doch war Emilie weit davon entfernt, sich ihres Künstlerstandes zu schämen, sie war im Gegentheil sich desselben mit Würde bewußt, und sprach gern und viel über ihre höhere Ansicht einer Kunst, der sie mit leidenschaftlicher Liebe sich ergeben und deren höchstem Ziele sie mit aller Kraft ihres Wesens zustrebte.

Oft las Emilie in diesen Morgenstunden einzelne Stellen aus den bedeutendsten dramatischen Dichtern ihrem Freunde vor, und er horchte mit immer neuem erhöhten Entzücken dem Wohllaut ihrer Stimme und bewunderte den feinen Sinn, den vielumfassenden, durchgreifenden Geist, mit welchen sie, fern von aller Affectation, jede einzelne Schönheit der Dichtung zu empfinden und herauszuheben verstand. Im Gespräche mit ihr, vergaß er oft auf das, was sie eigentlich sagte, zu hören, um sie nur reden zu sehen. Nie gab es beweglichere Gesichtszüge als die ihrigen, und Ferdinand wußte in dieser holden Schrift selbst

das im Voraus zu leſen, was ihr ſchöner Mund noch zögerte, auszuſprechen.

So vergingen einige Wochen, während welcher Ferdinand ſeine bewunderte Freundin beinahe an jedem Morgen beſuchte, und leiſe, leiſe, überſchlich ihn ein immer mächtiger werdendes Gefühl, von dem er ſich nicht einmal zugeben mochte, daß es einſt in Liebe ſich umwandeln könne, obgleich er geſtand, daß in dieſer troſtloſen Zeit Emiliens Umgang ihm allein noch Freude gewähre.

Bis jetzt hatte er ſie zur gewohnten Stunde immer allein getroffen, doch nun führte der Zufall ihn einſt an einem Nachmittage zu ihr. Auch dieſesmal fand er Emilien allein, doch, wie es ihm ſchien, war der Empfang minder freundlich als ſonſt, und ein leiſer Zug von Verlegenheit überſchlich ihr liebes Geſicht; auch hatte er kaum den gewohnten Platz ihr gegenüber eingenommen, als die Thüre aufging und ungemeldet, den Hut erſt auf der Schwelle abnehmend, frank und frei, als wäre er dort zu Hauſe, Herr Waller hereintrat, eben der junge Schauſpieler, den Willdorf als Emiliens Liebhaber ihm bezeichnete,

und an den Ferdinand nicht wieder gedacht hatte, seit er Emilien näher kannte.

Emilie erröthete ein wenig bei dessen Eintritt, auch Ferdinand fühlte eine ungewohnte, in ihm aufsteigende Glut. Waller aber geberdete sich mit erkünstelter Nonchalence, wie Leute ohne Weltgebrauch es pflegen, wenn sie sich verlegen fühlen, ohne sich dieses anmerken lassen zu wollen. Er begrüßte den jungen Grafen, in dessen Nähe er nie vorher gekommen war, als wären sie alte Bekannte, die einander alle Tage sähen; warf sich in den nächsten besten Sessel, schlug die Beine über einander, nahm eine künstlich unbequeme Stellung an, die aber bequem und vornehm-nachläßig aussehen sollte, und bemächtigte sich dann mit überlauter Stimme des Gespräch.

Emilie nahm, zuerst um sein Benehmen zu mildern, dann aber mit wirklichem Interesse Theil daran. Die Rede war von einem neuen Trauerspiele, in welchem, bei der nahen Wiedereröffnung des Theaters, beide mit einander auftreten sollten. Waller war zwar nichts weniger als ein ausgezeichneter Schauspieler, dennoch fehlte es ihm nicht an Theaterroutine. Nächst seiner

männlich ſchönen, volltönenden Stimme, ſeiner hohen Geſtalt von ſeltnem Ebenmaß, und ſeinem wohlgebildeten, für die Bühne ſich eignenden Geſichte, hatte ihm dieſe die Rollen des erſten Liebhabers zugewendet, in denen er um ſo glänzender erſchien, da bei dieſem Theater keiner neben ihm ſtand, der ihm den Rang hätte ſtreitig machen können.

Mit ſtillem Erſtaunen hörte Graf Ferdinand Emilien in einem ganz andern Geiſte von ihrer Kunſt ſprechen, als er es wohl ſonſt von ihr gewohnt war. Sie ließ ihn gleichſam einen Blick hinter die Kuliſſen thun, und er ſah die Hebel, die Winden, die Latten, die grobe, mit Farben bekleckte Leinwand, mit deren Hülfe man bis dahin ihm einen Feenpalaſt vor die Sinne gezaubert hatte. Er erkannte das Zinn, das Flittergold, die Glasſtückchen, die als köſtliche Kleinode ihm erſchienen waren. Ihm wurde zu Muthe, wie Einem ſeyn mag, der die entſeelte Hülle eines einſt geliebten ſchönen Geſchöpfs, unter dem Meſſer des Anatomen zerlegt, in tauſend Theilchen erblickt, und banger Widerwille ſchauerte ihm durch Herz und Sinn.

Emilie und Waller trieben indeſſen, ohne etwas hievon zu gewahren, ganz ungeſtört ihr Weſen mit einander. Sie ſchalten das ungraziöſe, durchaus nicht kleidſame Koſtüm, in welchem das neue Stück geſpielt werden ſollte, und beklagten den Mangel frappanter Stellen und brillanter Abgänge in den ihnen zugetheilten Rollen. Dann beſprachen ſie ſich über einige maleriſche Stellungen, die ſie mit einander ausführen wollten, um wenigſtens ſich ſelbſt einigermaßen zu heben, und die Hände der Zuſchauer zu ihren Gunſten in Bewegung zu ſetzen. Waller war bei dieſer Gelegenheit einmal andrer Meinung, als Emilie, da ergriff dieſe ihren zur Hand liegenden großen türkiſchen Shawl, warf ihn über und ſtand im nächſten Moment, einem hohen Götterbilde vergleichbar, vor dem erſtaunten Ferdinand. Er hätte bewundernd vor ihr hinknieen mögen, Waller aber rückte eine Falte über dem linken Ellenbogen anders, und meinte, jetzt erſt wäre es eben recht.

Je länger Waller und Emilie mit einander ſprachen, je theatraliſcher wurden beide, jemehr ſchienen ſie die Gegenwart eines Dritten zu ver-

geffen. Nach der Gewohnheit faſt aller Schauſpieler miſchten auch ſie, oft mit treffendem Witz und köſtlichem Humor, einzelne Stellen aus mehreren ihrer Rollen in das Geſpräch. Zuletzt beſtand dieſes faſt aus lauter ſolchen Bruchſtücken, beſonders als ſie anfingen, ihre Mitſchauſpieler der Reihe nach durchzunehmen. Die mehrſten von dieſen wurden auf der Stelle in Geberde und Sprache auf das treffendſte nachgeahmt, und alles dieſes ging mit der größten Leichtigkeit von Statten, als müſſe es ſo und nicht anders ſeyn.

Die Trivialität, die leichte Bosheit, die Emilie dabei an den Tag legte, liehen dieſer einen neuen unglaublichen Reiz, den Ferdinand tief empfand, ſo erzürnt er eigentlich war. Was er ſah und hörte, verletzte und bezauberte ihn zugleich, und ihm wurde dabei, als fühle er ſich plötzlich in eine ihm ganz neue, fremde Welt verſetzt, in welcher ihm jedoch äuſſerſt unbehaglich zu Muthe war.

Und dennoch konnte er von nun an es nicht laſſen, gleichſam zu ſeiner eignen abſichtlichen Pein, nicht nur wie gewöhnlich des Morgens, ſondern auch zuweilen Nachmittags zu Emilien zu gehen,

wo er denn fast mit Gewißheit darauf rechnen konnte, daß auch Waller sich bei ihr einstellen, und das Gespräch, wenn gleich mit tausend Variationen, dieselbe Wendung nehmen würde, die es genommen hatte, als er das erstemal ihn bei ihr gesehen.

Waller entfaltete gewöhnlich in diesem kleinen Kreise eine ihm eigne Art witziger Laune, er zeigte sogar, daß es ihm nicht ganz an Schulkenntnissen mangele, auch schien er Liebe zu seiner Kunst zu fühlen, obgleich die höhere Ansicht derselben, die Emilien einen so unwiderstehlichen Reiz gab, ihm gänzlich abging. Uebrigens aber war sowohl seinem äussern Wesen, als seinen Ideen und Bemerkungen, der Stempel an Gemeinheit grenzender Gewöhnlichkeit aufgedrückt, der sich oft auf eine Weise blicken ließ, die Ferdinanden unaussprechlich widerwärtig erschien.

«Ich liebe sie nicht, nein ich liebe sie nicht,» schrieb um diese Zeit der junge Graf Hochburg an seinen Freund Werner, dem er fortwährend sowohl aus seinem innern, als seinem äussern Leben nichts verhehlte. «Ich liebe Emilien nicht, dennoch mag ich es Ihnen nicht verbergen, daß

es mir oft recht ſchmerzlich weh thut — nein, das iſt nicht das rechte Wort für das, was ich empfinde — daß es mich, gleich einem himmelſchreienden Unrecht, empört, wenn ich Abends, aus dem Theater kommend, an ihrem Hauſe vorübergehe, gern hinauf möchte zu ihr, um ihr für den Strahl reines Entzückens zu danken, den ſie aus ihrem Kunſthimmel in meine ſchaale Erdengemeinheit mir herabſandte, und dann ſchon von weitem, auf den herabgelaſſenen weißen Rouleaux des mir ſo lieben bekannten Zimmers, den Schatten jener fatalen Perſonage neben dem ihrigen ſchweben ſehe. Was in aller Welt kann ſie an dieſes Wallers gemeine Natur feſſeln, die leider nur zu oft auch die ihrige um einige Stufen herabzieht! Wie iſt es nur möglich, daß dieſe ganz ordinäre Liebhaberfigur ihr nicht die tödtlichſte Langeweile macht, dieſes Theaterecho, das nichts kann und verſteht, als die matte Kunſt, ihr auf die fadeſte Weiſe zu wiederholen, was Tauſende ihr täglich zurufen? Zu glauben, daß die vom Himmel ihm verliehene Apollo'sgeſtalt ſie an ihn feſſelt, die ſo wenig zu ſeinem Innern paßt, wäre Entheiligung des liebenswürdig-

sten Wesens. Sie und Er! Emilie und Walter! es ist ja nicht einmal denkbar.»

«Indessen bleibt dieser Herr Waller mir auf jeden Fall ein kräftiges Präservativ gegen eine Liebe, die nach dem Urtheile der Welt sich vielleicht mit meinen übrigen Verhältnissen nicht recht vereinigen ließe. Wüßte meine gute Pflegemutter dieses nur, die sich oft bemüht, mich recht ängstlich und verblümt zu warnen, ohne mit der Sprache offen heraus zu wollen, die gute Frau könnte um vieles ruhiger seyn.»

«Man rede mir nur nicht mehr von der Kleinstädterei kleiner Städte, in unsrer großen Residenz herrscht sie nicht minder, als in irgend einem Krähwinkel, oder Dnirlequitsch. Ich weiß mit Gewißheit, jeder meiner Besuche bei Emilien wird belauscht, zu Buche getragen und endlich gehörig rapportirt. Von allen Seiten wird an mir geschraubt, gedreht und gehechelt; verständliche und unverständliche Anspielungen, werden an mir verschwendet; ich lasse die guten Leute ihr Wesen nach Gefallen treiben, das zuweilen sogar dazu dient, mich zu amüsiren; wegbringen, wie sie wohl möchten, sollen sie mich nicht von hier; schon allein wein dem

General S... gegebenes Wort wäre genügend, mich hier feſt zu halten.»

«Von unſerm Willdorf habe ich wunderliche Nachrichten, zwar durch eine dritte, aber dennoch ſichre Hand, denn er ſelbſt hat mir noch nicht geſchrieben. Er hatte erſt einige Tage mit ſeinem Prinzen auf der Reiſe zugebracht, als er auf dem Gute der Familie von Dorenheim, die der Prinz, als die ſeines ehemaligen Lehrers, beſuchte, in ſchwere Krankheit verfiel. Das war nun freilich, nach allem mit ihm hier Vorgegangenen, einigermaßen voraus zu ſehen geweſen. Die Familie, der es an liebenswerthen Töchtern nicht mangelt, hat wie einen theuren, lieben Sohn und Bruder ihn gepflegt, beſonders hat Fräulein Bertha ſich des Kranken mit inniger Theilnahme angenommen. Genug, Willdorf iſt geneſen, und, wie man ſagt, nicht nur vom hitzigen Fieber, ſondern auch von ſeiner Liebe zu Emilien; man flüſtert ſich zu, er ſey als Fräulein Bertha's heimlicher Verlobter ſeinem Prinzen nachgereiſ't.»

«Gott ſegne den wackern Jungen und laſſe ihn glücklich werden! Wie man aber Emilien, wenn man ſie einmal liebte, vergeſſen kann? ſelbſt an

den Pforten des Todes, das werde ich nimmer begreifen. Ich habe wohl einmal gehört, daß Leute durch ein hitziges Fieber ihr Gedächtniß verloren, aber Liebe wohnt ja nicht im Kopf, sondern im Herzen; deutsche Liebe meine ich, mit der französischen mag es wohl anders seyn.»

«Jeden Falls will ich Herrn Waller in hohen Ehren halten, ein besseres Beruhigungsmittel, als ihn, gibt es nicht. Besonders jetzt, da Willdorfs drohende Gestalt nicht mehr zwischen mir und Emilien aufsteigt.»

Ferdinand begab sich, ohne diesen Brief zu vollenden, in's Schauspielhaus; zum erstenmal wurde Romeo und Julie nach Schlegels meisterhafter Uebersetzung gegeben. Nach Beendigung der Tragödie vermochte Ferdinand es nicht, dem Nachklange des Zaubers zu widerstehen, den Emiliens Spiel an ihm geübt hatte; ein unbestimmtes Hoffen und Wünschen zog ihn mächtig zu ihr, und er trug um so weniger Bedenken, diesem Zuge zu folgen, da er ganz unerwartet sich veranlaßt sah, in Geschäften des General

S... am folgenden Morgen auf mehrere Tage zu verreisen, und somit der Abschied, den er von ihr zu nehmen hatte, diesem späten Besuch zur Entschuldigung dienen konnte. Es schlug zehn Uhr, indem er ihrer Wohnung sich näherte, denn die Vorstellung hatte lange gewährt. Emiliens Zimmer war hell erleuchtet, die Thüre des Hauses stand noch offen. Jetzt, dachte er, jetzt in dieser späten Stunde wird sie doch allein seyn, und die Gegenwart jenes Verhaßten wird wenigstens dieses einemal nicht störend zwischen uns treten.

Unbemerkt war Ferdinand die Treppe hinauf in Emiliens Vorzimmer gelangt; die Thüre ihres Wohnzimmers war ebenfalls halb geöffnet, und er sah seine Freundin vor dem großen hell erleuchteten Ankleidespiegel. Das bräutliche Gewand, welches Julie im Sarge getragen, lag schon abgelegt auf dem Sopha, der reiche Faltenwurf eines Unterkleides von weißem Atlas bezeichnete die edlen Formen der herrlichen Gestalt, Arme und Hände glänzten blendendweiß, indem sie, hoch gehoben, beschäftigt waren, die Blumen und blitzenden Steine aus den dunkeln üppigen Locken zu ziehen.

Ferdinand blieb gefesselt von süßem Erschrekken, doch fühlte er die Verbindlichkeit, sich unbemerkt zurück ziehen zu müssen. Nur einmal noch wollte er mit trunknen Blicken das Zauberbild vor sich betrachten, und dann sich fortschleichen, als plötzlich in Emiliens Zimmer selbst eine Nebenthüre aufging, und zu Ferdinands höchster Verwunderung, mit gewohnter jovialer Traulichkeit, Waller zu ihr hineintrat.

Mehr noch, als über des Schauspielers unerwarteter Erscheinung, gerieth Ferdinand darüber in Erstaunen, daß Emilie weder Zorn noch Verwunderung über dieselbe an den Tag legte. Waller überströmte sie sogleich nach seiner gewohnten Art, mit einem Schwall übelgewählter lobpreisend seyn sollender Redensarten.

«Einzig, bezaubernd, hinreißend war meine göttliche Julie, das weiß Gott!» rief er. «Und wie angezogen! wie himmlisch! göttlich sage ich Ihnen. Ich armer seliger Romeo, maustodt wie ich war, konnte es doch nicht unterlassen, nach ihr hinzuschielen. Nein über das Kostüm geht doch gar nichts in der Welt! Da liegt es ja noch, das köstliche Kleid, und, bei meiner armen Seele!

der Goldstoff ist ächt, wie ich jetzt sehe! doch wohl von Gerard et Compagnie? und die prächtige Brautkrone, nein, es kann nichts pompöseres geben.»

So schwatzte Waller eine Weile fort, Ferdinand stand wie versteinert, Emilie saß träumerisch lächelnd in ihren Shawl gehüllt, gab nur zuweilen ein nicht halb passendes Wörtchen zu, schien geistig und körperlich zu angegriffen, um viel auf Wallers Reden zu achten, obgleich sie seine Gegenwart keineswegs unfreundlich aufnahm.

«Nun aber habe ich meinen Willen gehabt,» rief er endlich, «ich habe nach unsrer Auferstehung meine englische Julie wiedergesehen, und muß nun fort zum Soupee, mit dem der Herr Intendant sich für die heutige Darstellung bei uns abfinden will. Sie, Tigerherz! haben abgesagt, gern hätte ich das auch gethan, aber Sie wissen ja auch, wo uns allen eigentlich der Schuh drückt. Da muß man schon sich schicken lernen. Nun, Adieu, Engelskind,» setzte er hinzu, und wollte eine der schönen langen Locken, die dem stolzen Marmornacken hinab wallten, mit zärtlicher Geberde an seine Lippen drücken.

«Was fällt Ihnen ein?» fragte Emilie, indem sie stolz sich erhob und einen Schritt rückwärts that.

«Nicht bös seyn, nicht bös seyn, bitte, bitte, englische Lichtfeld,» rief Waller; «Sie wissen es ja, ich bin der Unglückseligste, wenn Sie zürnen.» Damit haschte er nach ihrer Hand und bedeckte diese mit zahllosen Küssen.

Ferdinand, halb besinnungslos, wollte in diesem Augenblicke sich davon schleichen, und stolperte über einen Stuhl hinweg.

«Um aller Götter willen, den Geist aus Don Juan kommt zu Pferde die Treppe hinauf,» rief Waller. «Ich armer Leporello gehe wieder durch die Seitenthüre ab. Adieu, Adieu, schönstes Leben, englische Lichtfeld. Mit süßem Trennungswehe eil' ich zur Excellenz, dich Morgen wieder sehe!»

Während Waller durch die Nebenthüre wieder verschwand, trat Emilie, ein Licht in der Hand, in das Vorzimmer, um nach der Veranlassung des Geräusches sich umzusehen, das sie gehört, und ihr erster Blick fiel auf Ferdinands geisterbleiche Gestalt.

... Mit namenlosem Schmerze hatte dieser in dem Augenblicke, wo er glaubte, aufhören zu müssen, Emilien zu achten, die eigentliche Natur des Gefühles klar erkannt, das wie mit glühenden Ketten ihn zu ihr zog und an sie fesselte. Um nur für den Augenblick sich zu retten, griff er zu einem wilden Mittel, das sein eigues Herz mit unsäglicher Pein verwundete, während es Emilien wehe thun sollte. Mit höhnendem, eiskaltem Grimm, vornehm höflich und herablassend, mit beleidigender Uebertreibung ihres Lobes, mit schneidender Ironie in verletzende Schmeichelworte verhüllt, gab er seine Reue darüber zu erkennen, daß er süße Verhältnisse ungeschickter Weise störend, eingetreten sey; während er, eingedenk seiner morgenden Abreise, nur kommen wollen, um dem unvergleichlichsten, noch über die Bühne hinaus sich erstreckenden Talent, die ihm schuldige Huldigung zu Füßen zu legen.

Ferdinand sprach ziemlich lange, wurde immer bitterer, immer höhnender, aber auch immer witziger, bis Emilie es nicht länger ertragen konnte. Sie brach in heiße Thränen aus, deren jede, gleich einem glühenden Lavatropfen in Fer-

dinands Herz fiel. Denn es waren nicht jene entstellenden Thränen ohnmächtiger Wuth, es waren Thränen des herbsten Schmerzes, die mehr dem Beleidiger, als seiner Beleidigung galten.

Ferdinand hielt erschrocken inne mit seinen frevelnden Reden, ohne zu wissen, was er that, nahte er sich ihr und wollte ihre Hand fassen; sie zog sie zurück, richtete sich empor, und trat mit fast königlichem Stolz aus der Fensterbrüstung, in welche sie sich zurückgezogen hatte, hervor, ihm entgegen. Mit aller Siegesgewalt ihres Strahlenauges blickte sie beinahe mitleidig ihn an, große Thränen, die sie nicht zu verbergen suchte, fielen noch immer schwer und einzeln über ihre bleichen Wangen herab.

Ferdinand konnte den ernsten, milden Blick, der unverwandt auf ihm ruhte, nicht ertragen. Er senkte die Augen zur Erde. «Emilie!» seufzte er endlich aus tiefster Brust.

«Und, womit, Herr Graf, habe ich das verdient?» schwebte leise, wie ein halb verhauchter Seufzer, über Emiliens Lippen.

«Emilie,» rief Ferdinand, und zog in wildaufflammender Glut sie an sein Herz, was ist

dir jener leere, anſpruchsvolle, in tauſend Worten nichts ſagende Thor? Was kann er dir ſeyn?»

«Und was iſt er mir denn?» wiederholte Emilie ſanft, «was kann er mir ſeyn! was wäre er denn, daß es der Mühe werth ſeyn ſollte, ihn von ſich zu weiſen? was wäre es mir denn, wenn ich auch im ganzen Leben ihn nicht wieder ſähe?»

Ferdinand ſchrieb noch am nämlichen Abende folgende Zeilen unter den an Wernern angefangenen Brief.

«Freund meiner Jugend! Einziger, der mich immer verſtand und liebte, ſeit ich, vom väterlichen Heerde hinweg, hinaus in die Welt geriſſen ward; ſo manchen Schmerz, ſo manche ſchwere dunkle Stunde haſt du mit mir getheilt! Du haſt im peinlichen Schwanken der Wogen des Lebens mich immer oben gehalten, du haſt mich empor getragen im Sturme des Gefühls, in der wilden Brandung der Leidenſchaft. Du, du allein ſollſt es noch heute erfahren, wie mächtig und herrlich und wonnereich das Glück in meine

ſo lange verödete Bruſt eingezogen iſt; mein Herz in verdoppelt freudigen Schlägen möchte den Kerker zerbrechen, mein Fühlen und Sinnen, die ganze undenkbare Seligkeit, die mir vor innerer Wonne faſt den Athem raubt, möchte ich ausſtrömen können, in einem einzigen freudejubelnden Laute, damit die ganze Welt es erführe, daß endlich einmal ein Glücklicher auf ihr lebt, ein Seliger, der keinen Wunſch mehr kennt! Emilie liebt mich, liebte mich vom erſten Augenblicke, da ſie mich ſah. Ich Raſender, ich Thor! womit kann ich die Stunden, deren jede einen Himmel von Seligkeit umfaſſen konnte, zurückkaufen! die Stunden, deren jede einzelne ein ganzes gewöhnliches Menſchenleben aufzuwiegen werth war, und die ich auf ewig verlor.»

«Heute kein Wort, das einer Erzählung deſſen, was ſich begeben, ähnlich wäre, nie, nie eins! ja wenn wir Aug' in Auge einander gegenüber wären, dann könnte der raſchere Schlag des Herzens, der wonnetrunkne Blick dir einen Theil deſſen verkünden, was in mir wogt; Worte ſind Tand und vollends geſchriebene!»

«Soll ich auch das frühere Geſchreibſel Ihnen

mitſenden? ja ich will es, mögen Sie am raſchen Wechſel meines Sinnes und Gefühls, am Umſchwunge meines ganzen Weſens es deutlich erkennen, wie nun der Irrthum meines Lebens gelöſet iſt; möge eine Ahnung meiner unausſprechlichen Seligkeit, nach langer unendlicher Pein, Ihnen werden; denn, guter Werner! auch ich habe Emilien geliebt, ſeit ich zuerſt ſie erblickte; und ſtrebte nur in unſäglicher Angſt, es vor mir ſelbſt zu verbergen.»

Dem erſten Aufleuchten des höchſten Lichtpunktes in Ferdinands Leben, folgte jetzt eine ſchöne, freudenreiche Zeit. Emiliens Liebe war nicht die eines, in halbem Bewußtſeyn hinträumenden, der Kindheit kaum entwachſenen Mädchens. Die Künſtlerin wußte ſogar ihr heiligſtes Gefühl zu einem Kunſtwerk zu erheben, ſie ſchmückte dem Geliebten jeden Tag zu einem hohen Feſte, ſie erfand an jedem eine neue Gunſt, die ſie allein ihm gewähren konnte, weil nur ihr tief empfindender, alles lebhaft ergreifender Geiſt fähig war, den Gedanken daran zuerſt aufzufaſſen.

Ueberall, wo sie selbst nicht war, traten Beweise ihres liebenden Andenkens ihm entgegen, er konnte fast mit Gewißheit darauf rechnen, in jedem der vornehmen Kreise, zu welchem Emilie nicht Zutritt hatte, ein ihn begrüßendes Zeichen von der Geliebten zu erhalten; ihr Erfindungsgeist war in dieser Hinsicht unerschöpflich. Eine Blume, ein paar nur ihm verständliche Worte von ihrer Hand, wurden ihm zugespielt, er wußte nicht wie? noch durch wen? Bestellungen, von denen die Ueberbringer derselben nichts verstanden, wurden ihm ganz unerwartet, durch die wunderlichst gewählten Boten überbracht. Zuweilen pflegte sie auch wohl den Glockenschlag einer gewissen Stunde ihm zu bestimmen, mit dem gleichzeitig sie verhieß, ihn laut bei Namen zu rufen, und der Schlag der Pendule im fürstlichen Saal wurde dann plötzlich ihm zum Liebesruf, der mit unsäglicher Wonne ihn durchschauerte.

Auch von der Bühne aus wußte Emilie in tausend Formen dem Freunde sich zu nahen. Nur dem Auge der Liebe bemerkbare Zeichen sagten ihm, daß sie ihn beobachte, daß sie nur seinen

Beifall ſuche in der bewundernden Menge; die innigſten Liebesworte, welche die Dichter ihr in den Mund legten, wurden ihm allein angeeignet und das überfüllte Haus erbebte oft vom donnernden Beifall der entzückten Zuſchauer, während Emilie nur mit der vollen Glut ihres Gefühls ſich freute, dem Geliebten in harmonievollen Worten zu ſagen, wie ſie ihn liebe.

Ihr Zimmer, in welchem ſie ihn an jedem Tage mit leidenſchaftlicher Freude empfing, als habe ſie Jahre lang ihn entbehren müſſen, war ein treues Abbild ſeiner Neigungen. Kupferſtiche, Bücher, feine weibliche Arbeiten, die er einmal gelobt, alles, was nur einmal ihm gefallen, mußte ſo viel möglich ſie umgeben; ſogar ſeine Lieblingsblumen wurden mit treuer Sorge gepflegt und durften nie auf ihrem Blumentiſche fehlen. Nichts wurde vergeſſen, was ihm Freude machen konnte, und wäre es auch nur für einen Augenblick. Zwiſchen ihm und ihr war nie weder von Fordern noch von Gewähren die Rede, es war als dächten und empfänden und wollten beide nur eins und daſſelbe, und ihr Leben verzweigte ſich immer enger und feſter in einander.

Noch einen hohen Genuß, den keine Andre ihm hätte gewähren können, fand Ferdinand im Durchgehen der Rollen, die Emilien zugetheilt wurden; sie besprach sich dann mit ihm über ihr Spiel, sie ging gern dabei selbst auf anscheinend unbedeutende Einzelheiten ein, und immer entzückte ihn von neuem der helle Geist, der klare Scharfblick, der bei der anscheinend höchsten Absichtslosigkeit dennoch auch nicht das Kleinste dem Zufalle überließ. Nie hatte Emilie die Dichter besser verstanden, nie ihre Meisterwerke begeisterter vorgetragen, als jetzt. Sie war das Wunder des Hofes und der Stadt. Journale und Zeitungen waren ihres Lobes voll, und so, wie sie nur auf der Bühne sich zeigte, wurde sie von dem freudetrunkenen Publikum beinahe vergöttert.

Doch gerade dieser hellglänzende Theil von Ferdinand's Glück, hatte auch seine sehr dunkle Kehrseite. Zwar, wenn er nach einem ihrer glänzendsten Triumphe zu ihr, der Hochgefeierten, der Allbewunderten, ging, um ihr für den Genuß zu danken, den sie ihm gewährt, wenn sie dann, die von tausend Zungen noch vor wenigen Minuten hoch Gepriesene, alles ihres Glanzes

entäuſſert, in anſpruchsloſer Einfachheit ihm liebevoll entgegentrat, wenn ſie mit rührender Offenheit ihm bekannte, wie ſie immer an ihn nur gedacht, wie ihr Auge unter den Zuſchauern ihn geſucht, wie entzückt ſie geweſen, als ſie ihn gefunden, dann fühlte und nannte ſich Ferdinand den glücklichſten aller Menſchen, und war es wirklich.

In ſolchen Momenten vergaß er gern und leicht, mit welcher bittern Pein er kurz vorher dieſes Glück erkaufen müſſen; denn vor der glanzerfüllten Bühne ging die Freude an Emiliens ſeltnen Kunſttalent nur zu oft in einem höchſt bittern beklemmenden Gefühle ihm unter, deſſen er ſich ſchämte, weil es als Emiliens völlig unwürdig ihm erſchien, und das dennoch unwiderſtehlich ſich ſeiner bemächtigte. Er kannte ſich kaum ſelbſt vor wüthender innrer Empörung, wenn ein fremder Arm es wagen durfte, die geliebte, reizende Geſtalt zu umfaſſen, wenn in täuſchender Liebesglut das Auge der Geliebten einem andern ſtrahlte als ihm, wenn der liebliche Mund in jenem weichen unnachahmlichen, von Sehnſucht erbebenden Tone an einen Andern Liebesworte

verſchwendete, die ihm allein gehören ſollten. Ach! wenn nun vollends des verhaßten Walters Lippe die nach dem reinſten Ebenmaß der Antike geformte Stirn, oder die ſchöne Wange zu berühren wagen durfte, dann klopfte mit wüthendem Schmerz in jedem ſeiner Pulſe die Ueberzeugung, daß dieſes anders werden müſſe, daß Emilien nur die Wahl bleiben könne, ihm allein anzugehören, oder ſeinem völligen Untergange zuzuſehen.

So, in ewigem Wechſel zwiſchen tödtlichem Schmerz und entzückender Freude, gerieth ſein ganzes Weſen endlich in eine ihm fremdartige Spannung, die ſogar denen auffallen mußte, welche ihn nur oberflächlich kannten. Liebende Vorſorge und alles gern erforſchende Neubegier, beobachteten ihn bald von allen Seiten mit Späherblicken, und das ſchönſte, ihm heiligſte Geheimniß ſeines Lebens, durch Verleumdung und Gemeinheit entſtellt, wurde in durchaus verzerrter Geſtalt bald zum Mährchen der Stadt.

Die Gräfin Achtwerth ſuchte und fand in mütterlicher Beſorgniß Mittel und Wege, ihren Bruder, den General S..., auf einige Tage

seinen wichtigern Geschäften in der Ferne zu entziehen, und ihn zu Ferdinand's Rettung aus eminenter Gefahr herbei zu rufen. Denn der nur im Ideenkreise ihres Ranges und Standes alt gewordenen Frau, war es, auch bei den edelsten ausgezeichnetsten Eigenschaften des Geistes und des Gemüthes, dennoch unmöglich, sich für den jungen Grafen von Hochburg ausser demselben ein Glück nur als möglich zu denken.

Der General, voll Besorgniß für den Sohn seines verklärten Freundes, folgte ihrem Rufe, und begab sich auf eines seiner, nur wenige Stunden von der Residenz entfernten Güter, weil er in diesem Augenblicke Gründe hatte, die Stadt selbst nicht betreten zu wollen. Dorthin berief er Ferdinanden zu sich. Verdrüßlich über die unwillkommene Störung aus wichtigen Geschäften, getrieben von dem Wunsche, mit möglichster Zeitersparniß zu diesen wieder zurück zu kehren, mochte er beim Wiedersehen diesen wohl mit zu kurzen, ernsten, vielleicht zu wenig abgemessenen Worten über den Ursprung eines, wie er sich ausdrückte, albernen Gerüchts befragen, das seinen geliebten Pflegesohn einer, besonders in diesen schicksal-

ſchwangern Tagen, höchſt unpaſſenden, Tugend, Ehre, und das Andenken ſeiner edeln Eltern gleich ſchwer beleidigenden Verbindung mit einer Schauſpielerin, beſchuldige.

Ferdinand war ohnehin, durch tauſend in der Geſellſchaft gangbare Neckereien und Anſpielungen auf ſein Verhältniß zu Emilien, in eine ſehr gereizte Stimmung verſetzt worden; die Art, mit der hier ſein Heiligſtes, ſeine Liebe erwähnt ward, empörte ihn deshalb auf das Aeußerſte, und ſo that er, woran er vielleicht vorher noch nicht ernſtlich gedacht, oder was er wenigſtens noch eine Weile verſchoben haben würde; er erklärte dem General ganz unumwunden, daß er von keinem, ihn, oder die Tugend, oder das Andenken ſeiner Eltern entehrenden Verhältniſſe etwas wiſſe, daß er ſich aber dieſer Gelegenheit freue, dem edeln Freunde ſeines Vaters früher als jedem andern das ſeltne Glück zu verkünden, das ihn erwarte, ſobald es ihm nur gelungen ſeyn werde, Emilie Lichtfeld zu bewegen, den Tag ſeiner unabwendbar feſt beſchloſſenen Vermählung mit dieſer Krone ihres Geſchlechts zu beſtimmen.

Ein ſehr heftiges, von beiden Theilen mit

Vorurtheil und Erbitterung fortgesetztes Gespräch entstand nun zwischen diesen beiden Männern. Ferdinand fühlte, wie er in der Raserei des Zornes sich immer unverzeihlicher an seinem zweiten Vater versündige, und dieses Gefühl verstärkte seine nichts mehr schonende Wuth; die wegwerfende Art, mit welcher er, den in der Tiefe seines Gemüths noch immer von ihm hochverehrten Herrmann, von seiner angebeteten Emilie sprechen hören mußte, verleitete ihn zu immer empörender werdenden leidenschaftlichen Ausbrüchen, zu immer eigensinniger und verwegener sich aussprechenden Entschlüssen.

Der General setzte dem jugendlichen Toben nur die ernste Würde eines tief beleidigten väterlichen Freundes entgegen, die sich freilich ohne besondere Schonung in seinen Worten, wie in seinem ganzen Wesen aussprach. Er verhehlte dem immer mehr sich vergessenden Jünglinge nicht, daß er bereit gewesen und es noch sey, dem Andenken seines unvergeßlichen Freundes, des verstorbenen Grafen von Hochburg, jedes Opfer zu bringen, nur könne dieses nicht über die von Gott und Menschen anerkannten Schranken des Rechten und

Billigen hinaus gehen. Daher dürfe er dieſer Behandlung, von Seiten eines von Leidenſchaft geblendeten, kaum dem Knabenalter entwachſenen Jünglings, ſich nicht länger ausſetzen.

«Du verſchmähſt meine väterliche liebende Sorge um dich,» fügte der General zuletzt noch hinzu, «ſo fahre denn hin! meine Gewalt über dein inneres beſſeres Daſeyn haſt du vernichtet, meine Gewalt über deine äuſſern Verhältniſſe weichen der Macht der Zeit. Seit mehreren Monaten biſt du mündig. Morgen ſoll mein Geſchäftsträger dir meine Rechnungen vorlegen, und die Verwaltung deines Vermögens in deine Hände abgeben. Sey von nun an ungeſtört durch mich der Thäter deiner eigenen Thaten, und laſſe dir ſomit auch die Folgen derſelben gefallen.»

«Nun habe ich nur dich noch in der Welt!» rief Ferdinand, indem er im aufgeregteſten Zuſtande, zerriſſen von tauſend einander widerſtrebenden Gefühlen, vor Emilien hinſtürzte und mit flammendem Blicke ihre Knie umfaßte. «Nun iſt es gut, nun bin ich ganz allein auf dich zu-

rückgewieſen, nun darfſt, nun ſollſt, nun kannſt du dich mir nicht länger entziehen wollen, du biſt jetzt der einzige Stern, der meinem Leben noch leuchtet, du kannſt mich nicht zurückſtoßen wollen in ewige Nacht.»

Lange währte es, ehe die tödtlich Erſchrockene aus Ferdinand's, nur durch inniges Bitten ihm abgedrungenen Antworten, ſo viel ſich zuſammenſetzen konnte, daß ſie errieth, Ferdinand ſey um ihretwillen mit dem General S... in einen Zwiſt verfallen, der wenig Hoffnung zur Verſöhnung aufkommen laſſe.

«So iſt es gut, ſo iſt es ja gut,» rief Ferdinand, der jetzt wieder ſich ein wenig zu ſammeln begann. «Ich danke ihm, denn ſeine Härte hat mich endlich, wenn gleich gewaltſam, der einzig möglichen Entſcheidung unſers Schickſals zugeführt, welcher mein Herz ſchon längſt mich zugetrieben. Emilie, wir ſind eins, aber wir dürfen es nicht länger in die Macht irgend eines Weſens auf Erden ſtellen, uns trennen zu können. Morgen, meine Emilie, morgen werde ich von deines Feindes vormundſchaftlicher Fürſorge befreit, übermorgen gehe ich auf mein Stamm-

gut, dort, ſo viel die Kürze der Zeit es erlaubt, bereite ich alles zu deinem Empfange, und kehre dann mit der Eile eines ſeinem Glücke entgegen Gehenden zu dir zurück. Du liebſt mich, Emilie, und wirſt dich nicht weigern, mir ganz zu gehören, du wirſt mein heißes Flehen erhören, wirſt am Altar das Gelübde dir feierlich wiederholen laſſen, das mein Herz längſt vor Gott ausgeſprochen, das Gelübde, das mit allem, was ich bin und habe, mich dir zu eigen gibt fürs ganze Leben.»

Emilie ſank verſtummend in ihren Sopha zurück, Thränen rollten einzeln über ihre glühende Wangen, während ein ſüßes träumeriſches Lächeln ihre Lippen umſpielte, und ihr ſinnendes Auge ſich in dem Bilde einer Zukunft verlor, die in morgenfriſcher Helle ihr entgegenſtrahlte. Sie ſtrebte lange vergebens das ſchmeichelnde Gefühl, das unwiderſtehlich ſie umſtricken wollte, zu bekämpfen, doch nahm ſie endlich, gleichſam mit Gewalt, ſich zuſammen. Sie ſtand vom Sopha auf und trat an das Fenſter, als wolle ſie Ferdinands perſönlicher Nähe ſich entziehen, doch er folgte ihr dorthin; ſchwankend zwiſchen Furcht

und Hoffnung hatte er bis jetzt jede ihrer Bewegungen bewacht.

«Sieh, Emilie,» fing er an, indem er ihre Hand ergriff, «sieh um dich her, wir stehen hier auf dem nämlichen Platze, wo du, Engel der Huld, den Frevler zu einem Himmel voll Glück einst erhobst, den armen Ferdinand, den heiße Liebe zur Sünde gegen dich verleitete; sprich es hier aus, daß du meinem Wunsche nachgibst, daß du es mir frei stellst, die Welt zum Zeugen eines Glückes zu machen, an welchem hinfort alle ihre Versuche, es zu stören, zersplittern müssen.»

Laut und schmerzlich weinend eilte Emilie mit verhülltem Gesicht wieder zum Sopha zurück. Ferdinand, in verstummender Angst, stand über sie hingebeugt, während ihre Thränen lange unaufhaltsam hinströmten, er wagte kaum zu athmen, denn er kannte ihren festen edeln Sinn und ahnete den mächtigen Kampf, den sie in diesem Augenblicke in ihrem Innern bestand.

«Ferdinand,» sprach sie endlich, mit unendlich weichem Tone, «wozu die Qual der Ungewißheit verlängern? Laß mich nach alter Gewohnheit das Unabänderliche frei und offen gegen dich aus-

gut, dort, ſo viel die Kürze der Zeit es erlaubt, bereite ich alles zu deinem Empfange, und kehre dann mit der Eile eines ſeinem Glücke entgegen Gehenden zu dir zurück. Du liebſt mich, Emilie, und wirſt dich nicht weigern, mir ganz zu gehören, du wirſt mein heißes Flehen erhören, wirſt am Altar das Gelübde dir feierlich wiederholen laſſen, das mein Herz längſt vor Gott ausgeſprochen, das Gelübde, das mit allem, was ich bin und habe, mich dir zu eigen gibt fürs ganze Leben.»

Emilie ſank verſtummend in ihren Sopha zurück, Thränen rollten einzeln über ihre glühende Wangen, während ein ſüßes träumeriſches Lächeln ihre Lippen umſpielte, und ihr ſinnendes Auge ſich in dem Bilde einer Zukunft verlor, die in morgenfriſcher Helle ihr entgegenſtrahlte. Sie ſtrebte lange vergebens das ſchmeichelnde Gefühl, das unwiderſtehlich ſie umſtricken wollte, zu bekämpfen, doch nahm ſie endlich, gleichſam mit Gewalt, ſich zuſammen. Sie ſtand vom Sopha auf und trat an das Fenſter, als wolle ſie Ferdinands perſönlicher Nähe ſich entziehen, doch er folgte ihr dorthin; ſchwankend zwiſchen Furcht

und Hoffnung hatte er bis jetzt jede ihrer Bewegungen bewacht.

«Sieh, Emilie,» fing er an, indem er ihre Hand ergriff, «sieh um dich her, wir stehen hier auf dem nämlichen Platze, wo du, Engel der Huld, den Frevler zu einem Himmel voll Glück einst erhobst, den armen Ferdinand, den heiße Liebe zur Sünde gegen dich verleitete; sprich es hier aus, daß du meinem Wunsche nachgibst, daß du es mir frei stellst, die Welt zum Zeugen eines Glückes zu machen, an welchem hinfort alle ihre Versuche, es zu stören, zersplittern müssen.»

Laut und schmerzlich weinend eilte Emilie mit verhülltem Gesicht wieder zum Sopha zurück. Ferdinand, in verstummender Angst, stand über sie hingebeugt, während ihre Thränen lange unaufhaltsam hinströmten, er wagte kaum zu athmen, denn er kannte ihren festen edeln Sinn und ahnete den mächtigen Kampf, den sie in diesem Augenblicke in ihrem Innern bestand.

«Ferdinand,» sprach sie endlich, mit unendlich weichem Tone, «wozu die Qual der Ungewißheit verlängern? Laß mich nach alter Gewohnheit das Unabänderliche frei und offen gegen dich aus-

sprechen: nie kann ich dein Weib werden.» Ihre Stimme brach, athemlos sank sie zurück, doch Ferdinand's wildes Auffahren zwang sie sich wieder zu ermuthigen.

«Höre mich an, Liebster, höre mich an, ich flehe darum,» rief sie. «Ich bin frei, ganz unabhängig frei, stehe ganz allein in der Welt, nur dir gehöre ich an, dein Glück ist das meine, und von gegenseitigen Opfern, die wir einander zu bringen hätten, kann unter uns beiden niemals die Rede seyn. Doch darf ich den Schritt, zu dem deine dich verblendende Leidenschaft dich verleiten will, nimmer zugeben; glaube mir, nie ist ein Gedanke daran in mein Herz gekommen, ihn von dir zu erwarten, oder auch nur zu wünschen. Ich kenne die entsetzlichen Folgen eines Mißbündnisses, wie das, in welches du uns verstricken möchtest, ich selbst bin das Kind eines solchen, und, daß ich Zeuge des unheilvollen Zustandes seyn mußte, den es herbeiführte, hat schon früh das Glück meines Jugendlebens vernichtet. Nein, sieh mich nicht so flehend an! bitte nicht, zerreiß mir nicht vollends das Herz. Emilie ist dein, doch Gräfin Hochburg kann sie nie werden.»

In höchſter Erſchöpfung ſank Emilie an Ferdinands Bruſt. Sie fühlte den gewaltſamen Herzensſchlag, der ihn durchbebte, mit krampfhafter Anſtrengung faßte ſeine eiskalte Hand die ihrige, hörbar rang er nach Athem, ſein ganzer gewaltſamer Zuſtand, war gleich dem eines Sterbenden.

«Nein! nein, es iſt unmöglich!» rief er endlich. «Nimm es zurück, Emilie, das Wort. Großes, edles Herz, wie könnteſt du die Nichtigkeit von Rang und Reichthum nicht empfinden, wenn unſere Liebe gegen ſie in die Waage kommt? Sey größer als dein Geſchlecht, Emilie, gib freiwillig, was du geben mußt, laß mich nicht mit Bitten eine Einwilligung dir abdringen, die du in edler Freiheit gewähren kannſt. Du vermagſt es ja doch nicht mehr, dich mir zu entziehen, Emilie! Glaube mir, mein Leben, für uns beide gibt es kein Glück mehr, als in unſern Herzen. Mich hat die Auſſenwelt von ſich geſcheucht, dich hat ſie nie anerkannt, trotz der Lobeerkränze, die ſie dir ſpendet; von uns Beiden iſt jedes nun an das Andere gewieſen.»

Emiliens Herz war zum Zerſpringen voll, Ferdinand's Glut ergriff auch ſie, beide hielten

wortlos unter heißen Thränen sich lange umfangen. Dann entwand sie sich wieder seinen Armen, von neuem suchte sie seinen Wunsch zu bekämpfen, von neuem wandte er alles an, was verzweifelnde Liebe ihm nur eingeben mochte, um sie zu besiegen.

«Ferdinand,» sprach Emilie endlich, «ich trage dieses Kämpfen nicht länger, meine Kraft erliegt, wenn gleich nicht mein fester, klarer Wille. Höre mich endlich geduldig an, aus Schonung für mich. Längst opferte ich dir schon das Höchste, was ich hatte, meinen unbefleckten Ruf vor der Welt, die mich verdammt, ohne mich zu kennen. Ich klage nicht deshalb sie an; was ich that, habe ich gethan, weil ich dich liebte, und bereue es nicht. Deine Liebe ward mein Leben; wohin sie führt, wie es einst enden wird, gleichviel. Doch vorwurfsfrei in meinem Innern muß ich bleiben, und wenn ich gleich vielleicht mein Daseyn verschleudert hätte, dein Leben, Freund, darf nicht verloren gehen, nie werde ich seinem Gange hemmend entgegentreten. Ich bin älter als du, meine Welterfahrung ist reifer. Laß diese, laß meine Liebe dich endlich besiegen, laß die schöne Klar-

heit deines eigenen hellen Sinnes für mich bei dir sprechen, kräftiger als ich selbst es vermag. Ferdinand, ich gebe dir den höchsten Beweis von Liebe, den ein edles Weib zu geben hat, ich erwähle dich zum Herrn und Gebieter meines Geschicks, ordne es nach freier Wahl, führe mich hin wohin du willst, ich bin ganz dein, doch die Hand reiche ich dir nicht am Altare und trage deinen Namen nicht. Bestehst du noch darauf, so muß ich fliehen und werde die Flucht vor dir nicht überleben.»

Ehe er es vermuthete, war Emilie bei diesen Worten an ihm vorbei, in ihr Kabinet geschlüpft; «gute Nacht, gute Nacht,» rief sie ihm noch zu, er hörte, wie sie den Riegel vorschob, und eilte hinaus, um die glühende Brust in der kalten Sturmnacht zu kühlen.

«Auch Sie, Werner?» schrieb Ferdinand vierzehn Tage später an seinen Freund, «auch Sie haben vom Strudel des allgemeinen Urtheils über meine Verbindung mit Emilien sich hinreißen lassen? Ich habe Ihren langen Brief er-

halten, den Sie mir ausdrücklich geschrieben, um mich von einer Vermählung mit einer Komödiantin abzubringen; doch dieser Brief, gestehen Sie es nur, er floß zwar aus Ihrer Feder, doch nicht aus Ihrer Seele; der General und meine gute, aber vorurtheilsvolle Pflegemutter sind diesesmal Ihre Orakel gewesen. Ich bitte, beruhigen Sie sich und auch jene beide über diesen Punkt. Graf Ferdinand von Hochburg heirathet keine Komödiantin, er sitzt in diesem Augenblick auf seinem alten Stammschlosse mit ganz andern Gedanken beschäftigt; denn, fassen Sie es wohl auf, die Komödiantin hat dem reichen, vornehmen Grafen einen Korb gegeben; ich wünsche, daß Alle, die es interessirt, Feinde und Freunde, diese Weigerung erfahren mögen. Ferdinand war von jeher, wie jedermann weiß, etwas absurd, und so hat denn dieser Korb, so schmerzlich er von Einer Seite ihn verletzte, ihn doch zugleich auch zum glücklichsten Sterblichen erhoben, den vielleicht die Erde trägt.»

«Muß ich denn wirklich dem edeln Freunde und Führer meiner Jugend dieses alles erst erklären? muß ich es ihm deutlich machen, daß

meine Emilie groß genug dachte, um meine Hand auszuschlagen, damit auch nicht der geringste Anschein von Eigennutz oder kleinlicher Absichtlichkeit ihr reines Wesen jemals entstelle; damit nicht gesagt werde, sie habe, um sich zu erheben, mich in meinem Fluge gehemmt. Rücksichtslos, jedes fremden Schutzes sich entäussernd, hat sie ihre ganze Zukunft, all' ihr Wohl und Weh in meine Hände gelegt. Und welch ein verächtlicher Elender wäre ich, wenn nicht eben deshalb die Sorge um sie der Zweck meines Lebens würde! wenn ich jemals es vergessen könnte, wie hoch ihr unbeschränktes Vertrauen mich geehrt!»

«Doch sie vertraute mir nicht nur ihre Zukunft, auch ihre Vergangenheit liegt ausgebreitet vor mir; klar, hell und fleckenlos, strahlt sie im herrlichsten Schimmer der Unschuld und nie sich vergebender Würde. Wie bin ich jetzt darüber beschämt, daß dieser Waller einst meine Eifersucht rege machen konnte. Ausser dem Theater war er Emilien von jeher zu unbedeutend, um sowohl seine Persönlichkeit, als sein Betragen einer besondern Bemerkung werth zu halten; doch auf den deutungsvollen Brettern war er, als ihr

gewöhnlicher beständiger Mitspieler, ihr von der höchsten Wichtigkeit. Sie pflegte gern über manchen kleinen Theatercoup sich mit ihm zu besprechen, den sie, bei dem immer tiefer sinkenden Geschmacke unserer Zeit, mit ihm ausführen mußte; und daß sie in den Theaterproben nicht gern dergleichen mit ihm verabreden mochte, war wohl natürlich. Dieses gab zu dem vertrauten Benehmen Anlaß, das er sich erlaubte, und welches sie duldete, weil sie sich nicht die Mühe nehmen mochte, ihn in die ihm gebührenden Schranken zurück zu weisen. So war er denn auch an jenem Abende, nach der Vorstellung von Romeo und Julie, nur gekommen, um eine kostbare Hutagraffe ihr wieder zuzustellen, die sie für diesen Abend ihm geliehen.»

«Wie unser Leben sich jetzt gestalten wird, fragen Sie? ob Emilie mir ihre Kunst opfern wird? Sie erbot sich dazu, mit der Aeußerung, sie hoffe, sie würde mit der Zeit lernen, die dadurch entstehende Lücke in ihrem Daseyn auszufüllen; doch welch ein Ungeheuer von Egoismus wäre ich, wenn ich, nach einer solchen Erklärung, nur den Gedanken fassen könnte, ihrem Daseyn

seine schönste Blüthe sogleich gewaltsam rauben zu wollen. Die Zeit, die so vieles ebnet, soll auch hier heilsam wirken.»

«Freilich trägt diese Blüthe, deren Duft mich erfreut, mir auch Dornen. Wespen, Nachtvögel, Käfer, allerlei Geschmeiß wagt es, sie zu umschwärmen. Dieses zudringliche Volk zu verscheuchen, ist freilich keine angenehme Mühe, doch habe ich in diesen Tagen einen Versuch gemacht, der, hoffe ich, von gutem Erfolge seyn wird. Ich habe einen der jungen Herren, der sich in meiner Gegenwart unbescheidene Aeußerungen über Emilien erlaubte, ein wenig in die Schule genommen, und denke die Andern sollen sich an ihm ein Beispiel nehmen.»

«Jetzt bin ich hier auf dem Schloß Hohenburg, theils um meine Angelegenheiten zu ordnen, theils um es abzuwarten, daß jene Duellgeschichte, durch irgend eine neue Albernheit aus der geselligen Unterhaltung verdrängt werde. Kopf und Herz trage ich voll paradiesischer Träume von einer überglücklichen Zukunft, aber sie wogen noch, kaum halb verstanden, in den tiefsten Tiefen meiner Seele.»

Ferdinand kehrte bald darauf in die Reſidenz und zu Emilien zurück. Er verlebte zauberiſch ſchöne Tage, Emilie ließ nie in dem Beſtreben nach, ihn täglich durch neue Beweiſe ihrer innigen Liebe zu beglücken; doch manche Bitterkeit miſchte ſich dennoch in dieſe Freuden, die ſein Daſeyn wahrhaft verſchönten, und manche Wolke ſtieg an dem heitern Horizont ſeines Lebens ihn umdüſternd auf.

Vor allem begann ſein geſtörtes Verhältniß zu dem General S... und deſſen edlen Schweſter, durch ein der Reue ſehr ähnliches Gefühl, ihm mit jedem Tage drückender zu werden. Er war es nicht gewohnt, alte Liebe und Treue zu vergeſſen, in dem hülfloſen Zuſtande verwaiſter Jugend ihm erzeigte Wohlthat, mit Undank zu lohnen, und ſein Gewiſſen ſprach ihn in dieſer Hinſicht nicht ganz frei von aller Schuld; er mußte ſich wenigſtens geſtehen, daß er dem wohlmeinenden Freunde, dem väterlichen Beſchützer, mit mehr ehrerbietiger Duldſamkeit hätte begegnen ſollen, als er gethan; und wenn er daran dachte, daß er ſogar ſeine Pflegemutter, die ihm doch nie anders, als mit herzlicher Güte entge-

gen gekommen, mit faſt beleidigender Abſichtsloſigkeit vermieden, dann hätte er gern vor ſich ſelbſt ſich verbergen mögen.

Der Zufall führte ihn einſt am dritten Orte der lange nicht Geſehenen entgegen; die Gräfin blickte nicht zürnend, aber mit trübem Ernſte auf ihn, und tief ergriffen eilte Ferdinand zu ihr hin, ihre Hand zu küſſen, die ſie ihm nicht verweigerte; er blickte zu ihr auf und eine große Thräne perlte in dem ſtillen klaren Auge der ehrwürdigen Frau.

Dies war zu viel für ſein Herz. Die Umgebungen, in denen beide ſich befanden, erlaubten für den Augenblick ihm keine Ergießung deſſelben, doch er eilte noch am nämlichen Abende zur Gräfin, zu einer Stunde, in der ſie, wie er wußte, ſich gewöhnlich allein befand. Nach alter Gewohnheit ging er, ohne ſich melden zu laſſen, geradezu hinauf in ihr Zimmer, und ſtand plötzlich wider Hoffen und Erwarten vor der ehrwürdigen Geſtalt ſeines ehemaligen Vormundes, des General S..., der ſo eben, nach langer Abweſenheit, heimgekehrt, und bei ſeiner Schweſter abgetreten war.

Ferdinand weilte einen Augenblick an der Schwelle des Zimmers, unschlüssig, ob er näher treten, oder wieder umkehren solle? Doch Herrmann machte seinem Schwanken ein Ende, indem er einige Schritte ihm entgegen ging. Ein gleichgültiges Gespräch wurde angeknüpft, während welchem beide jede Seite sorgfältig zu berühren vermieden, die einen Mißton hätte hervorbringen können. Doch Ferdinand hielt es nicht lange aus, in so ganz verändertem Verhältniß diesem Manne gegenüber zu stehen. Das Benehmen des Generals blieb sich gleich, mild, ernsthaft und gemessen, wie immer; Ferdinanden aber that das Herz weh. Er dachte daran, wie dieser nämliche Herrmann einst an dem Sterbebette seines Vaters gleich einem trostbringenden Schutzgeist ihm erschienen war, und griff hastig nach seinem Hute, um dessen jetzt drückender Gegenwart zu entfliehen.

«Du gehst, Ferdinand,» sprach plötzlich der General, indem er ihm näher trat, «gehe wohin du willst, und möge das Glück, das du hoffend suchst, dir entgegen treten. Manche meiner früheren Bitten und Ermahnungen hast du verge-

sen. Es sey darum! Meine ermahnende Bitte dich für einen nahen, ehrenvollen Aufruf stets bereit zu halten, ist hoffentlich nicht unter jenen. Die große Zeit, die nebenher manchen Flecken und manche Scharte vertilgen wird, naht jetzt mit leisem, aber gewaltigem Schritt. Fasse diese meine Andeutungen wohl, und laß dich nicht so fest umgarnen, daß du dich nicht mehr losmachen könntest, wenn es dem großen Werke gilt.»

Des Generals letzte Worte waren unbeschreiblich wohlthätig für Ferdinand's wundes Gemüth; er sah nicht ganz sich von dem Manne verstoßen, den er, ohnerachtet alles dessen, was in der letzten Zeit Störendes vorgegangen war, dennoch sehr hoch stellen, und als einen zweiten Vater verehren mußte; überdem war die Hoffnung langerſehnter, thatenreicher Tage ihm um vieles näher gerückt worden, so daß er ihnen jetzt in freudiger Erwartung mit Sicherheit entgegen sehen durfte.

Er eilte zu Emilien, um sein freudiges Gefühl ihr mitzutheilen, er wollte zugleich sie zu bewegen versuchen, die herrannahende Zeit ihres jährlichen Urlaubes, die sie sonst zu einer soge-

nannten Kunstreise anzuwenden pflegte, auf seinem Gute zuzubringen, wohin er sich, bis zum gewiß nicht mehr fernen Tage des Aufbruchs, zurück zu ziehen wünschte, um dem Anblick der immer übermüthiger sich zeigenden Feinde zu entgehen. Doch zu seinem Mißvergnügen fand er Emilien von Gesellschaft umringt. Einige Fremde von Bedeutung, von dem Rufe der seltnen Künstlerin angezogen, hatten gewünscht, abgesehen von der Bühne, ihre nähere Bekanntschaft zu machen; einige ihrer geistreichsten Bekannten aus der Stadt, hatten zu diesen sich gesellt, freilich lauter Männer, denn Emiliens Stellung in der Welt erlaubte ihr nicht, weiblichen Umgang ihren Wünschen gemäß zu wählen.

Umstrahlt von einer Glorie von Reiz und Anmuth, saß Emilie in der Mitte dieses Kreises, Heiterkeit thronte auf ihrer Stirn und ihr Auge glänzte heller als sonst; sie sprach eben mit vielem Geiste und großer Lebendigkeit von ihrer Kunst. «Ich spiele wie ich athme,» hörte Ferdinand bei seinem Eintritt sie sagen, «Kunst und Leben sind mir gleich bedeutend und ich bin überzeugt, daß ich nur beiden zugleich entsagen könnte.»

Diese, alle seine schönsten Hoffnungen für die Zukunft vernichtenden Worte, verletzten Ferdinanden tief; mit einer Stimme, welche von innerer Aufregung bebte, suchte er an dem Gespräche jetzt Theil zu nehmen. So gut es in Gegenwart so vieler Zeugen sich thun ließ, erinnerte er Emilien an jene Pläne zu einem Leben in ländlicher Abgeschiedenheit, dem Genuß der Natur wie dem der Kunst, im weiter umfassenden Sinne des Wortes hingegeben, denen sie sich oft an seiner Seite überlassen hatte.

«Sie dachten einst anders, und das ist eben noch nicht sehr lange her,» sprach er zuletzt. «Wissen Sie noch, wie Sie, unter gewissen Bedingungen, es gar nicht für unmöglich achteten, dem öffentlichen Auftreten auf der Bühne entsagen zu können?»

Emilie schwieg, indem sie mit wehmüthigem Lächeln zu ihm aufblickte. «Sie haben Recht, das war einmal und ist nicht mehr,» sprach sie endlich. «Es war ein Irrthum, doch er war göttlich schön; und noch immer gibt es Augenblicke, in denen ich mich mit Freuden ihm hingeben kann,» setzte sie mit einem halbunterdrückten Seuf-

zer hinzu. «Wenn ich aber ganz unbefangen darüber nachdenke, so finde ich doch, daß diese Idee nichts weiter ist, als ein schöner Traum, gegen dessen Erfüllung mein ganzes Wesen anstrebt. Ich weiß, ich müßte und würde darüber zu Grunde gehen, denn glauben Sie nur, Graf Hochburg, wen die Kunst einmal recht ergriffen hat, den hält sie fest für's ganze Leben, da gilt kein Widerstreben und keine Wahl. Auch paßt ein Solcher für nichts Anderes mehr, und sollte auch wohl sich auf nichts Anderes mehr einlassen wollen.»

Nicht sowohl diese Erklärung, als die Art, mit der sie ihm gemacht wurde, fiel Ferdinanden sehr unangenehm auf, er verließ früh die Gesellschaft und eilte in seine Wohnung. Briefe, die er zu Hause antraf, ließen ihn seinen Unmuth jedoch bald vergessen. Sie bestätigten die wichtigen politischen Neuigkeiten, die man seit einigen Tagen im engsten Vertrauen einander zugeflüstert; von vielen Seiten erhielt er Nachrichten von großen, wenn gleich bis jetzt noch geheim gehaltenen Zurüstungen und Verbindungen, zum gewaltigen Kampf. Neues, frisches Jugendleben durchglüh[illegible]

dabei seine Brust, seine Phantasie erfüllte sich mit Bildern von einem glorreichen thatenvollen Daseyn, das ihm nun bald aufgehen solle, und so wie nur die Morgenstunde schlug, in welcher Emilie ihm sichtbar werden konnte, eilte er zu der Geliebten, seine freudigen Erwartungen ihr mitzutheilen. Sein gestriger Unmuth blieb vergessen, wie seine gestrigen Pläne, an deren Ausführung für jetzt ohnehin nicht mehr zu denken war.

Weit früher als gewöhnlich, fand er Emilien völlig angekleidet, in voller Arbeit vor einem Tische, auf welchem seidne Stoffe, Flor, Flittern, Perlen, Stickereien, Theaterschmuck aller Art, hoch aufgethürmt durcheinander lagen. Drei der widerwärtigsten Theaterkreaturen, die Ferdinand nie zuvor bei Emilien gesehen, waren ihr zur Seite, in ernster tiefer Beschäftigung mit allen diesen Herrlichkeiten.

«Willkommen zur guten Stunde!» rief Emilie ihrem Freunde entgegen, so wie sie seiner ansichtig wurde. «Sie kommen recht erwünscht, um uns mit Ihrem anerkannt feinen Geschmack in einer wichtigen Angelegenheit beizustehen. Donna Diana braucht ein verführerisches Negligee, wir

zer hinzu. «Wenn ich aber ganz unbefangen darüber nachdenke, so finde ich doch, daß diese Idee nichts weiter ist, als ein schöner Traum, gegen dessen Erfüllung mein ganzes Wesen anstrebt. Ich weiß, ich müßte und würde darüber zu Grunde gehen, denn glauben Sie nur, Graf Hochburg, wen die Kunst einmal recht ergriffen hat, den hält sie fest für's ganze Leben, da gilt kein Widerstreben und keine Wahl. Auch paßt ein Solcher für nichts Anderes mehr, und sollte auch wohl sich auf nichs Anderes mehr einlassen wollen.»

Nicht sowohl diese Erklärung, als die Art, mit der sie ihm gemacht wurde, fiel Ferdinanden sehr unangenehm auf, er verließ früh die Gesellschaft und eilte in seine Wohnung. Briefe, die er zu Hause antraf, ließen ihn seinen Unmuth jedoch bald vergessen. Sie bestätigten die wichtigen politischen Neuigkeiten, die man seit einigen Tagen im engsten Vertrauen einander zugeflüstert; von vielen Seiten erhielt er Nachrichten von großen, wenn gleich bis jetzt noch geheim gehaltenen Zurüstungen und Verbindungen, zum gewaltigen Kampf. Neues, frisches Jugendleben durchglüh

dabei seine Brust, seine Phantasie erfüllte sich mit Bildern von einem glorreichen thatenvollen Daseyn, das ihm nun bald aufgehen solle, und so wie nur die Morgenstunde schlug, in welcher Emilie ihm sichtbar werden konnte, eilte er zu der Geliebten, seine freudigen Erwartungen ihr mitzutheilen. Sein gestriger Unmuth blieb vergessen, wie seine gestrigen Pläne, an deren Ausführung für jetzt ohnehin nicht mehr zu denken war.

Weit früher als gewöhnlich, fand er Emilien völlig angekleidet, in voller Arbeit vor einem Tische, auf welchem seidne Stoffe, Flor, Flittern, Perlen, Stickereien, Theaterschmuck aller Art, hoch aufgethürmt durcheinander lagen. Drei der widerwärtigsten Theaterkreaturen, die Ferdinand nie zuvor bei Emilien gesehen, waren ihr zur Seite, in ernster tiefer Beschäftigung mit allen diesen Herrlichkeiten.

«Willkommen zur guten Stunde!» rief Emilie ihrem Freunde entgegen, so wie sie seiner ansichtig wurde. «Sie kommen recht erwünscht, um uns mit Ihrem anerkannt feinen Geschmack in einer wichtigen Angelegenheit beizustehen. Donna Diana braucht ein verführerisches Negligee, wir

haben einen eigenliebigen ſtolzen Prinzen zu beſiegen, wenigſtens gilt Don Ceſar für einen ſolchen, und das iſt kein kleines Unternehmen; da darf nichts Gemeines, nichts Unächtes erſcheinen, nichts, das nicht mit erprobtem Schönheitsſinn angeordnet wäre.»

Die drei Theaterdamen unterließen bei dieſen Worten nicht, Emilien mit einem Schwalle der allertrivialſten Schmeicheleien zu überhäufen, und ſteigerten dadurch Ferdinand's unmuthigen Widerwillen faſt bis zum Unerträglichen. Er trat ſeitwärts in das entfernteſte Fenſter des Zimmers, und auf ein Zeichen, das er ihr gab, eilte Emilie ſogleich zu ihm hin.

In aller Kürze theilte er hier in wenigen geflügelten Worten der Geliebten mit, welche an Gewißheit grenzende Hoffnung einer nahen, alles bis jetzt ertragene Unheil ausgleichenden Zukunft ihm aufgegangen war, ſeit er ſie nicht geſehen. Seine Wange glühte, ſein Auge flammte, er drückte Emiliens Hand auf ſein in ſtolzer Freudigkeit hoch ſchlagendes Herz, während er, leiſe flüſternd, ihr es recht lebendig darzuſtellen ſuchte, welch ein Glück es ſey, den Tag noch zu

erleben, an dem die Völker aufstehen würden, um die lange getragene Schmach von sich abzuwälzen; wie herrlich es sey, mit in die Reihe der Kämpfer einzutreten, und Glück und Leben, Hab und Gut, an die Erreichung eines großen, allen gemeinsamen Zweckes zu setzen. Emilie hing mit leuchtenden Blicken an dem Ausdruck seines Gesichts. Nie glaubte sie ihn schöner gesehen zu haben, als in diesem Augenblick. Aehnlich einem Helden des Alterthums stand er vor ihr, von Muth und Thatendurst beseelt und gehoben.

Doch sie hatte ihn nur gehört, nur gesehen, aber nicht verstanden, denn ihr Sinn war noch an das, was an ihrem Arbeitstisch vorging, gefesselt. Sie hatte nur vernommen, daß er ein freudiges Ereigniß ihr verkünde.

«Freut es dich, Liebster? nun so freut es mich auch,» erwiederte sie daher ganz fröhlich, als er aufgehört hatte zu reden. Ferdinand blickte voll Erstaunen sie an. «Aber nun, bitte, bitte, nun laß mich zurück,» setzte sie noch hinzu, indem sie von ihm sich los machte, «laß mich an meine Donna Diana denken, das ist vor der Hand das Nothwendigste.»

Ferdinand sah mit einem seltsamen Gefühle ihr nach, wie sie im Nu wieder mitten in Diskussionen über die Auswahl unter mehreren Farben sich einließ, Drapperien, Federbüsche und Kostüme abhandelte. Bruchstücke aus Rollen, Parodien und Theatergeschichten mischten sich im bunteſten Wirbel in ihre Unterhaltung mit den drei Damen. Ferdinand hielt es für das Beſte, sich zu entfernen, um am nächſten Tage wieder zu kommen.

Doch leider fand er am andern Morgen alles genau so, wie er Tags vorher es verlaſſen, dieſelbe frivole Beſchäftigung und die nämliche unleidliche Geſellſchaft, durch einige elegante Nähjungfern vermehrt. Emilie war noch heiterer, als am vorhergehenden Morgen, denn ihre Arbeit ſchien ihr zu gelingen. Scherze, luſtige Anſpielungen, witzige Einfälle folgten einander mit Blitzesſchnelle, ſie war wirklich in dem Moment höchſt reizend, Ferdinand fühlte das wohl, der neue Zauber, den ſie um ſich her zu verbreiten wußte, verfehlte nicht, ihn zu ergreifen, aber er hatte dennoch keine Freude an dieſem ihm ungewohnten Treiben, bei dem ihm eigentlich recht

unheimlich ward, fast wie sonst, wenn Wallers Gegenwart ihn drückte.

«Wird das Alles noch lange währen?» fragte er endlich.

«Damit ist es, wie mit der Höhe des Berges Sinai, man weiß es nicht,» rief lachend Emilie, warf ihm einen Kuß zu, indem er, seines Unmuthes nicht länger Meister bleibend, zum Fortgehen sich anschickte, machte aber nicht den kleinsten Versuch, ihn zum Dableiben zu bewegen.

War das Emilie! sprach Ferdinand zu sich selbst, als er von ihr ging in diesen Tagen, in denen die Morgenhelle einer großen kommenden Zeit meine ganze Seele durchleuchtet, beschäftigen sie Putz und Tand so ausschließend, daß keine Stunde ihr bleibt, um mich zu hören, wenn ich mein von großen Empfindungen und Gedanken überströmendes Herz vor ihr ausschütten möchte! Er erinnerte sich, wie sie noch vor Kurzem ihm zuweilen verbot zu kommen, weil sie ihre Rollen lernen müsse, und dennoch ihn schalt, wenn er dem Verbote Gehorsam leistete, und wie sie ihm gestanden, daß sie sich gewöhne, drei Stunden früher als sonst dem Schlafe zu entsagen, um nur

die Abende, an denen sie nicht auf der Bühne erscheinen mußte, ihm frei zu erhalten; er gedachte alles dessen, wie etwas lange Vergangenen, und ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust.

Treue innige Liebe und ernste Beschäftigung mit Vorbereitungen für eine noch ernstere Zukunft, ließen indessen den in ihm aufkeimenden Unmuth nicht festere Wurzeln schlagen. Nicht sowohl die Vernachlässigung seiner selbst hatte ihm wehe gethan, sondern vielmehr die Kälte, mit der Emilie über das, was in diesem Moment ihm das Wichtigste schien, verwundete sein Gemüth am empfindlichsten. Er begriff nicht, wie ein wahrhaft großes Herz, selbst in einer weiblichen Brust, kalt bleiben könne, sobald es der Befreiung des Vaterlandes von fremden schimpflichen Ketten galt, und eilte, sich in einen Strudel von Arbeiten zu stürzen, um nur nicht ferner darüber nachdenken zu müssen. Er fing an, emsiger als je, seine eigenen Angelegenheiten noch vor dem Ausbruche eines Kriegs zu ordnen, dessen Dauer nicht vorher berechnet werden konnte, und einige kleine Reisen in die nächsten Umgebungen der Residenz, die er deshalb unternehmen mußte, verhinderten ihn mehrere Tage

lang Emilien zu ſehen. Dieſes Entbehren konnte nicht verfehlen, die Sehnſucht nach ihr von Neuem in ihm zu erwecken, jedes Gefühl des Unmuths entſchlummerte in ſeiner Bruſt, als er heimkehrend die Thürme der Reſidenz wieder von fern erblickte. Er erinnerte ſich, daß eben am heutigen Abende eine zwiſchen ihm und Emilien oft beſprochene Darſtellung des Taſſo gegeben werden ſolle, in welcher ſie neben einem fremden Schauſpieler von bedeutendem Rufe als Prinzeſſin auftreten werde, und er wandte alles an, um wenigſtens früh genug anzulangen, damit er dieſem Triumph der Geliebten noch beiwohnen könne. Unerachtet der möglichſten Eile war es indeſſen doch ſpät geworden, der erſte Akt des Meiſterwerks war vorüber, der zweite angefangen, als Ferdinand das Schauſpielhaus betrat; alle Logen waren bis zum Erdrücken von einer ſchauluſtigen Menge gefüllt, die hauptſächlich der Wunſch herbeigezogen hatte, den berühmten Gaſtſpieler zu ſehen; und Ferdinand, bei der Unmöglichkeit, bis zu ſeinem gewohnten Platze zu gelangen, blieb ganz Auge und Ohr, in einer der vom Theater entfernteſten Logen ſtehen. Jetzt begann der dritte Auf-

zug und jetzt erst erblickte Ferdinand Emilien. Ihre melodische Stimme, ihre glänzende Schönheit, die unnachahmliche Kunst, mit der sie die harmoniereiche Sprache des Dichters sich anzueignen wußte, riß alles zum rauschendsten Beifall hin. Entzückt, begeistert hing Ferdinands Auge an der Geliebten; doch von ungefähr streifte es an dem Platze vorüber, den er gewöhnlich einzunehmen pflegte, ein Fremder von hoher schöner Gestalt stand, über Alle hervorragend, fast isolirt an demselben und Ferdinand glaubte sogar zu sehen, wie Emiliens Blicke diesen einigemal aufzusuchen schienen. Vergebens flüsterte sein guter Genius ihm zu, sie sucht dich an der gewohnten Stelle, der alte Unmuth erwachte wieder, begleitet von einem eigenen vorahnenden Gefühle, das immer lauter ward, je öfter er den Fremden mit seinen Blicken aufsuchte; und als endlich Tasso auftrat, die schöne Zauberwelt in seinem Gemüthe bejammernd, von der er wähnte, daß sie jetzt vor seinem klar gewordenen Sinn in nichts sich auflöse, als er mit dem Ausdruck des höchsten Schmerzes ausrief:

Auch sie! auch sie! Entschuldige sie ganz,
Allein verbirg' dir's nicht: auch sie! auch sie!

da ertrug Ferdinand es nicht länger. Noch einmal blickte er zu dem Fremden hin; weit, weit vor ihm, ihr ganz nahe, stand jener im hellsten Lichte des Proscениums; eine kalte Hand preßte Ferdinanden das Herz zusammen, indem er die Dunkelheit bemerkte, die ihn selbst umgab, ihm wurde, als sey er von nun an ihr nicht minder fern, als alle die Uebrigen um ihn her; er eilte fort; die Sterne, die Bäume, alles was er erblickte, schien mit Klagetönen ihm zuzurufen: Auch sie! Auch sie!

Die Stille der Nacht beschwichtigte endlich den Sturm in seinem Gemüthe, sein besseres Selbst erwachte, und lehrte ihn, sich eines im Grunde lächerlichen, eigentlich auf Nichts fußenden Anfalles von Eifersucht zu schämen. Er gelobte sich selbst, in Zukunft duldsamer gegen die Geliebte zu seyn, deren Stellung in der Welt es ihr zur Pflicht machte, Allen gefallen, Alle bezaubern zu wollen. So früh er am andern Morgen es konnte, eilte er zu Emilien, um ein Unrecht ihr abzubitten, von dem sie nicht einmal wußte, daß er sich dessen schuldig gemacht habe. Im

Vorzimmer eilte Nanny, Emiliens Kammermädchen, weinend an ihm vorüber, ohne ihm Rede stehen zu wollen; Ferdinand begann schon ein Unheil zu ahnen, das die Geliebte betroffen, und zwiefaches Schrecken ergriffen ihn, als er die Thüre ihres Wohnzimmers öffnete, und sie bleich, entstellt, allem Anscheine nach krank, auf dem Sopha liegen sah.

Ehe er noch eine Frage an sie wagte, wollte er selbst hinweg eilen, um den Arzt herbei zu holen, doch Emilie rief ihn zurück.

«Ich bin nicht krank,» sprach sie, «nur verstimmt, nur verdrießlich, nur ärgerlich zum Sterben, und habe wahrlich auch Grund dazu. Aergeres, wie mir, ist noch keinem widerfahren! Du selbst warst Zeuge, mit welcher Sorgfalt ich meinen Anzug für die Donna Diana vorbereitete, auch war es mir gelungen, das eleganteste, kleidsamste und dabei doch recht fürstlich-würdigste Negligee, für die so schwierige Scene in der Laube zu ersinnen. Ich wollte, du hättest mich darin gesehen, als ich es anversuchte! und nun, Ferdinand, denke dir mein Entsetzen! Daß ich fähig war, weiter zu spielen, ist der höchste Be-

weis meines Talents, den ich bis jetzt noch abgelegt habe; denke dir, Geliebteſter, wie mir ward, als geſtern die unerträgliche Kramer, als Leonore Sanvitale, mir in der erſten Gartenſcene genau ſo gekleidet entgegen tritt, wie ich nächſtens in der Donna Diana es ſeyn wollte. Die kleine la Croix, der ich das Kleid zu nähen gab, hat mich verrathen, ſie ſoll es entgelten und Nanny auch, die mit im Komplotte war — — —»

«Emilie!» unterbrach ſie Ferdinand mit einem ganz ſeltſamen Tone.

«Sey ruhig,» ſprach Emilie weiter, «die Kramer triumphirt nicht. Ein Gott hat es mir eingegeben, ich zerſchneide meinen neuen türkiſchen Shawl; ich bin mit mir ſelbſt ſchon im Klaren; die zweite Erfindung des Gewandes ſoll an Eleganz die erſte bei weitem übertreffen; aber verdrießlich bleibt dieſe Geſchichte denn doch.»

«Welcher Theater-Dämon hat denn in dieſer Zeit allen Unfug, der je zwiſchen den Kuliſſen ausgebrütet worden, über dich ergoſſen, und dich faſt bis zum Unkenntlichen deinem Freunde entſtellt!» nahm mit mächtiger Stimme jetzt Ferdinand das Wort. Er fühlte ſich um ſo erzürnter,

und auch betrübter, je kleinlicher und unbedeutender der ganze Vorfall ihm erschien, der Emilien ausser sich gesetzt hatte.

«Ich bitte dich,» erwiederte ziemlich empfindlich Emilie, die noch immer in einer etwas aufgeregten Stimmung sich befand, «ich bitte dich, unternimm es nicht, über ein Gefühl absprechen zu wollen, von dem du keinen Begriff haben kannst. Du kannst es unmöglich fassen, wie viel mir daran liegen muß, den ersten günstigen Eindruck mir zu bewahren, und das Feld zu behaupten. Die Kramer ist hübsch, ist eine ganz neue Erscheinung, die Gunst des Publikums etwas sehr Wankelmüthiges; wie nothwendig aber diese Gunst meiner Kunst und folglich auch meinem Leben ist, das kann ich dir freilich nicht deutlich machen.»

Es war zum erstenmale, daß Emilie es aussprach, wie bei aller Liebe, die sie für Ferdinand im Herzen trug, sie sich dennoch als ein von ihm getrenntes Wesen betrachte, sobald er dem gegenüberstand, was ihre Kunst von ihr erheischte. Es verletzte ihn tief, aber er wußte in ihrer Gegenwart dieses zu verbergen, und als er von ihr wieder entfernt war, brachte ein mit gewinnender Zartheit sie

entschuldigendes Liebe athmendes Briefchen von ihrer Hand, ihm bald das gewohnte Gleichgewicht wieder. Aber es zerstörte nicht zugleich die ihm immer deutlicher werdende Ueberzeugung, daß Emiliens Kunst seiner Liebe ein weit gefährlicherer Nebenbuhler sey, als alle Waller's der Welt. Der Wahn, als könne Emilie ungestraft ihr Daseyn zwischen ihrer Liebe und ihrer Kunst theilen, löste sich immer mehr vor seinem, durch die letzten Erfahrungen klarer gewordenen Blick, in ein schönes aber trügerisches Nebelgebilde auf; und immer deutlicher ward es ihm, daß sie den Versuch aufgeben müsse, ihrer beider Existenz auf so traurige Weise zerstückeln zu wollen.

Weniger leidenschaftlich, aber fester und bestimmter, als an jenem Abende, da er im wilden Wahnsinn der Verzweiflung zu Emiliens Füßen sank, fühlte er in seinem Herzen die klare Ueberzeugung, daß sie, durch gesetzliche Bande ihm vereint, auch vor den Augen der Welt Leid und Freude, Ehre und Namen mit ihm theilen müsse, wenn nicht er sowohl als auch sie am Ende in Zwiespalt und Unsicherheit untergehen sollten. Er verbarg sich die Größe des Opfers nicht, das

Emilie ihm bringen mußte, indem sie den ganzen Zweck ihres bisherigen Strebens hingab. Ihm selbst that das Herz weh, wenn er es sich dachte, wie er hinfort dem Glück entsagen müsse, seine schöne Geliebte in der blendenden Glorie ihrer Kunst mit dem Bewußtseyn zu sehen, daß sie doch nur ihm allein angehöre. Aber in der Tiefe seines Gemüthes erhob sich laut und dringend die Stimme der Nothwendigkeit, und er beschloß, alles daran zu setzen, um Emilien seinen jetzigen Ansichten zu gewinnen, und dadurch ihr, wie sich selbst, ein durch keine Halbheit getrübtes Daseyn zu sichern.

Er nahm sich vor, das, was er einmal beschlossen, rasch und besonnen auszuführen, und die erste dazu schickliche Stunde zu benutzen, um der Geliebten das Wiederaufleben seines ihm früher verweigerten Wunsches an das Herz zu legen, von allen Gründen unterstützt, die seine Liebe wie sein Verstand ihm eingeben konnten. Doch Zufälligkeiten, die sich nicht im Voraus berechnen ließen, verhinderten ihn mehrere Tage lang, diesen Entschluß in's Werk zu stellen.

Eine Stille war jetzt in das öffentliche Leben

getreten, ähnlich der, welche kurz vor dem Ausbruche des Sturms die Wogen ebnet; der kundige Schiffer erkennt und benutzt sie zu Vorbereitungen gegen das nahende Unheil. Bei dem tiefsten Ernst im Herzen, zeigte jedermann ein völlig unbefangenes Gesicht. Hof und Stadt belebten glänzende Feste, zu denen die Vermählung einer Prinzessin des regierenden Hofes die nächste Veranlassung lieh. Eine Menge, durch Rang, Ansehen, oder einem ihnen vorangegangenen bedeutenden Ruf ausgezeichneter Fremden, schien der Zufall nur darum in der Residenz vereinigt zu haben, um dem geselligen Treiben neues Leben zu verleihen. Ferdinand's Verhältnisse erlaubten ihm nicht, sich bei dieser Gelegenheit in Dunkelheit zurückzuziehen, auch wollte er dieses nicht zu einer Zeit, in welcher oft, mitten im anscheinend lustigen Gewühle, ein ernster tiefer auf das zunächst Bevorstehende Bezug habender Sinn, ihm gerade da entgegen trat, wo er dieses am wenigsten vermuthet hatte.

Unter allen den mannichfaltigen neuen Gestalten, die dem Auge des Beobachters sich entgegen drängten, ragte eine einzige, gleich einem

Emilie ihm bringen mußte, indem sie den ganzen Zweck ihres bisherigen Strebens hingab. Ihm selbst that das Herz weh, wenn er es sich dachte, wie er hinfort dem Glück entsagen müsse, seine schöne Geliebte in der blendenden Glorie ihrer Kunst mit dem Bewußtseyn zu sehen, daß sie doch nur ihm allein angehöre. Aber in der Tiefe seines Gemüthes erhob sich laut und dringend die Stimme der Nothwendigkeit, und er beschloß, alles daran zu setzen, um Emilien seinen jetzigen Ansichten zu gewinnen, und dadurch ihr, wie sich selbst, ein durch keine Halbheit getrübtes Daseyn zu sichern.

Er nahm sich vor, das, was er einmal beschlossen, rasch und besonnen auszuführen, und die erste dazu schickliche Stunde zu benutzen, um der Geliebten das Wiederaufleben seines ihm früher verweigerten Wunsches an das Herz zu legen, von allen Gründen unterstützt, die seine Liebe wie sein Verstand ihm eingeben konnten. Doch Zufälligkeiten, die sich nicht im Voraus berechnen ließen, verhinderten ihn mehrere Tage lang, diesen Entschluß in's Werk zu stellen.

Eine Stille war jetzt in das öffentliche Leben

getreten, ähnlich der, welche kurz vor dem Ausbruche des Sturms die Wogen ebnet; der kundige Schiffer erkennt und benutzt sie zu Vorbereitungen gegen das nahende Unheil. Bei dem tiefsten Ernst im Herzen, zeigte jedermann ein völlig unbefangenes Gesicht. Hof und Stadt belebten glänzende Feste, zu denen die Vermählung einer Prinzessin des regierenden Hofes die nächste Veranlassung lieh. Eine Menge, durch Rang, Ansehen, oder einem ihnen vorangegangenen bedeutenden Ruf ausgezeichneter Fremden, schien der Zufall nur darum in der Residenz vereinigt zu haben, um dem geselligen Treiben neues Leben zu verleihen. Ferdinand's Verhältnisse erlaubten ihm nicht, sich bei dieser Gelegenheit in Dunkelheit zurückzuziehen, auch wollte er dieses nicht zu einer Zeit, in welcher oft, mitten im anscheinend lustigen Gewühle, ein ernster tiefer auf das zunächst Bevorstehende Bezug habender Sinn, ihm gerade da entgegen trat, wo er dieses am wenigsten vermuthet hatte.

Unter allen den mannichfaltigen neuen Gestalten, die dem Auge des Beobachters sich entgegen drängten, ragte eine einzige, gleich einem

kolosalen Riesenbilde, über alle übrige hoch empor; eine Erscheinung, die sowohl durch persönliche Vorzüge, als durch tausend auffallende Sonderbarkeiten die Augen auf sich ziehen mußte, und es sichtbarlich auch wollte. Es war Graf Felix Colotinsky, der Sohn eines ehemaligen polnischen Magnaten, von unermeßlichem Reichthum. Von Jugend auf hatte er meistens auf Reisen gelebt; Monate, beinahe Jahre lang, war er zuweilen in Städten geblieben, wo er bei seiner Ankunft nur wenige Stunden hatte verweilen wollen; an andern Orten reiste er oft in dem Augenblicke wieder ab, in welchem eine mit Mühe und bedeutendem Aufwande auf lange Zeit für ihn eingerichtete Wohnung zu seinem Empfange fertig geworden war. Ein sehr wechselnder Ruf ging überall ihm voran; bald nannte das Gerücht ihn einen ausgemachten Narren, bald erhob es ihn zum Halbgott; bald galt er für enthusiastisch und sentimental, bald schien er mit Allem, sogar dem Heiligsten, ein freches übermüthiges Spiel treiben zu wollen, von dem man sich schaudernd abwenden mußte.

So stand dieser seltsame Mensch unverstan-

den, ungeliebt, aber dennoch allein herrſchend, in jedem Kreiſe, den er um ſich zuſammen zog; er vereinte die ſeltſamſte Miſchung von einander widerſtrebenden Eigenthümlichkeiten und Eigenſchaften. Ob er dem reifen Mannesalter ſich nähere, oder noch in der Blüthe der Jugend ſtehe, war ſchwer zu entſcheiden: aus dem dunkeln rollenden Feuerauge blitzte oft ächt jugendliches Verlangen unter den ſcharf gezogenen, etwas tiefen Augenbogen, und doch ſchien der durchdringende Blick auf mannichfaltige große Erfahrungen zu deuten. Der faſt gewaltſam geſchloſſene, fein geſchweifte Mund, trug den Ausdruck glücklich beſiegter, aber heftiger Schmerzen; und doch umſpielte ihn oft kaltes, ſeltſames, beinahe ironiſches Lächeln. Sein Gliederbau war groß und gewaltig, faſt athletiſch zu nennen, aber eine ihm eigene Anmuth und Grazie begleitete jede ſeiner Bewegungen. Er wäre in den glänzendſten Frauenkreiſen als unbeſtrittener Sieger aufgetreten, hätte der Stolze nicht zu deutlich merken laſſen, daß er ſolche Siege verſchmähe, die ihm leicht werden zu wollen ſchienen.

Uebrigens war das Aufſehen, das er überall

erregte, ihm augenscheinlich ein wahres Bedürfniß; alles um ihn und an ihm war darauf berechnet, die prächtig gekleidete zahlreiche Dienerschaft, die mit fast orientalischer Pracht ihn umgab, die Menge glänzender Equipagen, schöner Pferde und Hunde. Auch unternahm er selbst mancherlei, um die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen; er fuhr im Luftballon den Sternen zu, oder rutschte auch auf einer Draisine mühselig einher; kaufte Kostbarkeiten, die er im nächsten Moment an ihm ganz gleichgültige Personen verschenkte, und beging tausend Thorheiten. Die ihm angeborne edlere Natur hielt ihn aber stets fern von allem Gemeinen, vielleicht ohne daß er sich dessen bewußt war; er hatte sogar Augenblicke, in denen sein Geist so klar, so göttergleich über eine Alltagswelt sich erhob, daß selbst die, welche ihm am wenigsten wohl wollten, ihm bewundernd huldigen mußten.

Ferdinand hatte diese auffallende Gestalt in der Gesellschaft zwar bemerkt, wie das denn auch nicht anders seyn konnte, aber er war ihr fast geflissentlich ausgewichen. Auf den ersten Anblick hatte er in dem Grafen jenen Fremden wieder

erkannt, den er bei der Vorstellung des Tasso an seinem Platz erblickt, und der schon damals einen unheimlichen, widerwärtigen Eindruck auf ihn machte. Die Erinnerung an jenen Abend, die Besorgniß, daß Colotinsky als Pole sich wahrscheinlich auf die Seite des allgemeinen Feindes hinneige, und sogar durch heimliches Auskundschaften der guten Sache gefährlich werden könne, eigneten sich nicht dazu, diesen ersten Eindruck zu mildern. Und nun mußte er an dem ersten freien Abende, den es seit langer Zeit ihm gelang, bei Emilien zuzubringen, denselben Mann, den er so absichtlich vermieden, bei der Geliebten treffen; und zwar auf dem Fuß eines alten Bekannten, der nicht gesonnen schien, einem Andern so bald zu weichen.

Ein stechender Schmerz benahm ihm bei Colotinsky's Anblick Luft und Athem; ein dumpfes peinigendes Gefühl, wie von einem großen Unrecht, das ihm geschehen sey, hemmte ihm die Sprache und raubte ihm die sonst ihm eigene Geistesgegenwart. In seltsamer Bewußtlosigkeit begrüßte er Emilien und den Grafen, und setzte sich neben beide hin, ohne jedoch an ihrer wirk-

lich geiſtreichen Unterhaltung den mindeſten Antheil zu bezeigen. Ohne alle Weigerung folgte er endlich dem Allbewunderten, als dieſer aufſtand, und Ferdinanden daran erinnerte, daß es Zeit ſey, ſich auf das Schloß zu begeben, wohin ſie beide zur Abendtafel geladen waren.

Nach einer in dumpfem Unmuth über ſich ſelbſt durchwachten Nacht, ging Ferdinand am folgenden Morgen hinaus, um im Frühlingsſonnenſchein unter eben knoſpenden Bäumen, ſich einigermaßen zu erholen und zu beruhigen. Eine Menge feſtlich geputzter Leute, die an ihm vorüber eilten, erinnerten ihn durch ihren Anblick, daß er geſtern von einer, für dieſen Morgen beſtimmten Luſtbarkeit gehört habe, nur hatte er völlig vergeſſen, von welcher Art dieſe ſeyn und an welchem Orte ſie ſtatt haben ſolle. In dem Augenblicke rauſchten ein Paar Dienſtmädchen mit einem halberwachſenen Knaben an ihm vorüber.

«Mach' fort, Fritz,» ſprach das eine der Mädchen, wir kommen ſonſt zu ſpät und kriegen nichts mehr zu ſehen.»

«Ach was! damit hat's keine Noth,» antwortete der Knabe, «die Mamſell Lichtfeld iſt noch

nicht da, und eher darf kein Pferdeschwanz aus dem Stalle. Der polnische Graf hat das seinen Leuten wohl zehnmal selbst anbefohlen, der Herr Stalljunge mit der bunten Jacke hat es mir gesagt, und der muß es ja am besten wissen.»

«Ach ich möchte wohl so eine Mamsell seyn, die die vielen Pferde so in Trab setzen kann, wenn sie will!» setzte der Knabe hinzu.

«Und die vielen Grafen dazu,» lachte das Mädchen, indem sie vorwärts eilten.

Empört im tiefsten Grunde der Seele, eilte Ferdinand jetzt ebenfalls weiter, denn plötzlich war er es sich deutlich bewußt worden, daß an diesem Morgen ein Pferderennen nach englischer Art statt finden solle, an welchem der reiche Pole den bedeutendsten Antheil nehmen mußte, indem niemand schönere Pferde besaß als er. Auch flogen in dem Augenblicke, da er an dem zum Wettrennen bestimmten Platze anlangte, einige wunderschöne englische Renner an ihm vorüber, die er sogleich für das Eigenthum desselben erkannte. Zu jeder andern Zeit würde das Schauspiel, das hier bereitet war, ihn sehr angezogen haben, doch diesesmal suchte sein Auge unter der Menge von

Zuschauern nur die Geliebte, und fand sie auch bald an der Seite einer ihrer Bekanntinnen, in einem der vielen Wagen, die angefüllt mit Damen an einer Stelle hielten, wo man alles bequem übersehen konnte. Graf Colotinsky hielt unsern Emilien auf einem prächtigen wildschnaubenden Araber, er nahte sich ihr von Zeit zu Zeit, um ihr ein paar Worte zu sagen, während ihr strahlendes Auge an dem lebensreichen, flüchtig-schönem Schauspiele mit unverhehlter Freude hing, und den pfeilschnell an ihr vorüber eilenden herrlichen Thieren, mit einer Art von Begeisterung folgte.

Ferdinand wandte den Blick jetzt seinen eigenen nächsten Umgebungen zu, und fand sich mitten unter Freunden und Bekannten, von denen aber kein einziger ihn anredete; Vieler Blicke waren fest auf Emilien gerichtet.

„Qui va à la chasse perd sa place! garde à vous, mon cher!“ schnarrte endlich ein alter Wüstling, unter überlautem frechen Gelächter ihm entgegen. Ferdinand fuhr zusammen, faßte sich aber bald wieder, grüßte verbindlich die ihm zunächst Stehenden und ging dann, da das Rennen

eben beendigt war, mit erzwungener Faſſung auf Emilien zu.

«Ich darf doch dieſen leeren Platz einnehmen?» fragte er, indem er, ohne die Antwort abzuwarten, oder die Equipage und die Livree der zu ihr gehörenden Dienerſchaft zu betrachten, den Schlag des Wagens öffnete, und ſich den beiden Damen gegenüber ſetzte. «Nach Hauſe doch wohl?» fragte er nochmals, und rief auch ſogleich dem Kutſcher zu, «nach Hauſe, vorwärts! fort!»

Die Pferde zogen an, doch im nämlichen Augenblick hielt auch der polniſche Graf neben Emilien, der in einiger Entfernung mit einem Bekannten im Geſpräch geweſen war. Er legte die Hand auf den Schlag, Ferdinand's Auge folgte dieſer Bewegung und erkannte nun zu ſeinem nicht geringen Schrecken Colotinsky's Wappen auf demſelben.

«Dank Ihnen, Graf Hochburg,» hob dieſer jetzt, ſeltſam lächelnd, an, daß Sie ſelbſt meine Unart gut machen wollen; ich ſah ſie zu Fuß, und zögerte, unſere ſchöne Freundin um die Er-

laubniß zu erſuchen, Ihnen dieſen Platz anbieten zu dürfen.»

Eine wahrſcheinlich beleidigende Antwort, auf dieſe ziemlich ironiſche Anrede, ſchien in dieſem Augenblicke auf Ferdinand's Lippe zu ſchweben; doch Emilie bemächtigte ſich mit vieler Geiſtesgegenwart des Geſprächs, und wußte, während des kurzen Wegs bis zu ihrem Hauſe, die beiden wild erregten Gemüther ſo zu beherrſchen, daß die äuſſere Ruhe durch nichts unterbrochen ward. An der Thüre ihrer Wohnung ſchwang Colotinsky ſich vom Pferde, und machte Miene, ſie mit ritterlicher Galanterie bis an ihr Zimmer führen zu wollen; doch ſie verbat dieſes ſehr ernſtlich, und nahm von ihren beiden Begleitern Abſchied, denn ſie wagte nicht, mit Ferdinanden hier eine Ausnahme machen zu wollen, von der ſie gewiß war, daß Colotinsky nicht ermangeln würde, ſie auch auf ſich ebenfalls auszudehnen.

Ferdinand und der Pole trennten ſich gleich darauf mit kalter Höflichkeit, und jeder von ihnen ging allein ſeinen Weg; Ferdinand in der gewiſſen Ueberzeugung, in der nächſten Stunde eine Aus-

forderung zu erhalten. Er war es sich bewußt, Colotinsky beleidigt zu haben, und rechnete dessen bisheriges höfliches Betragen seinem feinen Takte zu, der ihm als einem Mann von Welt nicht erlauben konnte, in Gegenwart einer Dame diese Beleidigung zu rügen. Er zweifelte indessen nicht daran, daß dieses schonende Benehmen jetzt sehr bald einer rascheren Handlungsweise weichen dürfte. Doch der Tag verging, ohne daß etwas von dem, was Ferdinand erwartete, erfolgt wäre. Der Abend kam heran, mit ihm die Zeit, in der er für das letzte und glänzendste der durch die fürstliche Vermählung herbei geführten Hoffeste sich ankleiden mußte, und abermals war ein Tag vorüber, an welchem Ferdinand's wild aufgeregtes Gemüth ihn davon abgehalten hatte, sich wie sonst der noch immer innig Geliebten mit herzlicher Offenheit zu nahen.

Das Fest dieses Abends bestand in einem glänzenden Maskenball am Hofe, zu welchem die Einladungen nur mit großer Auswahl vertheilt worden waren. Die den Tanzsal umgebende Gallerie, war für Zuschauer aus den höheren Ständen eingerichtet, auch Emilie hatte Billette zu

dieſer erhalten, und einen ziemlich in die Augen fallenden Platz eingenommen, von dem ſie ernſten Blickes in das unter ihr wogende glänzende Getümmel hinabſchaute. Die mannigfaltigen Gruppen, ſcheinbar aus allen Völkern der Erde in ihrer auffallendſten Nationaltracht zuſammen gebracht, die hier ganz ungeſucht in maleriſchen Stellungen ſich bildeten, mußten den Beobachtungsgeiſt der Künſtlerin erregen und befriedigen. Mit wahrer Freude bewunderte ſie die vielen ſchönen, prächtig gekleideten Frauen, und den gebildeten Geſchmack, mit dem jede die ihr vorgeſchriebene Tracht ihrer Individualität anzupaſſen, und ſelbſt dem ſcheinbar Unkleidſamen, Anmuth und Würde zu verleihen gewußt hatte. Doch endlich nahm eine einzelne, ſeltſame Erſcheinung ihre Aufmerkſamkeit ausſchließend in Anſpruch.

Ein prächtig gekleideter indianiſcher Zauberer bewegte ſich durch die ihn umgebende Menge, und dieſe ganze feenartige Welt ſchien in dem Augenblicke nur durch die Gewalt ſeines mächtigen Stabes hervorgerufen und geordnet zu ſeyn, ſo ſicher, ſo treu in Haltung und Ausdruck, wußte er die Rolle, die er ſich gewählt, aufzufaſſen und

durchzuführen. Es war Eplotinsky, darüber blieb kein Zweifel möglich. Jetzt trat er mit der schönen Fürstenbraut in die glänzenden Reihen, um mit ihr den phantastischen Tanz seines Volkes, den Masureck, anzuführen. Immer seiner Rolle getreu bleibend, flog er mit dämonischer Gewandtheit, gleich einem Wesen aus andern Sphären, um das den süßen Träumen der Kindheit sich eben entwindende, anmuthige Wesen. Die schüchterne und doch würdevolle Haltung der jungen Prinzessin bildete mit den kühnen, fremdartigen und dennoch graziösen Wendungen ihres fast kolossalen Tänzers einen auffallenden, aber sehr reizenden Kontrast.

Mit der Begeisterung einer Künstlerin, vor deren Augen ein ausgezeichnetes Kunstwerk sich entfaltet, sah Emilie dem lebensvollen Schauspiele zu, ohne den Blick davon abzuwenden. Jetzt aber war der Tanz beendet und jetzt erst wurde sie Ferdinanden gewahr. Ohne alle Theilnahme an dem, was um ihn her vorging, stand er unten im Saal, an eine Säule gelehnt, ihr gegenüber; sie glaubte fast schmerzlich es zu fühlen, wie ernst-trübe sein durchdringender Blick

an ihr haftete. Die schöne Tempelherren-Kleidung, die er sich erwählt hatte, gab seinem ganzen Wesen etwas ungewohnt Kräftiges und Entschiedenes; mit beinahe richtendem Ernste stand er in der edeln farblosen Tracht, mitten in der bunt ihn umfluthenden, flimmernden Menge.

Zum erstenmal that sein Anblick Emilien nicht wohl; sowohl heut, als alle die zunächst vergangenen Tage hatte sie vergeblich auf eine einsame trauliche Stunde mit ihm gehofft, die alles schlichten und jedes mögliche Mißverstehen beseitigen sollte. Jetzt, da sie ihm so nah und doch auch so fern sich sah, überschlich eine eigene traurige Beklemmung ihr Gemüth; alle Freude, die sie bis jetzt an dem fröhlichen Gewühle gefunden, schwand plötzlich dahin, der Glanz der Kronleuchter verwundete ihr Auge mit stechendem Schmerz, die Musik weckte in ihr eine quälende Unruh, und so entschloß sie sich plötzlich, sich nach Hause zu begeben, obgleich es noch sehr früh, und die Lust eben erst im Beginnen war.

Ferdinand sah sie fortgehen, und ein unwiderstehlicher Trieb, ihr zu folgen, bemächtigte sich seiner; auch er war bedrückt und trübe; ihm

war, als habe er ein Unrecht ihr abzubitten, und die Sehnsucht, dieses sogleich thun zu dürfen, ließ ihm keinen Augenblick Rast und Ruh. Bis zu der bald nach Mitternacht angesetzten Abendtafel, bei der er nicht wohl fehlen durfte, war es noch über zwei Stunden hin; und da die Gesellschaft durch mehrere Säle und Zimmer sich verstreute, so durfte er erwarten, von niemanden vermißt zu werden. Er konnte den Gedanken, sich zu Emilien zu schleichen, unmöglich aufgeben, da er ihn einmal aufgefaßt hatte, und es gelang ihm endlich, ihn glücklich auszuführen. Freilich kostete es einige Müh', eh' er durch eine Menge von Masken sich durchwinden konnte, die ihn mit ihren, zum Theil albernen Späßen verfolgten und aufhielten; doch endlich war auch dieses überwunden; in seinen großen Mantel gehüllt, saß er in dem ersten besten Fiaker, den er vor dem Schlosse gefunden, und blickte bald darauf zu den hell erleuchteten Fenstern der Geliebten hoffend hinauf.

Leise schlich er die Treppe hinan, leise öffnete er die Thüre zu Emiliens Wohnzimmer. Er sah sie an ihrem gewohnten Platz auf dem

Sopha ſitzend, und ihr gegenüber, ſchön wie ein Halbgott, in der fremden, ſeinen hohen edlen Wuchs maleriſch bezeichnenden Tracht, ſaß Felix Colotinsky. Gleich einem Starrſüchtigen blieb Ferdinand auf der Schwelle des Zimmers ſtehen.

Frei und gewandt wie ein Weltmann, mit raſcher Offenheit, wie einer, der weder Furcht noch Berückſichtigungen kennt, trat Colotinsky dem Regungsloſen entgegen.

«Ich ſehe,» ſprach er verbindlich in Ton und Anſtand, «ich ſehe mit Freuden, daß das nämliche Gefühl den Grafen Hochburg hierher zieht, welches auch mich in dieſen ächten Zauberkreis bannte, vor deſſen Wundern meine arme Kunſt ſich neigen muß, wie einſt die der ägyptiſchen Negromanten vor Moſes und Aaron. Ich ſehnte mich, wie ſie wahrſcheinlich auch, jenem unſeligen, ermüdenden Haſchen nach Geiſt dort drüben auf einige Minuten zu entfliehen, um hier ſicher zu finden, was dort vergebens geſucht wird; und nun wir zu Zweien ſind, werden wir unſerer ſchönen Freundin um ſo leichter die Erlaubniß abdringen können, hier ein wenig verweilen zu dürfen. Es thut mir unbeſchreiblich wohl, ein-

mal wieder rein-geistig verstanden zu werden, gönnen auch Sie mir diese seltene Freude, Graf Hochburg, kommen Sie, seyn Sie einmal recht menschlich-liebenswürdig und gut, wie ich weiß, daß Sie es seyn können. Lassen Sie uns in diesem seltenen Zusammentreffen die Welt, und ihre schreienden Extreme eine kleine Weile vergessen.»

Unter diesen Reden hatte Colotinsky mit sanfter Gewalt den noch immer verstummenden Ferdinand zu Emilien gezogen; ein Blick auf sie erinnerte diesen, wie unmännlich es wäre, unter ihren Augen nur eine Spur des innern Zorns, der rasenden Glut blicken zu lassen, die ihn verzehrten. Er verhielt sich also ruhig und bemühte sich sogar in den Ton einzugehen, den Graf Colotinsky angegeben hatte.

Mehr bedurfte es nicht, um diesen zu veranlassen, seine ganze Liebenswürdigkeit mit aller der schmeichelnden unnachahmlichen Gewandtheit zu entfalten, die den Vornehmeren seines Volkes fast angeboren wird. Er, der an beinahe fürstliche Pracht Gewöhnte, wußte mit der gewinnendsten Grazie sich in Emiliens beschränkte Hausordnung zu fügen, er schmeichelte ihr für sich

und Ferdinanden die Erlaubniß ab, an ihrer kleinen, durch den heutigen Ball ohnehin verspäteten Abendmahlzeit Theil nehmen zu dürfen, und wußte während derselben belehrenden Ernst mit jugendfrischer Fröhlichkeit und auch wohl ein wenig phantastischer Schwärmerei auf das Anmuthigste im Gespräch zu vereinen. Mit dem Anstriche herzlicher unbefangener Offenheit ließ er in seinen Aeusserungen einen, weit über das Gewöhnliche hinausragenden Geist hindurch blicken, und erschien dabei einfach und anspruchslos, wie ein gut geartetes Kind.

Ferdinand fühlte sich in seinem Herzen gezwungen, die gewaltige geistige Ueberlegenheit dieses Mannes anzuerkennen; er hatte diese, nicht ohne Bezug auf Emilien, schon oft dunkel empfunden, obgleich er nie sie sich gestanden, und daß er gerade in dieser Stunde es mußte, erfüllte ihn mit Todesschmerz. Seine Gedanken verwirrten sich, ein bodenloser Abgrund gähnte rings umher ihn an, ihm war, als habe er Emilien nie wirklich gekannt, nur von ihr geträumt; ihm war, als sey er gestorben, und sitze nun, sich selbst bejammernd, neben seiner eigenen Leiche.

Nur einsilbig und verworren vermochte er zu antworten, wann eben eine Frage an ihn gerichtet ward, und selbst Emiliens liebevolle Besorgniß um ihn, ging nicht minder klanglos an ihm vorüber, als des Polen geistreiche Reden.

Die Wanduhr meldete, daß nur eine Viertelstunde bis Mitternacht noch übrig sey, und: «jetzt ist es Zeit, jetzt müssen wir fort, in jene Hofsphäre wieder hinein,» sprach, von Tische aufstehend, Colotinsky: «gute Nacht, schöne Freundin, eigentlich sollte ich sagen, guten Tag, denn sie haben heute meinem Leben einen neuen Morgen heraufdämmern lassen, einen Frühlingsmorgen, voll Blüthen und Nachtigallen. Mögen die Götter Ihnen dafür eine fröhliche Stunde verleihen, so oft Sie ihrer bedürfen,» setzte er mit plötzlich verändertem bewegten Tone hinzu.

In der Thüre wandte er noch einmal sich um; Ferdinand sah, wie er Emilien mit brennenden Blicken betrachtete, er schauderte zusammen, und wandte sich rasch, um dem Grafen zu folgen.

«Ferdinand!» flüsterte Emilie so leise, so weich, so mit dem Tone inniger Liebe, es zog

ihn zurück mit schmerzender Gewalt. Er stand vor ihr, ihre beiden Hände in den seinen. Schweigend hob sie die schönen glänzenden Augen zu ihm auf, sie wurden trüber und trüber, und flossen endlich von Thränen über. Er hätte eine Welt geben mögen, sich nur diesesmal aussprechen zu können, aber sein böser Genius band ihm die Zunge. Er konnte nichts als ihre Hand an seine Lippen, an seine Augen, an sein stürmendes Herz drücken, und entfernte sich.

Trübe sinnend blieb Emilie jetzt mit sich und dem Gefühle allein, das jeden überfällt, der, sey es geistig oder körperlich, von einem Extreme zum andern geworfen wird. Colotinsky's geistreiche Unterhaltung hatte die Künstlerin mit sich fortgerissen, unwillkührlich war sie mit jener schönen Wärme ihm gefolgt, die wir jedesmal empfinden, wenn uns ein Wesen von hohem geistigen Uebergewicht die Flügel leiht, um über die kleinlichen Qualen des Lebens hinweg, zu ungewohnter Höhe, gleichsam in eine ferne andere Welt uns zu erheben. Ein brennender, ihrem Kunsttalente nah verwandter Hang zum Ungewöhnlichen, lag in ihrer Seele; Colotinsky hatte die-

sen befriedigt, indem er einen tiefen Blick in das Innerste seines Gemüthes ihr vergönnte; er hatte ihr damit ein weites ungeheures Reich geöffnet, in welchem sie wähnen mußte, als Herrscherin gebieten zu können, so bald sie es wollte.

Emilie war gewohnt zu glänzen, zu gefallen, zu gewinnen; doch ein Triumph gleich diesem, über einen so allgemein anerkannten Verächter der Frauen, war ihr noch nicht geworden. Sie glaubte, ohne Vorwurf sich des Sieges freuen zu dürfen, der ungesucht sich ihr geboten; und des Freundes mißmuthige Kälte dabei, fiel um so schmerzlicher ihr auf, da sie die Ursache derselben wohl errieth. Doch die Leichtigkeit, mit der Colotinsky jeden ihrer Gedanken glücklich aufzufassen, sinnreich zu erwiedern verstand, bemächtigte sich ihrer unwiderstehlich. Es war nicht sowohl das Bewußtseyn zu gefallen, wovon sie hingerissen wurde, es war vielmehr Freude darüber, vor einem ihrer würdigen Mitstreiter die Flügel ihres Geistes in all' ihrem schimmernden Glanze einmal entfalten zu dürfen.

Doch jetzt, da die, diesem Genusse geweihte Stunde entflohen war, jetzt, im Augenblick des

Scheidens, traf das unverkennbare Leiden ihres Freundes ihr Gemüth mit verdoppelter Gewalt. Sie stand im Begriff, jene Seelengröße in das wirkliche Leben zu ziehen, die sie oft auf der Bühne dargestellt; sie wollte den neugewonnenen Siegeskranz dem Geliebten opfern, und unaufgefordert allem entsagen, was fähig war, nur momentan ihn zu betrüben. Sie fühlte es selbst, dieses Opfer war nicht klein; aber sie wollte dem Freunde es bringen, und nun schwieg dieser im ungewöhnlichsten Augenblick, auf fast ganz gewöhnliche Weise; er schwieg, und ging auf eine Art, die sich sehr dazu eignete, sie an ihm irre zu machen.

Nach einer unruhig und trübe durchwachten Nacht war Ferdinand indessen dahin gelangt, in leidlicher Fassung, wenn gleich tief beschämt, die Rolle zu erwägen, die er gestern unter den Augen der Geliebten, dem schönen geistvollen Manne gegenüber, gespielt. Nur der tief eingewurzelte Widerwille, welchen der Pole beim ersten Anblick ihm eingeflößt, konnte in seiner eigenen Ansicht ihm dabei einigermaßen zur Entschuldigung dienen, und doch war dieser Widerwille auch

wieder so schlecht motivirt, daß er ebenfalls wohl einer eigenen Entschuldigung bedurft hätte. Lange ging Ferdinand finster sinnend in seinem Zimmer auf und nieder, bis er den Entschluß faßte, den einzigen Ausweg zu ergreifen, der alles ausgleichen konnte, den Weg zu seinem Widersacher; er sah in der weiten Welt keinen andern.

Er fand ihn auf einem Ruhebette liegend, mitten unter seltsamen, fremdartig aussehenden Umgebungen. Ueber einem, längs den Wänden sich hinziehenden Chaos von hochaufgethürmten Büchern, Kupferstichen, Landcharten, ragten Käfige und Ruhestängelchen hervor, besetzt mit einer Menge Papageyen und bunter Vögel aller Art; die klugen Gesichter der Papageyen, das Schnarren, Zischen und Krächzen der andern Vögel, schien eine tolle Parodie der zu ihren Füßen aufgehäuften Gelehrsamkeit darbieten zu wollen. Einige Jagdhunde schauten mit klugen ehrlichen Augen in das wunderliche Gewimmel hinein. Aloen, Cactus, phantastisch geformte Pflanzen aller Art füllten die Fenster und zogen sich an den Wänden hinauf. Das Ganze trug den Charakter seltsamer, unheimlicher Unruhe, nur Colotinsky lag,

ruhig um ſich herſchauend, anſcheinend unthätig, und ſchien in ſeinem eigenthümlichen Elemente ſich zu fühlen.

Bei Ferdinands Eintritt ſprang er in die Höhe, ein nur ihm eigenthümlicher Zug ſchmerzlicher Ironie flog über ſein ſchönes Geſicht, ein fremdklingendes leiſes Lachen entfuhr ihm, ward aber zum freundlichen Lächeln, während er dem Eintretenden entgegen ging, ihn willkommen hieß und zu einem Seſſel geleitete.

«Achill, gib einmal dem Herrn deinen Stuhl,» rief er einem ſchönen großen Jagdhunde zu: «nehmen Sie ohne Bedenken den Platz ein, Graf Hochburg, ich wette, Sie haben in Ihrem Leben ſchon ſchlechtere Vormänner gehabt, als hier dieſes ehrliche Hundsgeſicht. Nicht wahr? Sie finden, daß es bei mir faſt eben ſo bunt ausſieht, wie in der Welt da draußen? Ich liebe das, es erinnert mich, daß ich noch lebe; man vergißt dieſes wohl zuweilen, und wird ſchläfrig, wenn man ſo einen Tag nach dem andern, und einen wie den andern vorüber ziehen ſieht, gleich den Bildern in einer Laterna magica. Als Kind drehte ich dieſe immer ſo durcheinander, daß wenigſtens

zwei derselben ineinander flossen, das gab doch wenigstens etwas Neues, und jetzt spiele ich für mich allein auf die alte Weise das Spiel fort, wenn es nämlich sich so fügen will.»

Nun begann Colotinsky ein Gespräch, bei dem der Graf Hochburg fast nicht zum Worte kam. Er sprach von Stadt- und Hof-Geschichten, vom Wetter, von Bekannten und Unbekannten, nur kein Wort von Politik und keines von Emilien. Ferdinand benutzte diese Zeit, um sich in seiner mühsam erworbenen kalten Fassung immer mehr zu befestigen. Endlich sprach der Pole auch von seinen Hunden, deren treffliche Eigenschaften er lobte, und dabei erwähnte, wie er keinen um seine Person dulde, dem auch nur das unbedeutendste Kunststück eingelernt worden sey.

«Leider könnte es mit der Zeit wohl dahin kommen, daß nur bei Thieren noch reine ungeheuchelte Natur zu finden wäre,» erwiederte Ferdinand endlich sehr gefaßt und besonnen: «wir, die wir dieses bedauernd empfinden, sollten daher das möglichste versuchen, um uns von allen den Geist fesselnden Umhüllungen frei zu erhalten; erlauben Sie mir schon jetzt den Anfang

dazu, indem ich eine offene Frage an Sie richte. Graf Colotinsky, ich sehe Sie seit einiger Zeit die Farben einer Dame tragen, die ich gewohnt bin, zu mir zu zählen. Sie leben lange genug mit uns, um von dem zwischen mir und Emilie Lichtfeld bestehenden Verhältnisse gehört zu haben. Ihr Benehmen, obgleich bis jetzt an sich untadelhaft, ist dennoch vollkommen dazu geeignet, auf ein mir theures Wesen ein fremdartiges, entstellendes Licht zu werfen; darum bin ich gekommen, mit der mir ziemenden Offenheit Sie selbst zu befragen, ob Emilie Ihnen mehr ist, als eine liebenswürdige angenehme Gesellschaft.»

«Es klingt ein wenig romanhaft und ist sogar etwas unerhört, mein junger Freund, daß Sie so geradezu eine Frage an mich richten, die nach dem gewohnten Gange der Welt, kaum Einer unter Tausenden Ihnen so beantworten möchte, wie Sie es wünschen,» erwiederte der Pole nach kurzem Bedenken, aber mit unerschütterlicher Gelassenheit. «Wie selten findet sich Einer, der Muth genug hätte, sein innerstes Empfinden bei dem Lichte kalter Vernunft mikroskopisch zu untersuchen! Man nennt mich sonderbar, aber in

Wahrheit, Sie sind es mehr noch, als ich. Indessen fühle ich mich dennoch durch das, was Sie mir zutrauen, geehrt; ich will die günstige Meinung, die Sie von mir gefaßt haben, verdienen. Also hören Sie es denn — ich bin entschlossen, Emiliens Liebe um jeden Preis mir zu gewinnen.»

Ferdinand starrte sprachlos ihn an.

«Ich will Ihnen sogar gestehen, daß ich glaube, Ihnen schon bei Emilien geschadet zu haben, doch wahrlich! das wollte ich nicht — damals wenigstens noch nicht,» fuhr Colotinsky fort; «Anfangs bewunderte ich die hohe Künstlerin, das schöne holdselige Weib; jetzt aber fühle ich, wie sie weit mehr, als dieses alles ist. Mir ist sie das seelenvollste, reichste, geistigste Wesen. Was ich in ihr finde, habe ich nie als bestehend mir gedacht, sogar nie es gesucht.»

«Sie erkennen den hohen Werth dieses Kleinods,» fiel Ferdinand mit lauter, fester Stimme ein, «und können denken, daß ich ohne Widerstand zusehen werde, wie Sie sich dessen bemächtigen? daß ich gelassen es Ihrer Willkühr preisgeben werde? Graf Colotinsky, Sie denken höher von mir, Sie wissen nun, ohne daß ich es auszusprechen

ihn zurück mit schmerzender Gewalt. Er stand vor ihr, ihre beiden Hände in den seinen. Schweigend hob sie die schönen glänzenden Augen zu ihm auf, sie wurden trüber und trüber, und flossen endlich von Thränen über. Er hätte eine Welt geben mögen, sich nur diesesmal aussprechen zu können, aber sein böser Genius band ihm die Zunge. Er konnte nichts als ihre Hand an seine Lippen, an seine Augen, an sein stürmendes Herz drücken, und entfernte sich.

Trübe sinnend blieb Emilie jetzt mit sich und dem Gefühle allein, das jeden überfällt, der, sey es geistig oder körperlich, von einem Extreme zum andern geworfen wird. Colotinsky's geistreiche Unterhaltung hatte die Künstlerin mit sich fortgerissen, unwillkührlich war sie mit jener schönen Wärme ihm gefolgt, die wir jedesmal empfinden, wenn uns ein Wesen von hohem geistigen Uebergewicht die Flügel leiht, um über die kleinlichen Qualen des Lebens hinweg, zu ungewohnter Höhe, gleichsam in eine ferne andere Welt uns zu erheben. Ein brennender, ihrem Kunsttalente nah verwandter Hang zum Ungewöhnlichen, lag in ihrer Seele; Colotinsky hatte die-

sen befriedigt, indem er einen tiefen Blick in das Innerste seines Gemüthes ihr vergönnte; er hatte ihr damit ein weites ungeheures Reich geöffnet, in welchem sie wähnen mußte, als Herrscherin gebieten zu können, so bald sie es wollte.

Emilie war gewohnt zu glänzen, zu gefallen, zu gewinnen; doch ein Triumph gleich diesem, über einen so allgemein anerkannten Verächter der Frauen, war ihr noch nicht geworden. Sie glaubte, ohne Vorwurf sich des Sieges freuen zu dürfen, der ungesucht sich ihr geboten; und des Freundes mißmuthige Kälte dabei, fiel um so schmerzlicher ihr auf, da sie die Ursache derselben wohl errieth. Doch die Leichtigkeit, mit der Colotinsky jeden ihrer Gedanken glücklich aufzufassen, sinnreich zu erwiedern verstand, bemächtigte sich ihrer unwiderstehlich. Es war nicht sowohl das Bewußtseyn zu gefallen, wovon sie hingerissen wurde, es war vielmehr Freude darüber, vor einem ihrer würdigen Mitstreiter die Flügel ihres Geistes in all' ihrem schimmernden Glanze einmal entfalten zu dürfen.

Doch jetzt, da die, diesem Genusse geweihte Stunde entflohen war, jetzt, im Augenblick des

Scheidens, traf das unverkennbare Leiden ihres Freundes ihr Gemüth mit verdoppelter Gewalt. Sie ſtand im Begriff, jene Seelengröße in das wirkliche Leben zu ziehen, die ſie oft auf der Bühne dargeſtellt; ſie wollte den neugewonnenen Siegeskranz dem Geliebten opfern, und unaufgefordert allem entſagen, was fähig war, nur momentan ihn zu betrüben. Sie fühlte es ſelbſt, dieſes Opfer war nicht klein; aber ſie wollte dem Freunde es bringen, und nun ſchwieg dieſer im ungewöhnlichſten Augenblick, auf faſt ganz gewöhnliche Weiſe; er ſchwieg, und ging auf eine Art, die ſich ſehr dazu eignete, ſie an ihm irre zu machen.

Nach einer unruhig und trübe durchwachten Nacht war Ferdinand indeſſen dahin gelangt, in leidlicher Faſſung, wenn gleich tief beſchämt, die Rolle zu erwägen, die er geſtern unter den Augen der Geliebten, dem ſchönen geiſtvollen Manne gegenüber, geſpielt. Nur der tief eingewurzelte Widerwille, welchen der Pole beim erſten Anblick ihm eingeflößt, konnte in ſeiner eigenen Anſicht ihm dabei einigermaßen zur Entſchuldigung dienen, und doch war dieſer Widerwille auch

wieder so schlecht motivirt, daß er ebenfalls wohl einer eigenen Entschuldigung bedurft hätte. Lange ging Ferdinand finster sinnend in seinem Zimmer auf und nieder, bis er den Entschluß faßte, den einzigen Ausweg zu ergreifen, der alles ausgleichen konnte, den Weg zu seinem Widersacher; er sah in der weiten Welt keinen andern.

Er fand ihn auf einem Ruhebette liegend, mitten unter seltsamen, fremdartig aussehenden Umgebungen. Ueber einem, längs den Wänden sich hinziehenden Chaos von hochaufgethürmten Büchern, Kupferstichen, Landcharten, ragten Käfige und Ruhestängelchen hervor, besetzt mit einer Menge Papageyen und bunter Vögel aller Art; die klugen Gesichter der Papageyen, das Schnarren, Zischen und Krächzen der andern Vögel, schien eine tolle Parodie der zu ihren Füßen aufgehäuften Gelehrsamkeit darbieten zu wollen. Einige Jagdhunde schauten mit klugen ehrlichen Augen in das wunderliche Gewimmel hinein. Aloen, Cactus, phantastisch geformte Pflanzen aller Art füllten die Fenster und zogen sich an den Wänden hinauf. Das Ganze trug den Charakter seltsamer, unheimlicher Unruhe, nur Colotinsky lag,

ruhig um sich herschauend, anscheinend unthätig, und schien in seinem eigenthümlichen Elemente sich zu fühlen.

Bei Ferdinands Eintritt sprang er in die Höhe, ein nur ihm eigenthümlicher Zug schmerzlicher Ironie flog über sein schönes Gesicht, ein fremdklingendes leises Lachen entfuhr ihm, ward aber zum freundlichen Lächeln, während er dem Eintretenden entgegen ging, ihn willkommen hieß und zu einem Sessel geleitete.

«Achill, gib einmal dem Herrn deinen Stuhl,» rief er einem schönen großen Jagdhunde zu: «nehmen Sie ohne Bedenken den Platz ein, Graf Hochburg, ich wette, Sie haben in Ihrem Leben schon schlechtere Vormänner gehabt, als hier dieses ehrliche Hundsgesicht. Nicht wahr? Sie finden, daß es bei mir fast eben so bunt aussieht, wie in der Welt da draußen? Ich liebe das, es erinnert mich, daß ich noch lebe; man vergißt dieses wohl zuweilen, und wird schläfrig, wenn man so einen Tag nach dem andern, und einen wie den andern vorüber ziehen sieht, gleich den Bildern in einer Laterna magica. Als Kind drehte ich diese immer so durcheinander, daß wenigstens

zwei derselben ineinander flossen, das gab doch wenigstens etwas Neues, und jetzt spiele ich für mich allein auf die alte Weise das Spiel fort, wenn es nämlich sich so fügen will.»

Nun begann Colotinsky ein Gespräch, bei dem der Graf Hochburg fast nicht zum Worte kam. Er sprach von Stadt- und Hof-Geschichten, vom Wetter, von Bekannten und Unbekannten, nur kein Wort von Politik und keines von Emilien. Ferdinand benutzte diese Zeit, um sich in seiner mühsam erworbenen kalten Fassung immer mehr zu befestigen. Endlich sprach der Pole auch von seinen Hunden, deren treffliche Eigenschaften er lobte, und dabei erwähnte, wie er keinen um seine Person dulde, dem auch nur das unbedeutendste Kunststück eingelernt worden sey.

«Leider könnte es mit der Zeit wohl dahin kommen, daß nur bei Thieren noch reine ungeheuchelte Natur zu finden wäre,» erwiederte Ferdinand endlich sehr gefaßt und besonnen: «wir, die wir dieses bedauernd empfinden, sollten daher das möglichste versuchen, um uns von allen den Geist fesselnden Umhüllungen frei zu erhalten; erlauben Sie mir schon jetzt den Anfang

dazu, indem ich eine offene Frage an Sie richte. Graf Colotinsky, ich sehe Sie seit einiger Zeit die Farben einer Dame tragen, die ich gewohnt bin, zu mir zu zählen. Sie leben lange genug mit uns, um von dem zwischen mir und Emilie Lichtfeld bestehenden Verhältnisse gehört zu haben. Ihr Benehmen, obgleich bis jetzt an sich untadelhaft, ist dennoch vollkommen dazu geeignet, auf ein mir theures Wesen ein fremdartiges, entstellendes Licht zu werfen; darum bin ich gekommen, mit der mir ziemenden Offenheit Sie selbst zu befragen, ob Emilie Ihnen mehr ist, als eine liebenswürdige angenehme Gesellschaft.»

«Es klingt ein wenig romanhaft und ist sogar etwas unerhört, mein junger Freund, daß Sie so geradezu eine Frage an mich richten, die nach dem gewohnten Gange der Welt, kaum Einer unter Tausenden Ihnen so beantworten möchte, wie Sie es wünschen,» erwiederte der Pole nach kurzem Bedenken, aber mit unerschütterlicher Gelassenheit. «Wie selten findet sich Einer, der Muth genug hätte, sein innerstes Empfinden bei dem Lichte kalter Vernunft mikroskopisch zu untersuchen! Man nennt mich sonderbar, aber in

Wahrheit, Sie sind es mehr noch, als ich. Indessen fühle ich mich dennoch durch das, was Sie mir zutrauen, geehrt; ich will die günstige Meinung, die Sie von mir gefaßt haben, verdienen. Also hören Sie es denn — ich bin entschlossen, Emiliens Liebe um jeden Preis mir zu gewinnen.»

Ferdinand starrte sprachlos ihn an.

«Ich will Ihnen sogar gestehen, daß ich glaube, Ihnen schon bei Emilien geschadet zu haben, doch wahrlich! das wollte ich nicht — damals wenigstens noch nicht,» fuhr Colotinsky fort; «Anfangs bewunderte ich die hohe Künstlerin, das schöne holdselige Weib; jetzt aber fühle ich, wie sie weit mehr, als dieses alles ist. Mir ist sie das seelenvollste, reichste, geistigste Wesen. Was ich in ihr finde, habe ich nie als bestehend mir gedacht, sogar nie es gesucht.»

«Sie erkennen den hohen Werth dieses Kleinods,» fiel Ferdinand mit lauter, fester Stimme ein, «und können denken, daß ich ohne Widerstand zusehen werde, wie Sie sich dessen bemächtigen? daß ich gelassen es Ihrer Willkühr preisgeben werde? Graf Colotinsky, Sie denken höher von mir, Sie wissen nun, ohne daß ich es auszusprechen

dazu, indem ich eine offene Frage an Sie richte. Graf Colotinsky, ich sehe Sie seit einiger Zeit die Farben einer Dame tragen, die ich gewohnt bin, zu mir zu zählen. Sie leben lange genug mit uns, um von dem zwischen mir und Emilie Lichtfeld bestehenden Verhältnisse gehört zu haben. Ihr Benehmen, obgleich bis jetzt an sich untadelhaft, ist dennoch vollkommen dazu geeignet, auf ein mir theures Wesen ein fremdartiges, entstellendes Licht zu werfen; darum bin ich gekommen, mit der mir ziemenden Offenheit Sie selbst zu befragen, ob Emilie Ihnen mehr ist, als eine liebenswürdige angenehme Gesellschaft.»

«Es klingt ein wenig romanhaft und ist sogar etwas unerhört, mein junger Freund, daß Sie so geradezu eine Frage an mich richten, die nach dem gewohnten Gange der Welt, kaum Einer unter Tausenden Ihnen so beantworten möchte, wie Sie es wünschen,» erwiederte der Pole nach kurzem Bedenken, aber mit unerschütterlicher Gelassenheit. «Wie selten findet sich Einer, der Muth genug hätte, sein innerstes Empfinden bei dem Lichte kalter Vernunft mikroskopisch zu untersuchen! Man nennt mich sonderbar, aber in

Wahrheit, Sie sind es mehr noch, als ich. Indessen fühle ich mich dennoch durch das, was Sie mir zutrauen, geehrt; ich will die günstige Meinung, die Sie von mir gefaßt haben, verdienen. Also hören Sie es denn — ich bin entschlossen, Emiliens Liebe um jeden Preis mir zu gewinnen.»

Ferdinand starrte sprachlos ihn an.

«Ich will Ihnen sogar gestehen, daß ich glaube, Ihnen schon bei Emilien geschadet zu haben, doch wahrlich! das wollte ich nicht — damals wenigstens noch nicht,» fuhr Colotinsky fort; «Anfangs bewunderte ich die hohe Künstlerin, das schöne holdselige Weib; jetzt aber fühle ich, wie sie weit mehr, als dieses alles ist. Mir ist sie das seelenvollste, reichste, geistigste Wesen. Was ich in ihr finde, habe ich nie als bestehend mir gedacht, sogar nie es gesucht.»

«Sie erkennen den hohen Werth dieses Kleinods,» fiel Ferdinand mit lauter, fester Stimme ein, «und können denken, daß ich ohne Widerstand zusehen werde, wie Sie sich dessen bemächtigen? daß ich gelassen es Ihrer Willkühr preisgeben werde? Graf Colotinsky, Sie denken höher von mir, Sie wissen nun, ohne daß ich es auszusprechen

nöthig hätte, daß wir jetzt einen ernsten Gang mit einander thun müssen, der alles entscheidet, und je eher dieses geschieht, desto besser.»

«Doch keinen auf Degen oder Pistolen?» fragte der Pole mit eisiger Kälte. «Hochburg, ich schlage mich nicht mehr um einer schönen Frau willen, und Sie könnten es auch unterlassen, denn auch Sie sind über die Studentenjahre hinaus. Und, wahrlich! ich möchte den sehen, der es sich beikommen ließe, Sie oder mich deshalb feig zu schelten, weil wir, wie es Männern ziemt, Blut und Leben für Wichtigeres, Größeres sparen.»

Was Ferdinand auch ferner sagen und thun mochte, Colotinsky beharrte bei seinem Entschluß, und auf unwürdige Art diesen beleidigen und dadurch zum Zweikampf zwingen zu wollen, war seiner edlern Natur nach ihm unmöglich, es lag ganz ausserhalb seines Charakters.

«Ich will durchaus keinen Gewaltschritt in dieser Sache,» sprach Colotinsky endlich sehr ernst; «Emilie ist frei, die Liebe ist es immer; diese und Emilie mögen entscheiden. Hochburg, ich gehe ganz offen zu Werke, ich will Emilien ja nicht heirathen, nur lieben soll sie mich. Nicht

einmal auf Treue mache ich Anſpruch,» ſetzte er plötzlich weich werdend hinzu, «längſt habe ich das ſchöne Hirngeſpinnſt erkannt, von dem Sie, junger Freund, noch träumen. Sie zucken, weil ich Sie wecke, was ein Anderer, vielleicht noch ſchmerzlicher, doch früher oder ſpäter gethan haben würde. Und glauben Sie es nur, Sie paſſen für dieſe Emilie nicht, Ihr Beide gehört nicht zu einander. Ja! hätte ich das herrliche Weſen gefunden, als ich, wie Sie jetzt, am Eingange des Lebens noch ſtand!»

Wie die Sonne aus trübe wogendem Nebelgewölk hervortritt und weithin ihre Strahlen verſendet, ſo leuchtete, bei dieſen Worten des Polen, auch die ihm angeſtammte beſſere Natur aus Ferdinands plötzlich ſich erheiternden Zügen, und verdrängte den Ausdruck von Schmerz, Zweifel und Unmuth, der bis dahin dieſe entſtellt und umdüſtert hatte. «Ich danke Ihnen, Herr Graf,» ſprach er, «Sie haben ein Wort ausgeſprochen, das mir den Weg zeigt, den ich zu gehen habe, ich danke Ihnen. Laſſen Sie uns jetzt ohne weiteres überflüßiges Reden von einander ſcheiden, jeder von uns geht von dieſer Stunde

an ſeinen eigenen Weg.» Ohne weitern Aufenthalt verbeugte er ſich und ging. Colotinsky ſah ſinnend ihm nach.

Treue war der Grundton von Ferdinands ganzem Daſeyn, ſie war ihm das Heiligſte, das Bild der ewigen Natur, der Gottheit ſelbſt; von ihr aus ging all ſein Denken und Handeln. Indem Colotinsky dieſes Wort auf ſeine Weiſe nannte, hatte er, ohne es zu wollen oder zu ahnen, das alte Vertrauen in Ferdinands Bruſt geweckt, und ſeinem Glauben an Emilien eine höhere Richtung gegeben. Was bis jetzt ihn gequält und bedrückt hatte, ſchien ihm plötzlich in ein Nebelgebilde ſich aufzulöſen, das gefürchtet zu haben, er jetzt ſich ſchämen zu müſſen glaubte.

Er begab ſich zu Emilien mit der gewohnten freudigen Zuverſicht; er fand ſie glücklicher Weiſe allein, und die milde Anmuth ſeines Betragens verbreitete über beide einen ſtillen, unſäglichen Frieden. Emilien wurde bei dieſem Anblick, als kehre ein lang vermißter Freund zu ihr zurück, und wecke ſie aus lang verworrenen Träumen. Mit unausſprechlicher Innigkeit ſah ſie zu des Geliebten leicht umflorten Augen auf; lange ſaſ-

sen sie im liebevollsten Gespräch bei einander und Colotinsky's Name wurde nicht unter ihnen genannt, doch endlich mit gedämpfter, beinahe flüsternder Stimme nannte Ferdinand ihn, aber kein äusseres Zeichen verrieth dabei Mißmuth oder Zweifel.

«Emilie,» sprach er, «Colotinsky liebt dich, du weißt es längst, mir hat er es heute gestanden; erschrick nicht so, Liebe, ich bin weder übereilt, noch gespannt, fürchte nichts von deinem Freunde; doch höre mit Fassung und Aufmerksamkeit ihn an. Du bist der gute Genius meines Daseyns, dir danke ich die schönste Zeit desselben, das habe ich, hingerissen von meinem Gefühle, tausendmal laut anerkannt. Nie wird ein Mann dich lieben, wie ich dich liebte und noch liebe; aber meine Geliebte, meine Freundin, was ein Mann einmal mit ganzem Gemüth erfaßte, wie ich dich, das muß er halten, ganz und allein.»

«Sage mir nicht, daß du mir treu bist, ich weiß es, ich fühle es; wäre ich sonst in dieser Stunde noch hier bei dir? Doch jener Mensch übt über die Gemüther Anderer eine verderbliche, die Sinne verwirrende Gewalt; laß uns

ihr uns entziehen, so lange es noch Zeit ist, gib das thörichte Wagstück auf, gegen sie ankämpfen zu wollen, denn schon der Zweifel ist des Glükkes Tod. Meine Emilie, sey ganz mein, alle Anstalten sind getroffen, auf meinem Gute vereinigt am Altare uns das heiligste Band, umsonst sträubst du dich länger, den einzigen Schritt zu thun, der unser Glück sicher stellen kann. Ich weiß es wohl, ich fordere ein großes, ernstes Opfer von dir, Entsagung der vollen freien Uebung deiner Kunst; aber du siehst mich bereit, noch ein größeres, ernsteres dir zu bringen, wenn du es forderst. Der Krieg bricht aus, in diesen Tagen steht Deutschland gegen seine Unterdrücker auf, ich aber will bei dir bleiben, wenn du es verlangst; ich will dich nach Italien führen, nach England oder wohin du willst. Dein Freund wird nicht in den vordersten Reihen mit fechten, der Name Hochburg wird im ersten entscheidenden Moment nicht ehrenvoll genannt werden, aber so wahr ich diesen Flecken meiner Ehre im Blut der Feinde gewiß und wahr abzuwaschen schwöre, so wahr schwöre ich auch, daß ich für deine und meine Zukunft kein Glück absehen kann, als in-

dem du meinem sehnlichsten Wunsche nicht länger entgegen strebst.»

Emilie verkannte nicht Ferdinands innige Liebe, aber ihr weiblicher Stolz fühlte durch seine Worte sich beleidigt. Sie wandte von dem Geliebten sich ab, um sein bittendes Auge nicht zu sehen, indem sie in Vorwürfe über sein Mißtrauen ausbrach, und seine Darstellung eines Unheils romantisch nannte, gegen welches, ihrer Versicherung nach, es durchaus keiner Vorkehrungen bedürfe, da es ihr schon von selbst fern bleiben müsse und werde, indem es doch wohl eigentlich nur in Ferdinands Phantasie existire.

«Emilie, ich bitte dich, gib meiner Liebe nach, es gilt mein Glück, meinen Glauben an Liebe und Treue,» bat Ferdinand noch dringender, als zuvor. «Alles um alles, nichts um die Hälfte, war von jeher der Wahlspruch meines Lebens. Colotinsky ist kein gewöhnlicher Mensch, doch die Reinheit, die ihn unserer Freundschaft würdig machen könnte, geht seinem Wesen ab; er kann der Dritte in unserm Bunde nicht seyn. Und fühlst du denn nicht, daß die schneidende Gewalt, mit der du mich zu deiner Ansicht herüber brin-

gen willst, in der Ueberzeugung von der Wirklichkeit der Gefahr mich bestärken muß, deren Daseyn du mir ableugnen willst? O gib mir nach, selbst die äußere Lage der Dinge ist uns günstig. Dein Kontrakt mit der Direktion des Theaters ist in diesem Augenblick abgelaufen, der neue noch nicht unterzeichnet. Frei stehst du da, du zerreissest kein Band, beleidigst kein Gesetz, indem du deinen Freund beglückst.»

Emilie schlug sinnend, fast betroffen die Augen nieder; entzückt stand Ferdinand über sie hingebeugt, er fühlte, der nächste Blick, den sie auf ihn werfen würde, müsse die nahende Gewährung ihm zeigen; ein Geräusch bewog ihn umzublicken, Colotinsky stand vor ihm. Ferdinand trat mit zornblitzenden Augen auf ihn zu, doch jener schien dieses nicht zu bemerken. Demüthig verbeugte er sich vor Emilien: «Ich komme nicht allein,» sprach er in jenem weichen, zum Herzen dringenden Tone seines Volkes, «wir sind unserer Mehrere, und jeder Einzelne von uns kann dennoch nur das Emblem von Tausenden seyn, die Ihnen huldigen.»

Er öffnete die Thüre. Offiziere, Studenten,

Künstler, lauter junge Leute, enthusiastische Verehrer der Kunst und ihrer schönen Priesterin, traten, ihn an der Spitze, im feierlichen Zuge herein, der goldne Lorbeer, dem zu entsagen Emilie eben aufgefordert war, leuchtete von einem rothsammetnen Kissen ihr entgegen; die in wohlklingenden Versen ausgesprochene Bitte, noch ferner die Zierde dieser Bühne zu bleiben, ward nebst dem reichen Geschenke ihr zu Füßen gelegt. Das Gerücht, die seltne Künstlerin wolle, wegen einiger Mißhelligkeiten zwischen ihr und der Direktion, die Residenz verlassen, hatte auf Colotinsky's Anstiften diese Feierlichkeit veranlaßt, von der weder Ferdinand noch Emilie vorher eine Ahnung gehabt hatten.

Nach dieser Scene war es unmöglich, das durch sie unterbrochene Gespräch wieder aufzunehmen, Ferdinand fühlte das, und verließ mit schwerem, von bangem Vorgefühl bedrückten Herzen zugleich mit den Uebrigen die Geliebte.

Ein langer Brief Emiliens, den er am folgenden Morgen erhielt, bestätigte, was er gefürchtet. Der Eindruck, den Ferdinands bittende Vorstellungen in ihrem Gemüthe hervorgebracht,

war von diesem ehrenvollen, seltenen Beweise der Anerkennung ihres Talents gänzlich erloschen. Alle ihre Forderungen hatte die Direktion ihr bewilligt, selbst vom Hofe aus hatte man, um sie der Bühne zu erhalten, ihre kühnsten Wünsche übertroffen. Sie schrieb mit schlecht verhehlter Freude das Alles dem Geliebten, doch erbot sie sich zugleich, zu seiner Beruhigung, auf die entschiedenste Weise Colotinsky's Besuchen ein Ende zu machen, und ihn hinfort nie wieder zu sehen. «Daß er nach der Art, mit der ich ihm den Abschied ertheilen werde, sich mir nicht wird aufdringen wollen, dessen bin ich gewiß,» schrieb sie; «für solche jugendliche Thorheiten steht er zu hoch, er kennt mich, und weiß, daß ich zu erfahren, oder vielmehr zu altklug bin, als daß damit bei mir etwas auszurichten seyn könnte.»

Mit gewinnendem Liebreiz schilderte sie am Ende dieses Briefs das Glück der ihr jetzt aufgegangenen Gegenwart, in welcher nichts mehr sie zwingen könne, weder ihrer Liebe, noch ihrer Kunst zu entsagen. Sie zeigte sich herzlicher, inniger, liebevoller als je, aber fest bestimmt in ihrer Weigerung, des Geliebten Wunsch zu erfüllen.

Emilie erschrack vor dem bleichen, von tiefer Betrübniß umdunkelten Aussehen ihres Freundes, als er, den Brief noch in der Hand, in ihr Zimmer trat. Ihr Herz zog sie an das seine, sie verbarg ihr Gesicht an seiner Brust, um nur diesen Schmerz in den geliebten Zügen nicht mehr zu sehen. Ferdinand drückte mit sanfter Gewalt sie von sich ab, als wolle er so sie besser betrachten, lange weilte sein Auge auf der schönen Gestalt, bis es von Thränen überfloß.

«Ich weiß,» sprach er endlich mild und begütigend, «ich weiß, du konntest nicht anders; und ich gebe dir nach, obgleich ich einer Welt widerstreben würde, um dich mir zu erhalten; nur vergiß nie, was du unaufgefordert mir versprochen,» setzte er hinzu.

«Vergiß es nie, Emilie,» wiederholte er, «du siehst jenen Fremden nicht wieder, niemals, fasse es wohl, niemals. Dein Wort ist mir heilig, deine Liebe auch, ich könnte auf diese bauen; auch ohne Versprechen würdest du dennoch nichts thun, das deinen Freund verletzen könnte, ich weiß es; doch ich bedarf deines Wortes zur in-

nern Rechtfertigung eines Nachgebens, das vielleicht Schwäche iſt.»

Wenige Tage ſpäter ward offenbar, was tauſende von Herzen lange im Verborgenen bewegt hatte. Deutſchland ſtand auf, der Krieg wurde erklärt, und nahm jede jugendliche Kraft in Anſpruch. Eine ſolche, allgemeine Thätigkeit anregende Gegenwart, vernichtet jede kleinliche Furcht vor der Zukunft, jedes perſönliche Intereſſe wird vergeſſen; was auſſer dem großen, Allen gemeinſchaftlichen Zweck, ſonſt noch das Herz einengt und bedrückt, wird in die Tiefen deſſelben zurückgedrängt. In jenen Tagen war ein lebensfriſcher Geiſt des Gemeinſinns in das Daſeyn getreten, von dem niemand einen Begriff wird faſſen können, der nicht ſo glücklich war, ſie zu erleben. Gold war das Geringſte der Güter, unberechnet und ohne Bedenken wurde es hingegeben und angenommen, Alles gehörte Allen und Jeder hätte geglaubt, eines nicht mitgetheilten Eigenthums ſich ſchämen zu müſſen. Glück, Leben, Jugend, wurden ohne Bedenken auf's Spiel

gesetzt, dasselbe Herz schlug in jeder Brust und jede Persönlichkeit schwand dahin in einem großen, Allen gemeinen, begeisternden Gefühl, das auch die Frauen mit ihren Gatten, mit ihren Geliebten, mit ihren Söhnen theilten, indem sie mit liebendem Stolze zu ihnen hinaufblickten. Freiheit ist das höchste Gut des Mannes, freiwillige Abhängigkeit das größte Glück liebender Frauen, jener will schützend erwerben, diese gewährend verzichten, und jemehr sie den ehren muß, für den ihr liebeerfülltes Gemüth alles hingeben möchte, je inniger fühlt sie ihr Glück.

Auch Ferdinand wurde auf das Vielfältigste von dieser großen Zeit in Anspruch genommen; schon seit längerer Frist hatte er auf seinen Gütern eine, für die Kräfte eines Einzelnen nicht unbedeutende Anzahl wackerer Bauernbursche sich erwählt, die, fortgerissen von der Begeisterung ihres jungen Grafen, hoch und theuer gelobten, mit ihm für die gute Sache auszuziehen, in Tod und Leben ihn nicht zu verlassen; einige Jünglinge von höherer Bildung, Söhne der Pfarrer und Forstmänner in der Nachbarschaft, hatten diesen sich zugesellt. Die kleine Schaar schritten

zu machen, sie zu kleiden, sie für den Krieg einzuüben, war bis jetzt, während seiner öftern Abwesenheit von der Residenz, Ferdinands Hauptgeschäft gewesen; jetzt war es das, sie um sich zu versammeln und sowohl für ihre künftige Erhaltung, als für ihre völlige Ausrüstung Sorge zu tragen. Er sah Emilien deshalb nur selten, und sie weinte oft in trostlosem Unmuth ihm nach, wenn er nach einem seiner, ihr spärlich zugezählten kurzen Besuche sie stürmend wieder verließ.

Das Wort Vaterland war Emilien ein leerer Schall, der nicht bis zu ihrem Herzen gelangen konnte. Ihr Vaterland war ihre Kunst, und der Ort, wo sie d[illegible]e am glänzendsten üben konnte; der Sinn für beide war aber in diesen ernsten Tagen im Allgemeinen wie erstorben; ausgenommen, wenn das Gefühl, das jede Brust je[illegible]e-seelte, von der Bühne herab in ergreifenden Worten unserer Dichter laut und begeisternd ausgesprochen ward.

Colotinsky war schnell und ganz unerwartet abgereis't; Emilie hatte ihr feierlich gegebenes Wort, ihn nicht wieder zu sehen, nicht gebrochen, und doch konnte sie die Abschiedskarte, die er

ihr sandte, und die seltsam verschnörkelten Züge seines Namens auf dieser, nicht ohne eine geheime Wehmuth betrachten. Ferdinand trat in dem Augenblick zu ihr ein, und die Karte, sie wußte selbst nicht warum, flog aus ihrer Hand in's Kaminfeuer. Ferdinand fand die Geliebte zerstreut, verstimmt, arm an Worten. Sie war mit sich selbst deshalb unzufrieden, denn was hatte sie durch Colotinsky's Abreise verloren? war sie doch ohnehin schon längst von ihm getrennt. Sie begriff sich selbst nicht, aber sie konnte sich dennoch nicht entschließen, mit Ferdinand von ihm, und daß er nun fort sey, zu sprechen.

Der letzte Abend, an welchem Ferdinand Emiliens Zimmer betreten sollte, war nun gekommen, noch in der ihm folgenden Nacht wollte er mit seiner kleinen Schaar sich aufmachen, um diese dem General S... zuzuführen, und über seine ferneren Schritte auf der mit kühner Begeisterung von ihm angetretenen neuen Bahn sich mit dem väterlichen Freunde zu berathen.

Er fand Emilien in einem trostlos krampfhaften Zustande auf dem Sopha liegen. Einige Näherinnen, unter diesen die an der verabschie-

deten Nanny Stelle angenommene französische Kammerjungfer Emiliens, beschäftigten sich, der kleinen Fahne, die Ferdinands Häuflein Reiter vorangetragen werden sollte, den letzten Schmuck anzuheften. Die Töchter der edelsten Familien von Ferdinands Bekanntschaft hatten mit freudigem Stolz sich dazu gedrängt, sie sticken zu dürfen, und nur seine herzliche Liebe hatte, mit einer Art von altritterlicher Galanterie, Emilien das ehrenvolle Geschäft aufgespart, sie zu vollenden.

Sie hatte es übernommen, doch die Kraft dazu versagte ihr; sie war unfähig, noch einen andern Gedanken zu denken, als den, daß Ferdinand sie verlassen wolle, er, der so ganz ihr eigen gewesen. Nie hatte sie ihn inniger geliebt, aber auch nie hatte sie ihm ferner gestanden, als in diesem großen und doch ihr so entsetzlichen Moment. Tausende von Frauen und Mädchen weinten in jener verhängnißvollen Stunde an dem Herzen ihrer Geliebten, die sie dennoch um alle Güter der Welt nicht hätten mögen zurück bleiben sehen; doch, was jene tröstete und erhob, blieb der armen Emilie fern.

Und diese Fahne sollte sie schmücken? diese

Fahne, die ähnlich einer glücklichen Nebenbuhlerin, den Mann ihrer Liebe fortriß in Tod und Gefahr? O wie mußte sie die Worte hassen, die stündlich auf Ferdinands Lippen schwebten, deren stechender Goldglanz ihr Auge jetzt verwundete: für König und Vaterland! Also nicht mehr für Emilien und die Liebe?

In fast wahnsinniger Verzweiflung wollte sie bei Ferdinands Anblick sich emporreißen, ihm entgegen, doch die Kräfte versagten ihr und sie sank trostlos in sich zusammen. Auch Ferdinand war in sehr aufgeregtem Zustande; die letzte Zeit hatte viel dazu beigetragen, ihn reifer und ernster zu stimmen. Emilie herrschte noch in seinem Herzen, doch ihr Bild allein füllte nicht mehr es aus; denn seine Wünsche und Ansichten waren in den Stürmen gewachsen, die in diesen Tagen ihn in ein größeres, gewaltsamer bewegtes Leben hineinrissen. Er liebte das Leben, ohne vor der Möglichkeit des nahen Todes zu erschrecken. Jeder andere Wunsch als der: würdig zu siegen, oder würdig zu fallen, war ihm fremd geworden, und der Gedanke, den er im liebenden Wahnsinn einst ergriffen, bei Emilien zurück bleiben zu

wollen, war ganz ſeiner Erinnerung entſchwunden; mit ihm jede Anregung kleinlicher Eiferſucht. Ehre, Begeiſterung, Jugendmuth hatten ihre früheren Rechte wieder geltend gemacht, und doch hing er noch immer mit der innigſten Liebe an ſeiner ſchönen Freundin, obgleich es tief ihn ſchmerzte, daß ſie ſo ganz unfähig ſich zeige, ſein heiligſtes, über eine Welt voller Gefahren ihn erhebendes Gefühl mit ihm zu theilen, oder auch nur zu verſtehen.

Nie hatte er hievon einen überzeugenderen Beweis erhalten, als indem er jetzt ſeine Fahne bezahlten Händen von ihr überantwortet ſah, dieſes hoch gehaltene Heiligthum, das nur berühren zu dürfen, Emilie einzig ſeiner Liebe verdankte. Im erſten gewaltigen Auflodern ſeines Zorns, riß er der franzöſiſchen Zofe die Fahne aus der Hand, die Bänder und Zierrathen, die ſie daran geheftet hatte, herunter, und verwies mit einem befehlenden Wink und Blick die Mädchen alle aus dem Zimmer. Dann wandte er ſich zu Emilien. «Das konnteſt du zugeben!» rief er mit bebender Lippe, und fühlte zum erſtenmal tief in der Seele, wie er für die Geliebte erröthen müſſe.

Emilie hingegen fühlte nur die Härte ſeines Vorwurfs, des erſten, den ſie je von ihm vernommen, und ſank bewußtlos vor ihm hin. Ihr Erwachen, dieſes Ringen zwiſchen Himmel und Hölle, läßt ſich nicht ſchildern. Aus allen Wunden, welche ihnen jemals das Leben geſchlagen, bluteten beider Herzen auf's neue; Worte konnten nur verletzen, ſtumm ſaßen ſie bei einander, in heißer wortloſer Umarmung, bis die Scheidestunde ſchlug.

Die unvollendete Fahne feſt an die Bruſt gedrückt, ritt Ferdinand an der Spitze ſeiner Getreuen durch die ſchweigende Nacht; nicht mehr dem Genius der Ehre, dem finſtern Dämon des Untergangs entgegen; ſo wenigſtens ſchien es ihm in dieſer dunkeln Stunde, in der er zum erſtenmale recht empfunden hatte, was Scheiden eigentlich ſey.

Der wilde Kriegestanz war begonnen, deſſen verhängnißvoller Gang noch in unſer Aller Andenken lebt; noch ſchwankte die Waage, und endlich kam jene unvergeßliche Zeit des Waffenſtill-

standes herbei, die wie ein trüber, alles in Dämmerung einhüllender Nebel auf Deutschland lastete, dessen Auflösung zwischen Hoffnung und Trostlosigkeit schwankend, Aller Herzen erwartungsvoll entgegenschlugen.

Schon lange hatte Ferdinand keine tröstende Kunde aus der Heimath erhalten, noch sie, bei dem völlig gestörten Lauf der Posten, erhalten können. Die Bravour, mit der er überall, wo es galt, unter den Ersten als einer der Ersten sich auszeichnete, hatte ihn seinen Vorgesetzten sehr werth gemacht, und man suchte dieses ihm dadurch zu beweisen, daß man mit wichtigen Aufträgen in seine Heimath, an seinen Fürsten, ihn sandte, und ihn zugleich ermahnte, die Tage unerwünschter Ruhe zur Heilung einer nicht ganz unbedeutenden Wunde am Arme anzuwenden, die er in einem der letzten kleinen Gefechts davon getragen.

Monate waren seit jenem unseligen Abschiede von Emilien verflossen; aber die Erinnerung daran hatte ihn noch oft in einsamen Stunden überfallen, und dann ward es Nacht in seiner Seele, und seine sonst so klaren Gedanken verwirrten

ſich in unheimlicher Düſterheit. Ein fröhliches Wiederſehen, hoffte er jetzt, ſollte jene alten Schmerzen ihn verwinden helfen; mit ungeduldiger Eile nahm er auf der Reiſe die Nacht zur Hülfe, und nie war die Natur ſo ſchön, ſo ſonnenhell ihm erſchienen, als in dieſen Tagen. Während ſo Viele der drückenden Schwüle des Augenblicks zu erliegen meinten, erhob ihn ſein ungebeugter froher Muth; eine fromme ernſte Sicherheit war über ihn gekommen, die ihn der Zukunft heitern hoffnungsreichen Sinnes entgegengehen ließ.

Auch Emiliens Bild ſtand wieder in erfreulichem erneuten Lichte, vor ſeinem liebeerfüllten Gemüthe, und jeder daſſelbe entſtellende Flecken war daraus verſchwunden. Er hoffte, auch ſie habe ihm vergeben, denn es gab Augenblicke, wo er nur mit der Reue jener verletzenden Härte ſich erinnern mochte, die er ihr bewieſen zu haben fürchtete, als er dem Mädchen die Fahne entriß, und ſelbſt mitten in ihrem liebevollen Schmerz die Geliebte durch Vorwürfe betrübte und erſchütterte. So eilte er vorwärts, ſein Herz ſchlug leicht und fröhlich, obgleich er durch den bei ei-

ner Verwundung erlittenen ſtarken Blutverluſt, ſich ſehr ermattet fühlte.

Die Nacht brach bereits herein, als er die Reſidenz erreichte. So überraſche ich ſie denn zur nämlichen Stunde wie damals, als ſie ſich mir zuerſt zu eigen gab, dachte Ferdinand, und drückte mit ſtillem Entzücken den Schlüſſel zur Nebenthüre ihres Hauſes, der als liebes Andenken ihn mit in's Feld begleitet hatte, an das in glühendem Entzücken hochſchlagende Herz. In einiger Entfernung von dem Hauſe verließ er ſeinen Wagen; jetzt hatte er ihre Wohnung erreicht, er blickte hinauf, und freundlich, nach gewohnter Art, begrüßte ihn der Schimmer ihrer erleuchteten Fenſter. Der Schlüſſel drehte ſich in dem wohl bekannten Schloſſe, die Thüre wich, Ferdinand ging, ohnerachtet der Dunkelheit, mit leiſem, aber ſicherem Schritt die Treppe hinauf, über den wohlbekannten Gang hin. Jetzt öffnete er die Seitenthüre, durch welche einſt Waller in Emiliens Zimmer getreten war — er ſah Emilien an ihrem gewohnten Platz; doch neben ihr auf dem Sopha, mit einem Arme ſie leicht

umſchlungen haltend, ſaß, im lebhaften Geſpräch mit ihr, Graf Colotinsky.

Ferdinand behielt Beſonnenheit genug, unhörbar leiſe wieder zurück zu treten; unbemerkt, wie er gekommen, fand er zum Hauſe ſich wieder hinaus, aber nun verließ ihn völlig das Bewußtſeyn.

Matt und entkräftet erwachte er, er wußte ſelbſt nicht nach wie langer Zeit, in einem ihm fremden Zimmer. Er verſuchte ſich aufzurichten und um ſich herzuſchauen; ein paar liebevoll ihn umſchließende Arme unterſtützten ihn dabei, ein ihm wohl bekanntes Geſicht beugte, freundlich beſorgt, ſich über ihn hin. Er erkannte den treuen Werner, einſt der liebevolle Freund und Führer ſeiner Jugend, und entſchlummerte wieder an deſſen Bruſt ſanft, ruhig und ſicher, wie ein Kind im Arme der Mutter.

Nach langem erquickenden Schlummer erwachte Ferdinand neugeſtärkt, doch ſtrebte er vergebens, der nächſten Vergangenheit ſich zu entſinnen. Er erinnerte ſich dunkel, den Verband ſeiner Wunde in einem Anfalle von Zorn und Verzweiflung abgeriſſen zu haben, doch es währte lange, ehe es ihm beifallen wollte, was denn

eigentlich bis zu diesem Grade ihn empört haben könne. Endlich, gleich einer zischenden Schlange fuhr ein Gedanke an Emilien ihm durch den Sinn. Ueberlaut, im herzdurchschneidenden Ton wilder Verzweiflung, rief er ihren Namen, da trat Werner zu ihm mit milden, beschwichtigenden Worten.

Werner sprach lange und eindringend; er suchte Emilien zu entschuldigen, ohne sie jedoch schuldlos darstellen zu wollen. Er versicherte Ferdinanden, daß Colokinsky erst seit wenigen Tagen wieder in der Residenz sey; daß Emilie die Schranken des äussern Anstandes im Umgange mit ihm nie verletzt habe, und sogar vor den Augen der Welt in dieser Hinsicht makellos dastehe. Er bat ihn, zu ihrer Entschuldigung, die an Verlassenheit grenzende Einsamkeit zu bedenken, in der sie, die Verwöhnte, nach Ferdinands Abreise zurück geblieben sey; ihre Hülflosigkeit in dieser bewegten Zeit, ihr Entbehren alles dessen, was sonst ihr Leben geschmückt habe, indem sogar das Theater verschlossen geblieben wäre.

Ferdinand hörte dem wohlmeinenden Freunde zwar unter tiefen Schmerzen, aber doch ohne ihn zu unterbrechen, zu. Nur von Zeit zu Zeit

wiederholte er mit klangloſer Stimme, gleichſam wie innerlich: «Sie gab mir, mir, der eine Welt für ſie hingegeben hätte, ihr Wort, und hat es nicht gehalten.»

Seines jungen Freundes anſcheinende Gelaſſenheit verleitete Wernern endlich, auch auf die große Verſchiedenheit des Charakters, der Anſichten Ferdinands und Emiliens hinzudeuten, ſogar auf die ihrer Stellungen in der Welt. Endlich wagte er ſogar, es auszuſprechen, wie dieſe gewaltſame Löſung ihres Verhältniſſes eigentlich als die leichteſte und beſte anzuſehen ſey, indem eine ſolche doch früher oder ſpäter, und dann gewiß um ſo ſchmerzlicher habe eintreten müſſen: «denn,» ſetzte er hinzu, «eine Zukunft, wie du, mein Ferdinand, geblendet von heißer Leidenſchaft, ſie für dich gehofft haſt, gibt es für Sterbliche nicht; ſolch hohes Glück, in unwandelbarer Liebe und Treue, liegt auf Erden auſſerhalb den Grenzen der Möglichkeit.»

Dieſes war mehr, als der ſo tief und ſchmerzlich Verletzte in dieſem Augenblick ertragen konnte. «Werner,» rief er, «wohin verlockt Sie der Wunſch, mich beruhigen zu wollen! Wollen Sie, ich ſoll

in der traurigen Ueberzeugung Troſt finden, daß Liebe und Treue nichts weiter wären, als ein Wahn, als Täuſchung der Sinne, als ein leicht auffliegender Traum aus einer Unſchuldswelt, über den die Weiſen mitleidig lächeln? Wenn es ſo iſt, ſo laſſen Sie ewig mich träumen. Ich bin zwar dem Unglück, dem Alleinbleiben, dem Mißverſtehen vielleicht auf ewig verfallen; es ſey darum! ich will es tragen als ein Mann, nur verſuchen Sie nicht, den Glauben mir rauben zu wollen, daß es in der Welt Glücklichere gibt, als die alles das im Leben finden, was dieſes mir verſagte. Ach, wie könnte ich doch je meinen Vater, meine Mutter, und ihr ſtillbeglücktes Leben vergeſſen! und ſollten ſie die Einzigen geweſen ſeyn auf Erden?»

«Ich ſtehe wieder in neuer Jugenkraft, ein körperlich völlig Geneſener da,» ſprach Ferdinand einige Tage ſpäter zu ſeinem Freunde. «Meine Geſchäfte ſind abgethan, der Waffenſtillſtand naht ſeinem Ende, laſſen Sie mich eilen, einen Ort zu verlaſſen, wo der Boden unter mir glüht. Haben Sie Dank, edler, treuer Freund, daß Sie eines Verlaſſenen, den Sie in ſeinem Blute am Boden fanden, ſich annahmen, daß Sie ihn ſelbſt

in seine Wohnung trugen, und mit mehr als väterlicher Liebe dort seiner pflegten. Alle diese Umstände, die Ihr Edelmuth mir verschweigen wollte, habe ich erst heute von Ihrem treuen Diener erfahren.»

Vergebens suchte Werner ihn zum Dableiben auf wenigstens einige Tage zu bewegen. «Ich bin nicht krank, und will nicht den Kranken spielen,» erwiederte Ferdinand. «Das Vaterland bedarf rüstiger Arme, und der meinige ist wieder gesund. Hier in der Brust sieht es zwar noch sehr trübe, noch sehr dunkel aus, und wird es auch bleiben; doch was kümmert das die Kugel, die vielleicht den Weg dorthin suchen und finden wird! Ich sehe, Sie tragen die Uniform des Landsturms, Sie sind aus Ihrer sichern Bergeinsamkeit hiehergezogen, um, wenn wir Jüngeren dahin sind, noch über unsern Leichen für unsere Hausgötter zu kämpfen. Gott segne Sie dafür und schütze Sie, und nun lassen Sie mich scheiden. Scheiden!» seine Stimme brach bei diesem Worte, finstere Erinnerungen überwältigten ihn. «Scheiden,» rief er mit bebender Stimme nochmals,

«Scheiden! O mein Gott! das ist ja die allgemeine Losung alles Lebens!»

Er wollte mit verhülltem Gesichte fort, doch Werner hielt mit sanfter Gewalt ihn zurück.

«Nein, du sollst nicht allein gehen,» rief er, «ein Kriegsgefährte ist vor einigen Stunden angekommen, er will mit dir ziehen, er wünscht bei Euch —

Die Thüre flog auf, ein stattlicher junger Offizier warf sich mit lautem Jubel in Ferdinands Arme; es war sein Jugendfreund Willdorf. Ferdinands ganze Vergangenheit stand in diesem Augenblicke wie im Spiegelbilde vor ihm, sie war ihm blendend nahe gerückt, so daß ihm fast die Sinne darüber vergingen.

Helle Thränen fielen aus Willdorfs gutmüthigen ehrlichen Augen, als er den lang entbehrten Jugendfreund betrachtend ansah, und in seinen Zügen die Verwüstung las, die der Schmerz angerichtet. Werner hatte, mit ihm gewohnter Schonung, die Beiden alleine gelassen.

«Du weißt es?» fragte endlich Ferdinand.

«Ich weiß alles, Bruderherz,» erwiederte Willdorf, und schloß ihn in die Arme. «Auch

von mir werden sie dir wohl viel erzählt haben,» fuhr er mit treuherziger Redseligkeit fort, «und manches davon ist auch wahr. Sie haben dir wohl gesagt, ich sey verlobt, nun damit hat es seine Richtigkeit; meine Bertha ist ein liebes schönes Mädchen, und haben wir erst den Feind aus dem Lande, so hoffe ich ihr ein guter braver Mann zu werden. Doch, wenn man dir etwa gesagt haben sollte, ich hätte vergessen — du weißt schon, wen — das wäre eine verdammte Lüge. Glaube so etwas nicht von mir, Bruder, das Leben, welches ich damals in ihrer Nähe geführt, ach! es war doch zu schön! Nun das alles liegt denn hier in meiner Brust fest und tief begraben, und Kreuz und Leid habe ich auch darüber getragen, das weiß Gott.»

Willdorf ging jetzt einigemal im Zimmer auf und ab, dann trat er wieder vor Ferdinand hin und faßte dessen beide Hände. «Eins bitte ich dich, Bruder, und du gewährst es mir. Versprich mir, sie nicht ganz zu verlassen, wenn sie etwa in Noth kommen sollte, du bist die Erfüllung dieser Bitte mir schuldig, denn durch dich, wenn gleich du es nicht absichtlich wolltest, ist doch mein

Glück zu Grunde gegangen — nun, wenn ich dich so recht ansehe, so kann ich es eigentlich weder unrecht, noch unbillig finden. — Jetzt hat sie dich verloren, und muß dich verloren haben auf immer.»

Laut weinend warf Ferdinand sich in Wildorfs Arme, es waren die ersten Thränen, die seinem Schmerze flossen. Lange hielten die Freunde sich umfaßt, und als der Morgen wieder graute, ritten sie, tief in ihre Mäntel verhüllt, zum Thore hinaus, dem Felde der Ehre zu.

Emilie war von schwerem Erkranken befallen, und kämpfte Wochen lang in wilden Fieberträumen mit dem Tode.

Herbstliebe.

Die in südlichern Ländern fast unmerkbar kurze Dämmerung begann so eben der schönsten Sommernacht zu weichen. Die von allen Italienern mit Recht gescheute empfindliche Kühle, welche in ihrem Lande dem Untergange der Sonne unmittelbar zu folgen pflegt, war, nach einem glühend heißen Tage, in erquickende Abendfrische übergegangen, und das eigentliche Leben der Bewohner eines kleinen Städtchens, am Ufer des Gardasees, begann vor den Caffeehäusern und Eisbutiken sich bund und fröhlich zu regen. Ein Reisewagen, der in diesem Augenblicke die wogende Menge theilte, und vor dem einzigen leidlichen Gasthofe des Städtchens hielt, bot ihrer Neugier ein willkommenes Schauspiel. Männer, Weiber und Kinder, Alt und Jung drängten

lärmend ſich herbei, um den Fremden ausſteigen, und ſein Gepäck in das Haus tragen zu ſehen. In letzterem trieb ein halb deutſcher, halb italieniſcher Gaſtwirth ſein Weſen. Seit einiger Zeit war der Anblick Reiſender dieſer Art den Einwohnern von Peschiera eine Seltenheit. Im Königreiche Neapel und deſſen Umgegend wütheten damals alle Gräuel der eben entſtandenen Revolution, und der Zuſtand von beinahe ganz Italien war in dieſen Tagen der Unruhe und der Empörung, nicht von der Art, um Fremde herbeizuziehen, die nicht die Reiſe dorthin nothgedrungen unternehmen mußten.

Der Anblick des Reiſenden, der leicht und behende ſich aus dem Wagen ſchwang, bot den Schauluſtigen indeſſen wenig Befriedigung; ſie ſahen nichts als einen ſtattlichen, tief im Mantel verhüllten Mann in das Haus eilen, der dem Wirthe zurief, ſich bereit zu halten, mehrere Fremde von hohem Range vielleicht noch in dieſer Nacht aufzunehmen, und dann ſogleich ihren Blicken entſchwand. Sie mußten alſo einſtweilen mit dem Anblick der Dienerſchaft und des mannigfachen Reiſegeräthes ſich begnügen.

Mißmuthig warf Graf Ferdinand von Hochburg, denn dieser war der Reisende, sich am Fenster des ihm angewiesenen ziemlich ärmlichen Zimmers in einen Sessel, befahl ihn allein zu lassen, wegen allen etwa nöthigen Bestellungen sich an seinen Kammerdiener zu wenden, und blickte trüb in die schöne, helle Sommernacht hinaus. Die kriegerische Musik einiger östreichischer Regimenter, die dicht am Städtchen vorüberzogen, um die Kühle der Nacht auf ihrem Marsche nach der neapolitanischen Gränze zu benutzen, drang aus der Ferne zu ihm herüber; sie versetzte ihn zurück in jene unlängst vergangene Zeit, in welcher auch er der Reihe der Tapfern sich anschloß, die mit vereinten Kräften Deutschland vom fremden Joche befreiten, und so verlor er sich in wache Träume von Zukunft und Vergangenheit.

Seit der glorreichen Beendigung jenes rechtmäßigsten aller Kriege, war er seinem Vaterlande entfremdet; denn von Paris aus hatte er seine Reise angetreten, und es war ihm sogar wahrscheinlich, daß vielleicht noch viele Jahre den schon

vergangenen sich anschließen möchten, ohne daß er seine Heimath wieder sähe. Nur das Getümmel des Krieges, der blutige Waffentanz auf dem Schlachtfelde, in den er mit der Verwegenheit eines Verzweifelnden sich stürzte, konnten damals, als er Emiliens Treulosigkeit entdeckte, das Gefühl seines unnennbaren Leidens übertäuben, den tiefen Seelenschmerz, über die anerkannte Unwürdigkeit eines hochgeliebten Wesens, dem er jedes Opfer, nur nicht das der Ehre, zu bringen entschlossen gewesen. So lange der Krieg währete, nahm die Gewalt der Gegenwart ihn gänzlich in Anspruch, ihm blieb keine Zeit der nächsten Vergangenheit anders als in flüchtigen Momenten zu gedenken; doch als nun das Ziel erreicht war, als im Aeußern Ruhe und Frieden wieder zurückkehrten, da erwachte von neuem die verzehrende Qual im Innern seiner Brust. Rastlos trieb es ihn vorwärts. Er bereis'te die Schweiz, durchzog England, Italien, Spanien, Portugal. Er sah diese Länder nicht mit der Flüchtigkeit gewöhnlicher Reisenden; er hielt in jedem derselben sich lang genug auf, um ein Bild ihrer sie von einander unterscheidenden Individualität in sich aufnehmen

zu können, doch in keinem derselben ward ihm heimisch zu Muthe.

Aber auch nach Deutschland zog ihn kein heimathliches Gefühl mehr, so sehr er sein Vaterland liebte; ihm war als gäbe es überhaupt für ihn keine Heimath mehr in der Welt. Durch die wunderbare Heilkraft der Zeit war die Wunde zwar vernarbt, die ihn zuerst in die Fremde getrieben, er war kein Jüngling mehr, der in fruchtlosen Liebesschmerz sein Leben verbluten zu müssen wähnt. Er war zum Manne herangereift, zum mit festem, sichern Schritte vorwärts schreitenden Manne, der da weiß und fühlt, wie viel größer es sey, den Schmerz zu besiegen, als ohne Widerstand sich ihm hinzugeben; er mied gern jenes kränkelnde, schwachsinnige Brüten über geisteslähmende Erinnerungen, die sein Gemüth weder trösten, noch erheben konnten, aber er vermochte es dennoch nicht, an eine Rückkehr in seine eigentliche Heimath ohne Schaudern zu denken. Nicht allein durch die Geliebte, die ihn verlassen, war sie ihm verödet, auch jedes andere, ihm dort einst befreundet gewesene Leben war erloschen, nichts ihm geblieben, als der kalte

lebloſe Beſitz, Reichthum, Anſehen, alle die glänzenden Vorzüge ſeines Standes. Kein Herz ſchlug ihm dort mehr in freudiger Erwartung entgegen, kein Arm konnte bei ſeiner Wiederkehr ſich mehr regen, um ihn liebevoll zu umfaſſen. Der General S.,. war bald nach dem Frieden an den Folgen ehrenvoller Wunden geſtorben, ſein Freund Werner, einſt der Führer ſeiner Jugend, ſpäterhin der Vertraute ſeiner geheimſten Gedanken, war längſt an ſeiner Seite, in einem unbedeutenden Scharmützel, auf dem Schlachtfelde gefallen, und außer dieſen beiden hatte ſein Herz an keinem gehangen, als an der ihm ebenfalls verlornen Geliebten.

Sein Sinn ſtrebte daher noch immer in die weite Ferne hinaus; eigentlich nach einem andern Welttheile, denn das Schönſte und Herrlichſte, was Europa ihm bieten konnte, hatte er geſehen und genoſſen. Bolivar's glänzende Erſcheinung, die eben am politiſchen Horizonte aufging, zog ihn vor allem unwiderſtehlich an; er wünſchte den Helden, den er in der Ferne verehrte, auch in der Nähe zu ſehen, das chaotiſche Ringen eines entſtehenden Freiſtaats zu beobach-

ten, und beſchloß von Sicilien aus, wo er ſich eben befand, nach Neapel überzuſetzen, noch einmal Italien der Länge nach zu durchſtreifen, und ſich zuletzt in Genua nach Marſeille einzuſchiffen, wo es ihm nicht an Gelegenheit fehlen konnte, in das ſüdliche Amerika zu gelangen. Zwar hatte er ſchon in Sicilien von Unruhen gehört, welche im Königreiche Neapel entſtanden ſeyn ſollten, aber doch keine Ahnung von dem furchtbaren Aufruhr gehabt, der ihn von allen Seiten umtobte, ſobald er die Gränze dieſes unglücklichen Landes betrat, und der bald darauf in alle Gräuel eines Revolutions-Krieges überging. Die Urelemente deſſelben leuchteten Ferdinanden zu grell entgegen, als daß er hätte wünſchen mögen, Theil an demſelben zu nehmen. Unter tauſend Gefahren ſuchte er ſeine Reiſe ſo viel möglich zu beſchleunigen, mußte oft auf Nebenwegen ſich durchwinden, bis er endlich auf einem ſolchen in ein halb eingeäſchertes Dorf an der Gränze der Abbruzzen gerieth. Hier zwangen Menſchlichkeit und Erinnerungen an frühere Verbindlichkeit ihn einige Tage zu verweilen, denn in dem einzigen noch bewohnbaren Hauſe, das ehemals ein Schloß

zur Seite zu stehen, sie nicht zu verlassen, bis Gott über Leben und Tod ihres Gemahls entschieden hätte; ihr aber einstweilen die Gefahr, in welcher dieser jetzt schwebte, zu verheimlichen, um sie in dieser unglücksschwangern Zeit nicht noch mehr, vielleicht unnütz, zu beunruhigen, und endlich, es komme, wie es wolle, sie an einen völlig sichern und bequemen Zufluchtsort zu begleiten, ehe er sich von ihr trenne. Ferdinand sah die Richtigkeit der Bemerkung seines fürstlichen Freundes ein, daß es ihm, als einem zu keiner Parthei gehörenden Ausländer, weit leichter werden müsse, als jedem Italiener, in dieser Gefahr bringenden Zeit die Fürstin zu beschützen; er gelobte nochmals, alles was ihm aufgetragen worden war, genau zu erfüllen, sah noch einmal einen Strahl von Freude in den schon halb erloschenen Augen des tödtlich Kranken aufleuchten, und eilte dann mit schwerem Herzen dem nördlichen Italien zu.

Mit Noth und Gefahr gelangte er über die jenseitige neapolitanische Gränze; sein Name und seine persönliche Bekanntschaft mit mehreren Offizieren vom ersten Range, halfen ihm glücklich

durch die östreichische Armee, die sich dort zusammen zu ziehen begann, und endlich durfte er es wagen, einen Kurier an die Fürstin nach Brescia abzusenden, um diese Dame mit dem von ihrem Gemahl ihm ertheilten ehrenvollen Auftrage bekannt zu machen, und sie um ihre nähern Befehle zu bitten. Der Kurier, den er an sie abgesandt hatte, brachte ihm auch ihre Antwort zurück; sie drückte in sehr zierlichen Worten der Fürstin dankbare Freude darüber aus, endlich einen würdigen Beschützer gefunden zu haben, dessen sie in ihrer gegenwärtigen Lage dringend bedürfe, und bat Ferdinanden, an einem Tage, den sie ihm bestimmte, in Peschiera sie zu erwarten; hier wolle sie mit ihm verabreden, wohin sie ferner sich begeben könne, indem ihr gegenwärtiger Aufenthalt in Brescia in vieler Hinsicht ihr durchaus nicht gefalle.

Der Abend dieses Tages war der von der Fürstin zu ihrer Zusammenkunft mit Ferdinanden bestimmte, der Graf hatte sich beeilt, zur rechten Zeit in Peschiera einzutreffen, und saß nun an seinem Fenster, die Fürstin zu erwarten.

Ihn überlief ein leichtes Grauen, indem er

ſich die Wahrſcheinlichkeit dachte, in dem engen Kreiſe eines kleinen Hofſtaates ſich vielleicht mehrere Wochen herumdrehen zu müſſen, denn er kannte die Prunkliebe der vornehmen Italiener. Der Duca gehörte in die Reihe der Fürſten, deren es in Italien ſo viele gibt, die ohne eigentlich regierende Herren zu ſeyn, dennoch über nicht ganz unbedeutende Strecken Landes ziemlich unbeſchränkt als Vaſallen gebieten; überdem war die Fürſtin einem ſehr hohen Hauſe entſproſſen, ſogar der kaiſerlichen Familie anverwandt, und es ſtand daher beinahe mit Gewißheit zu erwarten, daß ſie auch im Auslande ihre gewohnten fürſtlichen Umgebungen beibehalten haben würde. Voll heimlichen Verdruſſes über den Zufall, der ihn beſtimmen mußte, die Ausführung eines Planes auf nicht zu berechnende Zeit hinauszuſchieben, der ihm, mehr als er ſich ſelbſt deſſen bewußt geweſen, am Herzen lag, malte er ſich ſchon im Voraus alle die Unannehmlichkeiten aus, denen er entgegen ging. Und alles dieſes einer ihm unbekannten Dame wegen, die für ihn nur das einzige Intereſſe haben konnte, daß ſie die Gemahlin eines ihm werthen Bekannten war,

und die, so wie er die Lage der Dinge jetzt ansah, gar leicht seines Schutzes entbehren hätte können.

Eine momentane Stille hatte einstweilen unten auf dem Platze geherrscht, die Menge hatte sich vor die Stadt hinaus begeben, um die Regimenter vorüber marschieren zu sehen; jetzt kehrte sie wieder zurück, vermuthlich weil sie von den zu erwartenden vornehmen Reisenden etwas vernommen, und entschossen war, die Ankunft derselben abzuwarten.

Gelächter, einzelne Guitarrenklänge, fröhlicher Gesang, mitunter auch Zank und Geschrei tönten zu Ferdinands Fenster hinauf. Plötzlich wurde das lustige Toben noch lauter, und zog sich näher dem Hause zu; unten im Gasthofe entstand ein tumultuarisches Durcheinanderlaufen, Fackelschein erhellte mit röthlichem Schimmer Ferdinands öde vier Wände, er blickte zum Fenster hinaus, es war die Prinzessin; ihr Wagen, von einigen andern gefolgt, fuhr so eben vor dem Hause an. Eine Dame bog sich aus dem Schlage hinaus, ein äußerst mildes, zartes Frauenantlitz vom flackernden Scheine der Fackeln, wie von einer Glorie umgeben, leuchtete ihm entgegen;

ein Geſicht, welches man, unerachtet der dunkeln Haare und Augen, kaum für ein italieniſches halten konnte, und er eilte die Treppe hinab, der Dame entgegen, mit welcher eine ſonderbare Verpflichtung ihn in ein noch ſonderbareres Verhältniß gebracht hatte.

Die Fürſtin begrüßte ihn, mit der den vornehmen italieniſchen Frauen eignen graziöſen Würde, ſie dankte ihm nochmals für ſeine Bereitwilligkeit, in dieſer verwilderten Zeit einer Schutzloſen beizuſtehen, und wußte dabei ſehr geſchickt ihren Worten einen Anſchein freundſchaftlichen Vertrauens zu geben, während ſie eigentlich doch nur eine ganz gewöhnliche Pflicht der Höflichkeit gegen ihn erfüllte. Ferdinanden aber wurde dabei zu Muthe, als klänge ein Ton aus dem fernen Vaterlande zu ihm herüber, als ſtände er Angeſichts der fernen blauen Hügel ſeiner Heimath, unter deutſchen Eichen, und blicke in blaue Augen. Eine ihm ſelbſt unbegreifliche Wehmuth kam über ihn, indem er die immer noch ſchöne Fürſtin betrachtete. Sie mochte nicht viel über dreißig Jahre zählen, würde aber in Deutſchland für etwas älter gehalten worden ſeyn, denn der erſte roſige

Schimmer der Jugend verfliegt in Süden weit früher, als in unserem Norden. Eine eigne namenlose Grazie begleitete jede Bewegung der, bei höchster Zartheit, vollkommen ebenmäßigen Gestalt; jedes ihrer Worte gewann durch den schmeichelnden melodischen Ton ihrer Stimme eine tief zum Herzen dringende Gewalt, und die edlen Züge ihres Gesichts, der milde Schimmer der dunkeln Strahlenaugen ließen bei ihr nichts von alle dem vermissen, was sie vielleicht mit ihrer ersten Jugendblüthe verloren haben mochte.

«Arme schöne Frau!» seufzte Ferdinand vor sich hin, indem er sie am Arm einer Dame, die neben ihr im Wagen gesessen hatte, fröhlich in das Haus gehen sah, «du ahnest nicht, welche Trauerbotschaft dich, vielleicht morgen schon, welken wird.» Das Bild ihres vielleicht in diesem Augenblick verscheidenden Gemahls stieg vor ihm auf, er wandte, von innerer Wehmuth übermannt, sich seitwärts, und sein thränenschwerer Blick fiel gerade in ein Paar dunkel glühende schwarze Augen, die mit seltsamem, fast sehnsüchtigem Ausdruck sich ihm zuwandten. — Er fühlte wie sein eigenes Auge von ungewohntem Feuer leuchtete,

indem er die jugendliche, üppig blühende Gestalt betrachtete, der diese Flammenaugen angehörten, und eilte, ihr den Arm zu bieten, um sie der Fürstin nachzuführen, zu deren näherem Gefolge sie zu gehören schien.

In einer Art Scheune, welche der Gastwirth, mit ächt italienischer Prunksucht, einen Salon nannte, wurde Ferdinand jetzt von der Fürstin den sie begleitenden Damen, als ihr, von ihrem Gemahl ihnen bestimmter Beschützer vorgestellt. Zuerst einer Dame über die Jahre des mittleren Alters hinaus, deren Aeußeres Spuren großer ehemaliger Schönheit mit Würde vereinte, der Marchesa Clementina, einer nahen Anverwandtin des Herzogs, seit mehreren Jahren verwittwet. Genaue Bewahrung des äußern Anstandes, unablässige Sorge, auf keine Weise dem hohen Range ihrer eignen Person sowohl, als ihrer Familie, etwas zu vergeben, war von jeher die Hauptbeschäftigung ihres Lebens gewesen; sie war stolz, das ließ sich nicht ableugnen, doch, weit entfernt von beleidigendem Hochmuth, wußte sie durch eine gewisse abgemessene Freundlichkeit die Herzen zu gewinnen, so daß ihr jeder gern und willig alle

die Vorzüge einräumte, auf die sie in jeder Hinsicht Anspruch machen konnte. Eben um den äusseren Anstand zu schonen, hatte sie sich entschlossen, die weit jüngere Gemahlin ihres nächsten Verwandten zu begleiten, damit im Auslande der Erscheinung derselben durch ihre Gegenwart ein würdigeres Ansehen gegeben werde.

«Die Marchesa ist in einiger Hinsicht sogar Ihre Landsmännin,» setzte die Fürstin lächelnd hinzu, indem sie den Grafen ihr vorstellte: «sie ist, wie mein Gemahl auch, in Deutschland geboren, und hat sogar die Sprache ihres Geburtslandes noch nicht ganz vergessen.»

Der Marchesa folgte in der Reihe der Damen die Contessina Bianca, mit dem dunkel glühenden Flammenblick, den jetzt ein freundliches Lächeln verklärte, indem sie vor Ferdinanden sich verneigte. Sie bekleidete gewissermassen die Stelle der Hofdame bei der Fürstin. Zwei liebliche, wehmüthig stille Erscheinungen machten den Beschluß, zwei Griechinnen von fünfzehn bis sechszehn Jahren, die ältere Olinda, die jüngere Roxandra genannt. Sie hatten durch einen schnellen Tod ihren Vater in Neapel verloren, völlig

abgeschnitten von Freunden, Verwandten und dem geliebten Vaterlande, waren die armen, mit der Welt noch ganz unbekannten Kinder, im fremden Lande schutzlos zurück geblieben, und achteten es für eine große Wohlthat, als die Marchesa sich ihrer annahm, und ihnen endlich vorschlug, sie und die Fürstin auf dieser Reise zu begleiten. Dem Range nach standen sie zwischen der Hofdame und den Kammerfrauen, aber obgleich sie letzteren in der Verwaltung ihres Amtes Hülfe zuweilen freiwillig leisteten, so zeichneten sowohl die Marchesa, als die Herzogin sie dennoch vor denselben auf alle Weise aus, zogen sie mit zur Tafel, und behielten sie immer in der Nähe. Doch unerachtet aller Güte und Freundlichkeit, mit welcher die armen Mädchen sich behandelt sahen, blieb ihr Sinn und Gemüth doch ewig dem theuren, ihnen vielleicht auf immer verlornen Vaterlande zugewandt, ein bänglich sehnsüchtiger Ton klang durch ihr ganzes Wesen hindurch. Die schönen Tage ihrer seligen, in Griechenland verlebten Kindheit standen ihnen noch zu nahe, als daß sie diese hätten vergessen können, denn beide waren noch viel zu jung, um die wohlthätige

Einwirkung der Zeit in ihrem Gemüthe zu empfinden.

Dem Grafen lag alles daran, die Fürstin, noch ehe die ihm nur zu wahrscheinliche Nachricht von dem Absterben ihres Gemahls eintraf, zur Bestimmung eines einstweiligen festen Aufenthaltes zu bewegen, und zwar nicht ausserhalb Italien. Er sah vorher, daß dieser Todesfall Umstände herbeiführen könne, die ihre persönliche Gegenwart, oder doch nicht zu weite Entfernung von den Besitzungen des Duca nothwendig machen würden. Letztere lagen größtentheils mitten im Schauplatz der jetzt vorwaltenden Unordnung, und aller Gräuel eines Bürgerkrieges, oder doch wenigstens demselben zu nahe, als daß die trauernde Wittwe sich der ringsumher rasenden Partheienwuth hätte aussetzen dürfen. An einen längern Aufenthalt in den ärmlichen Städtchen längs dem Garda-See war ebenfalls nicht zu denken, so reizend die Umgebungen desselben auch sind; aber Verona stand ihr offen, und Mantua, nebst mehreren bedeutenden andern Städten des nördlichen Italiens. Ferdinand suchte noch während der Abendtafel diesen Gegenstand zur Sprache zu

bringen, und wider sein Hoffen und Erwarten gelang es ihm, zu einer schnellen Entscheidung zu gelangen, obgleich er den Hauptgrund verschweigen mußte, der ihn eine solche wünschen ließ.

Die Marchesa hatte von einem ihrer Freunde den Auftrag erhalten, der Fürstin eine diesem angehörende Villa, in der fruchtbaren Ebene der Lombardei und in der Nähe von Mailand, zum Aufenthalt anzubieten, bis die Unruhen sich gelegt haben würden. Zwar erhob die Fürstin mancherlei Einwendungen gegen die Annahme dieses Erbietens; denn es hatten in früherer Zeit einige Mißhelligkeiten zwischen dem Eigenthümer jener Villa und ihrem Gemahl obgewaltet, und sie zweifelte darum, daß es letzterem angenehm seyn würde, wenn sie einer persönlichen Verbindlichkeit gegen seinen alten Widersacher sich schuldig machen sollte. Doch Clementinens gelassene und einsichtsvolle Vorstellungen wußten allen Gegengründen der Fürstin entgegen zu kommen, und sie endlich völlig zu beseitigen. Die Reise nach Mailand wurde auf den nächsten Morgen angesetzt, und der Stallmeister der Fürstin, der einzige männliche Begleiter von etwas höherem

Range, den sie bei sich hatte, wurde einstweilen voraus geschickt, um in der Villa alle nöthigen Vorkehrungen zu ihrem Empfange zu treffen.

Jede Reise ist gleichsam ein gedrängter Auszug, eine Art Quintessenz des ganzen Menschenlebens; unsre Tugenden, unsre Fehler, unsre Launen treten im Laufe einer solchen im grellsten Lichte hervor, besonders aber unsre üblen Angewohnheiten, die im geselligen Leben oft störender auffallen, als selbst lasterhafte es könnten. Wenige Tage in der engen Gemeinschaft zugebracht, die Reisegefährten nie ganz vermeiden können, führen ein genaueres Erkennen der gegenseitigen Charaktere herbei, als Jahre es würden, die man in gewöhnlichem, geselligem Umgange mit einander verlebte; und gewiß würde die Zahl der unglücklichen Ehen, aber auch die der Ehen überhaupt, weit geringer ausfallen, wenn jedes verlobte Paar, als eine Art Novizіat, ehe es am Altar sich auf immer mit einander verbände, eine gemeinschaftliche Reise von einigen Monaten antreten müßte, statt jener, die zufolge dem Gebrauch unsrer Zeit, gleich nach dem Hochzeitstage gewöhnlich unternommen wird.

Auch Ferdinand gelangte während der kleinen Reise nach Mailand zu einer näheren Bekanntschaft mit den seinem Schutze empfohlenen Damen, und wurde auch seinerseits von ihnen besser gekannt, doch das Resultat dieses gegenseitigen Erkennens gehörte zu den erfreulichsten. Der Fürstin ruhige Heiterkeit, ihre unaussprechliche Güte, die dennoch nie in geistlose Apathie ausartete, milderten sehr bald seinen Unmuth über seine gegenwärtige Lage; der Marchesa wahrhaft vornehmes und doch nie drückendes Benehmen, die klare verständige Besonnenheit, die sie bei jeder Gelegenheit an den Tag legte, erfüllten ihn mit ungeheuchelter Achtung, und Bianca's blendende Schönheit, die leidenschaftliche Beweglichkeit dieser durchaus südlichen Natur, zogen auf das angenehmste ihn an. Um sie nur lächeln zu sehen, war er unablässlich bemüht, jeden ihrer kleinen Wünsche zu erfüllen, und sie lächelte ihm oft, denn ihrer Wünsche waren eben nicht wenige.

Nicht so war es mit den beiden jungen Griechinnen; die furchtsamen, gedrückten Kinder äußerten in ihrer Demuth nur immer das Verlangen, auf keine Weise lästig zu werden; Ferdinand

machte es sich hingegen zur angenehmen Pflicht, durch mancherlei an sich unbedeutende Aufmerksamkeiten ihr trübes Daseyn zu erheitern, und fand dafür in ihrer stillen Dankbarkeit und der sichtbaren Zufriedenheit, mit welcher die Marchesa sein Betragen gegen ihre Lieblinge bemerkte, den süßesten Lohn. So fühlte er sich denn sehr bald in dem kleinen Frauenkreise gewissermaßen einheimisch geworden, dem er mit innerm Widerstreben sich angeschlossen hatte.

In Mailand selbst aber gewannen seine Verhältnisse gar bald eine andere Gestalt, die ihn weniger ansprach. Die Fürstin beschloß, einige Zeit in dieser großen, lebensreichen Stadt zu verweilen, in der es damals von Fremden wimmelte, besonders von Flüchtlingen, wie sie selbst war. Sie sowohl als die Marchesa kannten vom Landleben nichts, als die in Italien gebräuchlichen Villeggiaturen der Großen, bei denen man die Gesellschaft, in der man in der Stadt lebt, samt allen ihren Vergnügungen und Gewohnheiten mit sich auf das Land hinausführt. Der Gedanke, in stiller ländlicher Einsamkeit einige Wochen hinbringen zu können, war beiden, be-

sonders der Marchesa, völlig fremd. Deßhalb mußten in Mailand eine Menge Besuche gegeben werden; frühere Bekanntschaften wurden erneuert, neue angeknüpft; und so bildete sich sehr schnell ein kleiner geselliger Kreis, der da versprach, ihnen recht bald auf das Land zu folgen, indem die Villa, die sie beziehen wollten, geräumig genug war, um eine nicht ganz unbedeutende Anzahl Gäste aufnehmen zu können.

Ferdinand mußte in dieser Zeit bald die Rolle eines Hofmarschalls der Fürstin, bald die eines Hofkavaliers übernehmen; ihm blieb beinah kein freier Augenblick. Die innere Ermüdung, die geistige Abspannung, in die er nach einigen so verlebten Tagen verfiel, so sehr er sie auch zu verbergen strebte, entgingen weder dem geübten Scharfblick der Marchesa, noch dem ihm näher verwandten Sinne der Fürstin. Beide Damen beriethen sich darüber unter einander, sie fühlten die Verbindlichkeit, die sie ihm schuldig waren, sie wünschten auf keine Weise seine Gefälligkeit gegen sie zu mißbrauchen, und beschlossen endlich, für die ganze Dauer ihres Aufenthaltes auf dem Lande den Vicomte de Belleville einzuladen, den

Sohn eines alten Freundes der Marchesa, der sich eben auch in Mailand befand. Sie konnten im voraus überzeugt seyn, daß der junge Franzose eine solche Gelegenheit, sein Haupttalent geltend zu machen, mit Freuden ergreifen würde, und daß er alle Pflichten eines Hofkavaliers, den sie nun einmal nicht entbehren zu können glaubten, mit unsäglichem Eifer erfüllen werde, ohne dazu von ihrer Seite besonders aufgefordert zu seyn.

Sie fanden sich in ihren Erwartungen von ihm nicht getäuscht. Sobald sie mit ihm in der Villa anlangten, war Belleville im Dienste der Damen unermüdlich; man hätte beinahe auf den Gedanken verfallen können, er verstehe die Kunst, seine Persönlichkeit zu vervielfältigen, denn er war immer und überall zugegen, wo man seiner für den Augenblick bedurfte. Auf der Promenade bot er den Damen den Arm, in der Kapelle das Weihwasser; im Salon war er unablässig für die Unterhaltung der Gesellschaft besorgt, die, nach einigen Tagen, durch das Hinzukommen der früher eingeladenen Gäste sich ansehnlich vermehrte. Der Fürstin und ihrer edlen Verwandtin gegenüber, war er von ehrfurchts-

voller Bewunderung ganz hingerissen, und immer auf dem Sprunge, ihre Wünsche zu erfüllen, ehe sie sich selbst deren deutlich bewußt wurden. Der schönen Bianca bemühte er sich, durch Blicke, Seufzer und leise Andeutungen den tiefen Eindruck zu verstehen zu geben, den sie auf sein Herz gemacht hatte; sogar die kleinen Griechinnen wurden von ihm nicht übersehen, am wenigsten Olinda, der erklärte Liebling der Marchesa; kein Tag verging, an dem er ihnen nicht einen sinnreich geordneten Blumenstrauß überreicht, und mit zierlich gedrechselten Lobsprüchen ihren jugendlich erblühenden Reizen gehuldiget hätte.

Ferdinand sah durch Belleville's Bemühen sich beinahe völlig in den Ruhestand versetzt, und benutzte ohne Bedenken die ihm dadurch gewonnene Freiheit. Er war von Jugend auf gewohnt, mehrere Stunden des Tages mit sich allein zuzubringen, und der lange Schmerz, der in die Blüthenzeit seiner Jugend gefallen war, hatte diese Gewohnheit ihm noch werther gemacht. Anfangs floh er die Gesellschaft der vornehmern Welt, um ungesehen und unbeobachtet seinem Schmerze sich hingeben zu können, späterhin achtete er es

für eben so unbequem als seiner unwürdig, sich von ihr Fesseln anlegen zu lassen, die jeder freien Bewegung seines Geistes wie seines Gemüthes hemmend entgegentreten mußten, ohne ihm die kleinste Entschädigung dafür bieten zu können. Doch blieb er weit davon entfernt, sich unbedingt der Einsamkeit hinzugeben, oder die Menschen zu fliehen; im Gegentheil, es machte ihm Freude, das Treiben und Thun derselben in zwangloser Freiheit zu beobachten, und er liebte eben deshalb Italien und die regere Lebendigkeit seines Volkes, das von dem glücklichsten Klima begünstigt, sein häusliches Leben fast ganz nach Aussen gewendet hat, und der vier beengenden Wände beinahe nur bedarf, um in ihrem Schutze zu schlafen. Unaussprechlich zuwider war ihm das eigentliche Salonleben, in welchem man jeden Schritt, jede Bewegung im voraus berechnen kann, und die, welche nur in diesem zu Hause sind, kamen ihm wie Marionetten vor, denen ein, durch alle hindurchlaufender Drath ein scheinbares Leben verleiht. Sogar jetzt, von geistreichen, in jeder Hinsicht ausgezeichneten Frauen umgeben, war ihm oft zu Muthe, als habe man ihn

voller Bewunderung ganz hingerissen, und immer auf dem Sprunge, ihre Wünsche zu erfüllen, ehe sie sich selbst deren deutlich bewußt wurden. Der schönen Bianca bemühte er sich, durch Blicke, Seufzer und leise Andeutungen den tiefen Eindruck zu verstehen zu geben, den sie auf sein Herz gemacht hatte; sogar die kleinen Griechinnen wurden von ihm nicht übersehen, am wenigsten Olinda, der erklärte Liebling der Marchesa; kein Tag verging, an dem er ihnen nicht einen sinnreich geordneten Blumenstrauß überreicht, und mit zierlich gedrechselten Lobsprüchen ihren jugendlich erblühenden Reizen gehuldiget hätte.

Ferdinand sah durch Belleville's Bemühen sich beinahe völlig in den Ruhestand versetzt, und benutzte ohne Bedenken die ihm dadurch gewonnene Freiheit. Er war von Jugend auf gewohnt, mehrere Stunden des Tages mit sich allein zuzubringen, und der lange Schmerz, der in die Blüthenzeit seiner Jugend gefallen war, hatte diese Gewohnheit ihm noch werther gemacht. Anfangs floh er die Gesellschaft der vornehmern Welt, um ungesehen und unbeobachtet seinem Schmerze sich hingeben zu können, späterhin achtete er es

für eben so unbequem als seiner unwürdig, sich von ihr Fesseln anlegen zu lassen, die jeder freien Bewegung seines Geistes wie seines Gemüthes hemmend entgegentreten mußten, ohne ihm die kleinste Entschädigung dafür bieten zu können. Doch blieb er weit davon entfernt, sich unbedingt der Einsamkeit hinzugeben, oder die Menschen zu fliehen; im Gegentheil, es machte ihm Freude, das Treiben und Thun derselben in zwangloser Freiheit zu beobachten, und er liebte eben deshalb Italien und die regere Lebendigkeit seines Volkes, das von dem glücklichsten Klima begünstigt, sein häusliches Leben fast ganz nach Aussen gewendet hat, und der vier beengenden Wände beinahe nur bedarf, um in ihrem Schutze zu schlafen. Unaussprechlich zuwider war ihm das eigentliche Salonleben, in welchem man jeden Schritt, jede Bewegung im voraus berechnen kann, und die, welche nur in diesem zu Hause sind, kamen ihm wie Marionetten vor, denen ein, durch alle hindurchlaufender Drath ein scheinbares Leben verleiht. Sogar jetzt, von geistreichen, in jeder Hinsicht ausgezeichneten Frauen umgeben, war ihm oft zu Muthe, als habe man ihn

gewaltsam entführt, als sey er gar nicht mehr in Italien, weil der Anblick des Volkslebens ihm fehlte. Er entbehrte mit diesem der gewohnten Zerstreuung, sein Gemüth war überdem sehr bedrückt, weil es ihm durchaus nicht gelingen wollte, von dem Leben oder Tode des Gemahls der Fürstin sich Nachricht zu verschaffen. Die Empörung im Königreiche Neapel griff mit jedem Tage um sich, der Lauf der, in diesem Lande ohnehin sehr unregelmäßig gehenden Posten war durch die östreichische Armee völlig gehemmt, und überhaupt jede Kommunikation mit dem Süden unmöglich geworden. Auch von Deutschland aus trafen nur selten Nachrichten ein, und er führte im eigentlichsten Sinne ein von der Außenwelt völlig abgeschiedenes Leben.

Die Nachsicht, mit welcher man ihn hier ganz ungestört seinem eignen Willen frei gab, ließ ihn indessen doch die Verpflichtung empfinden, sich auf einige Zeit in Verhältnisse zu fügen, deren er ungewohnt war. Er beschloß, wenigstens die kleinere Hälfte des Tages und den Abend der Gesellschaft zu weihen, und nur den Morgen und Vormittag nach eigenem Gefallen hinzubringen.

Weder der Fürstin noch der Marchesa schien es unangenehm aufzufallen, daß er gewöhnlich erst gegen die Zeit der Mittagstafel sich ihrem Kreise näherte; sobald er erschien, empfingen ihn beide mit zuvorkommender Auszeichnung; und tausend kleine Züge in ihrem Benehmen gaben ihm die schmeichelnde Gewißheit, daß sie ihn mit wahrem Wohlwollen als einen bewährten Freund zu ehren wünschten. Er fühlte zugleich, daß er durch sein ungezwungenes und doch nirgend gegen die einmal angenommene Regel anstoßendes Betragen allen gefiel, den einzigen Belleville vielleicht ausgenommen, und dieses Bewußtseyn gab ihm eine angenehme Sicherheit, die gleich wohlthätig auf ihn selbst und auf seine Umgebungen einwirkte.

Nur eines machte ihn beklommen, und erfüllte ihn oft mit Unmuth gegen sich selbst; der schönen Bianka holde Freundlichkeit, ihre auffallende Art, ihn jedem Andern vorzuziehen, als müsse das so, und könne gar nicht anders seyn. Ihre blendende Schönheit, die frische Lebendigkeit ihres Wesens zogen ihn unwiderstehlich in ihre Nähe, es war ihm unmöglich, die unbeschreibliche Theilnahme, die sie ihm bewies, nicht zu

erwiedern, und doch wußte er von inneren Vorwürfen ſich oft nicht zu retten, wenn er, im Geſpräch mit ihr, das große, dunkle Feuerauge in leidenſchaftlicher Glut aufblitzen ſah. Er war überzeugt, nie wieder lieben zu können, und doch ward ſein Auge zum Spiegel des ihrigen, die Flamme, die aus jenem hervorbrach, ſtrahlte es unwillkührlich wieder zurück. Soviel Huld und Anmuth mit Kälte zu erwiedern, war, ihr gegenüber, ihm unmöglich, doch nur ihr gegenüber. So wie er ihrem Zauberkreiſe entrückt ward, blieb in ſeinem Gemüthe faſt keine Spur der innigen Ergebenheit zurück, die er ſich nicht enthalten konnte, ihr zu beweiſen, ſo lange er in ihrer Nähe verweilte, und die er in ſolchen Momenten auch wirklich empfand. Belleville beobachtete beide mit allen Zeichen wüthender Eiferſucht, er unterließ es ſogar nicht, durch Bemerkungen ſeinem innern Zorn Luft zu machen, welche augenſcheinlich nur durch die Gegenwart der Fürſtin in den Schranken der Mäßigung erhalten wurden, und dieſes Betragen eines Nebenbuhlers, den er weder beſonders achtete, noch liebte, trug allerdings auch dazu bei, Ferdinanden von einer

Abänderung seines Betragens in Hinsicht auf Bianca abzuhalten.

Wie man vor der Glut der hoch am Himmel strahlenden Sonne sich gern zuweilen einer tief im Schatten rieselnden Quelle zuwendet, so wandte auch Ferdinand sich gern von Bianca's blendender Erscheinung dem lieblichen, bleichen Griechenkinde Olinda zu, das, mit jener im holdesten Kontrast, die Demuth und Anspruchslosigkeit selbst war. Er begegnete so gern dem schüchternen Blicke des erröthenden Mädchens, das nur selten den dunkeln Schleier der langen, seidenen Augenwimper gegen ihn aufschlug. Die weiche Hingebung des armen Kindes rührte ihn nicht minder tief, als dessen wirklich hartes Geschick; doch auch hier blieb er in seinem Gemüthe von leisen Vorwürfen nicht ganz frei, welche die ihm eigne Bescheidenheit ihm gewiß erspart haben würde, hätte nicht das Betragen der Marchesa ihm über Olindens Gefühl für ihn Aufschluß gegeben. Er sah diese Dame immer freundlicher gegen ihn werden, je öfter er mit diesem ihrem Lieblinge sprach, sie hatte oft geäussert, wie sie nichts sehnlicher wünsche, als Olinden an

erwiedern, und doch wußte er von inneren Vorwürfen ſich oft nicht zu retten, wenn er, im Geſpräch mit ihr, das große, dunkle Feuerauge in leidenſchaftlicher Glut aufblitzen ſah. Er war überzeugt, nie wieder lieben zu können, und doch ward ſein Auge zum Spiegel des ihrigen, die Flamme, die aus jenem hervorbrach, ſtrahlte es unwillkührlich wieder zurück. Soviel Huld und Anmuth mit Kälte zu erwiedern, war, ihr gegenüber, ihm unmöglich, doch nur ihr gegenüber. So wie er ihrem Zauberkreiſe entrückt ward, blieb in ſeinem Gemüthe faſt keine Spur der innigen Ergebenheit zurück, die er ſich nicht enthalten konnte, ihr zu beweiſen, ſo lange er in ihrer Nähe verweilte, und die er in ſolchen Momenten auch wirklich empfand. Belleville beobachtete beide mit allen Zeichen wüthender Eiferſucht, er unterließ es ſogar nicht, durch Bemerkungen ſeinem innern Zorn Luft zu machen, welche augenſcheinlich nur durch die Gegenwart der Fürſtin in den Schranken der Mäßigung erhalten wurden, und dieſes Betragen eines Nebenbuhlers, den er weder beſonders achtete, noch liebte, trug allerdings auch dazu bei, Ferdinanden von einer

Abänderung seines Betragens in Hinsicht auf Bianca abzuhalten.

Wie man vor der Glut der hoch am Himmel strahlenden Sonne sich gern zuweilen einer tief im Schatten rieselnden Quelle zuwendet, so wandte auch Ferdinand sich gern von Bianca's blendender Erscheinung dem lieblichen, bleichen Griechenkinde Olinda zu, das, mit jener im holdesten Kontrast, die Demuth und Anspruchslosigkeit selbst war. Er begegnete so gern dem schüchternen Blicke des erröthenden Mädchens, das nur selten den dunkeln Schleier der langen, seidenen Augenwimper gegen ihn aufschlug. Die weiche Hingebung des armen Kindes rührte ihn nicht minder tief, als dessen wirklich hartes Geschick; doch auch hier blieb er in seinem Gemüthe von leisen Vorwürfen nicht ganz frei, welche die ihm eigne Bescheidenheit ihm gewiß erspart haben würde, hätte nicht das Betragen der Marchesa ihm über Olindens Gefühl für ihn Aufschluß gegeben. Er sah diese Dame immer freundlicher gegen ihn werden, je öfter er mit diesem ihrem Lieblinge sprach, sie hatte oft geäussert, wie sie nichts sehnlicher wünsche, als Olinden an

der Hand eines edlen Mannes recht bald einen sichern Standpunkt im Leben gewinnen zu sehen, er bemerkte, wie sie ihm jede Annäherung zu der jungen Griechin erleichterte, und die Furcht, den innern Frieden dieses jugendlichen, ohnehin von der Hand des Schicksals schwer getroffenen Wesens vielleicht auf lange zu trüben, bemächtigte sich seiner um so schmerzlicher, jemehr er sich innerlich ihrer als einer Thorheit schämte. Wider seinen Willen mußte er in Olindens sanftem Auge, in dem bebenden Ton ihrer süßen Stimme, wenn sie zu ihm sprach, den Eindruck bemerken, den er auf dieses junge Herz gemacht hatte; vergebens sträubte er sich dagegen, vergebens versuchte er, ihr Gefühl für ihn Dankbarkeit, kindliches Hinneigen einer unerfahrnen Unschuld zu nennen, eine Stimme erhob sich in seinem Gemüthe, die es für das anerkannte, was es war, für das erste Erwachen eines weichen, Liebe bedürfenden Herzens, das leider mehr für den Schmerz, als für die Freude organisirt zu seyn schien. Wie hätte er jemals sich entschließen können, durch Nichtbeachtung diesem zarten Wesen wehe zu thun, das, gleich der Sensitive, bei je-

der unsanften Berührung sich schmerzlich in sich selbst zusammenzog! Er konnte es nicht, selbst nicht in Gegenwart der Fürstin, die er gleich einer Gottheit verehrte.

Die Fürstin! Seit er in dieser Villa mit ihr lebte, hatte er sie nie anders als im Beiseyn Anderer gesehen, sogar nicht einmal in ihrem Zimmer, wohin sie ihn zuweilen rufen ließ, um sich mit ihm über die Möglichkeit, von ihrem Gemahl Nachricht zu erhalten, zu berathen. Immer war entweder Bianca gegenwärtig, oder die stolzen klugen Augen der Marchesa blickten seltsam forschend ihn an. Kein einziges, recht aus dem Herzen gesprochenes Wort, keine Aeusserung, die nicht auf der Wage der strengsten Etikette Probe gehalten hätte, durften jemals zwischen ihm und ihr zur Sprache kommen; eine unsichtbare Scheidewand verhinderte von beiden Seiten jede geistige Annäherung, und doch hatte er seit Jahren keine Frau gesehen, zu der er, frei von jedem leidenschaftlichen Gefühl, mit so vollkommenem Vertrauen, mit so inniger Ergebenheit sich hingezogen fühlte. Sie war ihm eine Heilige, ein höheres geistiges Wesen, er fühlte, wie ihr heller

Blick sein Innres durchschaute, und wünschte nichts sehnlicher, als vertrauensvoll jede Regung seines Gemüthes ihr offenbaren zu dürfen. Auch lag in ihrer ganzen Erscheinung etwas ihm so Bekanntes, im Blick, im Gange, vor allem im Ton ihrer Stimme; aber vergebens rief er die Vergangenheit sich zurück, nie und nirgend war er einem lebenden Wesen begegnet, das auch nur eine Spur entfernter Aehnlichkeit mit ihr gehabt hätte; und so gestand er sich endlich, daß nur die reine Harmonie, die klare Vollendung ihres ganzen Daseyns diesen Zauber an ihm übten, und ihm vorspiegelten, eine Erscheinung früher wirklich gekannt zu haben, die nur bisher, als Ideal weiblicher Vollkommenheit, seinem Geiste vorgeschwebt hatte.

Die zwanglosesten Stunden der Unterhaltung, an der auch die Fürstin heitern Antheil zu nehmen pflegte, fielen gewöhnlich in die Abendzeit, wo denn die ganze Gesellschaft sich in einem schönen Gartensaale zu einer leichten Kollation zu versammeln pflegte. Ferdinand gewöhnte sich sehr bald, seine Tage nur nach diesen Abenden zu zählen, die dennoch zuweilen durch Spazierfahr-

ten, oder Besuche ausserhalb dem Hause verdrängt wurden. Zwanglose Freude, Scherz, Lachen und Gesang gingen um die mit Blumen, Früchten und Erfrischungen aller Art besetzte Tafelrunde; es war, als ob mit der Tageshitze auch jedes einengende Verhältniß verschwunden sey, obgleich die strengste Sitte dabei immer vorherrschend blieb, und Niemand es wagte, auch nur von fern die scharf gezogene Gränze der Schicklichkeit zu berühren.

Ferdinand hatte, er wußte selbst nicht wodurch, bei diesen Kollationen seinen bestimmten Platz, der Fürstin und der Marchesa gegenüber, an Bianca's Seite erhalten, und letztere suchte hier eben so wenig als anderswo sich in ihrem Benehmen gegen ihn Zwang anzuthun; er selbst, theils von ihr selbst, theils durch allerlei Zufälligkeiten dazu veranlaßt, konnte es nicht immer vermeiden, ihr als der anerkannt Schönsten zu huldigen. Ein unbehagliches, ihn innerlich beschämendes Gefühl bemächtigte sich seiner, wenn er nach einer solchen, ihm beinahe abgezwungenen Auszeichnung der schönen Hofdame, das Auge zu der ihm gegenübersitzenden Fürstin erhob, oder

zufällig nach der entfernteſten Seite der Tafel hinüberblickte, und gewahr wurde, wie Olinda, den umdunkelten Blick auf ihn geheftet, bleich und zitternd, Todesſchmerz in allen Zügen, ſich kaum aufrecht zu erhalten vermochte. Um ſich nur einigermaßen aus dieſen quälenden Verhältniſſen zu retten, pflegte er dann wohl irgend ein von Bianca leicht hingeworfenes Wort aufzunehmen, und ſie in eine Art geiſtreichen Krieg zu verwickeln, dem ihr leichter ſpielender Witz ziemlich gewachſen war. Sie verfehlte auch nie, mit gewohnter Lebhaftigkeit darauf einzugehen, ſo daß er bald laut genug geführt wurde, um die ganze Geſellſchaft daran Theil nehmen zu laſſen. Die, welche ſich dazu geeignet fühlten, miſchten ſich freudig in den luſtigen Kampf, die Uebrigen ergötzten ſich am Zuhören. Sogar die Marcheſa verſchmähte es nicht, dann und wann ein gelaſſen ausgeſprochenes, aber immer den rechten Punkt genau treffendes Wort zu der fröhlichen Unterhaltung beizutragen, und auch die Fürſtin pflegte oft mit recht anmuthiger Heiterkeit ſich hinein zu miſchen. Dieſe legte dabei ſo viel anſpruchsloſe Beſcheidenheit an den Tag, eine ſo rege

Gemüthlichkeit, der auch das ihr am Fernsten Liegende, sobald es nur eine Seite rein menschlichen Empfindens berührte, nie fremd blieb, daß Jedem wohl um das Herz ward, der sie anhörte. Die Leichtigkeit, in die Gefühle wieder einzugehen, durch die sie vor allen Uebrigen sich auszeichnete, zog alle unwiderstehlich zu ihr hin.

Belleville blieb natürlicher Weise bei diesen Uebungen des Witzes kein müßiger Zuhörer, sondern pflegte sich im Gegentheil als einer der Vorlautesten auszuzeichnen. Er schien es besonders darauf anzulegen, als Ferdinands erklärter Gegner aufzutreten, wenn gleich nicht immer mit ausgezeichnetem Gelingen. Die Ausfälle, die er gegen diesen sich erlaubte, waren oft mehr boshaft als witzig, je nachdem sich den Tag über die Dame seines Herzens gegen ihn bezeigt hatte, für die er jetzt in vollem Ernst so leidenschaftlich entbrannt war, als er sich früher bemüht hatte, es zu scheinen.

Ferdinand bedurfte oft aller mühsam errungenen Gewalt über sich selbst, um dem eitlen Franzosen, aus ehrerbietiger Rücksicht gegen die Fürstin, alles was dieser sich gegen ihn erlaubte,

ungestraft hingehen zu lassen. Eines Abends aber fühlte er dennoch seinen mit aller Anstrengung festgehaltnen Gleichmuth wankend werden. Bianca war nie schöner erschienen, als an diesem Tage, aber auch nie hatte sie sich Ferdinanden huldreicher zugeneigt. Der Vicomte seinerseits glühte vor Eifersucht und innerem Zorn, und verfiel endlich in ein völliges Vergessen seiner selbst und seiner Umgebungen. Die gewohnte fröhliche Unterhaltung war eben in vollem Gange, und Belleville nahm die Gelegenheit wahr, sich durch einen beißenden Einfall Luft zu machen, der nicht nur Ferdinanden, sondern auch Bianca verletzte. Ein zur Rache aufforderndes Wort schwebte auf den Lippen der letzteren, die Flamme des heftigsten Zornes blitzte in Ferdinands Augen auf, doch die immer und alles beobachtende Marchesa wurde beides gewahr, und stand plötzlich unter dem Vorwande, sich unwohl zu befinden, von ihrem Sitze auf. Sie winkte Ferdinanden, ihr, wie er alle Abende that, bis in die Vorhalle des Schlosses den Arm zu geben, und hatte wahrscheinlich vor, ihm auf dem Wege dahin ein Paar begütigende Worte zu sagen; doch ihr Aufbruch ward

von der ganzen Gesellschaft wie ein Signal angesehen, ihr zu folgen. Die Fürstin ging am Arm des Vornehmsten unter ihren Gästen ihr zur Seite; die beiden Griechinnen drängten in großer Besorgniß sich dicht an sie heran; die ganze Gesellschaft umgab sie, und sie sah sich gezwungen, Ferdinanden unten im Schlosse wie gewöhnlich zu entlassen, ohne ihren Zweck erreichen zu können.

Nachdem alles zur ungewohnt frühen Stunde auseinander gegangen war, kehrte Ferdinand noch einmal in den Garten zurück; noch immer kochte das wild aufgeregte Blut in seinen Adern, er wollte Kühlung suchen in der frischen thauigen Nacht, und stieß sogleich auf Belleville, der auch noch, wahrscheinlich aus gleicher Absicht, auf der Terrasse, dicht unter Bianca's Fenster, auf und ab wandelte.

Bei seinem Anblick brauste Ferdinands Zorn von neuem auf, doch er berücksichtigte den Ort, wo sie beide sich befanden, und suchte die Ausbrüche desselben zu mäßigen.

«Der Herr Vicomte lieben es, wie ich sehe, die Kühlung der Nacht zu genießen,» sprach er,

höflich ihn begrüßend, «die Morgen aber sind nicht minder schön in diesem Lande, und ich wünschte, Sie möchten sich, etwa morgen früh um vier Uhr, entschließen, einen Spaziergang im Freien zu machen.»

«Warum nicht? besonders in guter Gesellschaft,» erwiederte der Vicomte im nämlichen Ton, «ich habe mich schon lange danach gesehnt. Wohin wünschen Sie, daß wir gehen?»

«Ich dächte in's Boskett, am Ende des Gartens,» sprach Ferdinand.

«Der Platz ist eben nicht der bequemste,» erwiederte Belleville, «doch wenn wir erst beisammen sind, steht es ja bei uns, einen andern zu suchen. Rechnen Sie auf mich, Punkt vier Uhr habe ich die Ehre, den Herrn Grafen im Boskett zu erwarten. Sie kommen ohne Begleitung?»

«Ganz allein,» erwiederte Ferdinand, und schlug, ihn abermals höflich grüßend, einen andern Weg ein.

Der herrlichste Morgen war so eben über die üppig reiche Gegend aufgegangen, als Ferdinand dem Boskette zueilte, der Vicomte war ihm aber

dennoch zuvorgekommen, er fand ihn schon seiner erwartend.

«Sie kommen ohne Degen, Herr Graf?» rief Belleville gleich nach der ersten Begrüßung diesem zu, «wünschen Sie vielleicht Pistolen, und haben welche mitgebracht?»

«Ich komme, wie Sie sehen, ohne alle Waffen,» erwiederte Ferdinand, indem er, um dieses zu bestätigen, seinen Ueberrock von beiden Seiten zurückschlug. Das eiserne Kreuz erster Klasse, das er unter demselben trug, ward durch diese Bewegung sichtbar, Belleville schauderte vor dem bescheidnen Glanz desselben zurück, und legte unwillkührlich von seinem Gefühl hingerissen, die Hand an den Degen.

«Ich begreife, daß der Anblick dieses Ehrenzeichens Sie verletzen muß, Herr Vicomte, und vermied daher bis jetzt, es in Ihrer Gegenwart öffentlich zu tragen,» sprach Ferdinand, indem er seinen Ueberrock ganz gelassen wieder zuknöpfte. «Sie sind aber gewiß gerecht genug,» setzte er hinzu, «um mir einzugestehen, daß ein Mann, der wie ich auf dem Schlachtfe[illegible] es erhielt, wohl wagen darf, sich von einem ehrenwerthen

Gegner ein Paar Augenblicke ruhigen Gesprächs zu erbitten, ehe Sie zum Kampfe schreiten, ohne deshalb befürchten zu müssen, für feig zu gelten.»

«Erst Kampf, dann Worte, so viel Ihnen beliebt, das ist so meine Art,» erwiederte der Vicomte trotzig

«Es ist in der Regel auch die meine, und noch gestern Abend war ich fest entschlossen, von ihr nicht abzugehen, doch besserer Rath kommt über Nacht,» sprach Ferdinand: «Da ich indessen bedeutend älter bin als Sie, Herr Vicomte, so war es auch wohl natürlich, daß mir zuerst der Gedanke an das Unrecht kam, das wir beide im Begriffe standen, zu begehen.»

«Unrecht? Zum Teufel, Herr, sind Sie etwa ein verkappter Priester, und wollen mir hier eine Bußpredigt halten?» rief, höhnisch lachend, Belleville.

Ferdinand hatte Mühe, in dem gemäßigten Ton zu bleiben, den er gleich anfangs angenommen hatte: «ich bin weder das eine, noch will ich das andre,» sprach er mit festem, ernstem Ton und Blick, «aber ich stehe ganz unbewaffnet vor Ihnen, und kam so, in der Ueberzeugung, daß

die ritterlichen Gesinnungen seiner Nation keinem braven Franzosen erlauben werden, einen Feind absichtlich beleidigen zu wollen, der nicht im Stande ist, die Beleidigung augenblicklich zu rächen.»

«Nun so sagen Sie mir denn, was Sie mir zu sagen haben,» rief mit leichtem Erröthen der Vicomte, und warf sich anmuthig auf eine nahe Gartenbank.

«Wir können und dürfen uns hier nicht schlagen, ohne das Gastrecht und die Ehrfurcht zu verletzen, die wir der Fürstin zollen müssen, auf deren Einladung wir hier sind,» sprach Ferdinand, indem er sich neben ihn auf die Gartenbank setzte.

«Bei meiner Ehre, Sie haben Recht, und es ist unverzeihlich, daß ich nicht selbst dies bedacht habe,» rief der Vicomte. «Wohin wollen wir?» setzte er von der Bank aufspringend hinzu, «wollen wir an die Gränze?»

«Sobald ich wieder frei bin, Vicomte, stehe ich Ihnen überall zu Befehl,» erwiederte Ferdinand, «für jetzt aber bindet mich ein heiliges Versprechen, einem sterbenden Freunde geleistet. Ich vertraue Ihrer Ehre das Geheimniß an, daß der Duca schwer verwundet darnieder liegt, ich

habe ihm mein Ehrenwort darauf geben müssen, seine Gemahlin, die von der Gefahr, in welcher er schwebt, keine Ahnung hat, noch seinem Willen zufolge haben soll, so lange zu beschützen, sie nicht zu verlassen, bis sein Schicksal entschieden ist. Bin ich meiner Verpflichtung gegen diese Dame entlassen, so bin ich jede Stunde zum Kampfe mit Ihnen bereit, doch bis dahin bin ich gebunden, das sehen Sie selbst ein.»

«So sey es denn,» rief der Vicomte, und wollte sich entfernen, doch Ferdinand hielt ihn zurück.

«Gönnen Sie mir noch ein Paar Augenblicke,» sprach er, «es gibt noch eine Dame, wegen derer ich Ihnen eine Erklärung schuldig bin, die Contessina Bianca: Sie lieben sie . . . . . .»

«Ich bete sie an! mögen Sie, mag die ganze Welt es wissen,» fiel Belleville mit großem Ungestüm ein; «aber jetzt ist es an mir zu fragen, wollen Sie Ihren Feind beleidigen, den Sie so eben durch Ihre Erklärung waffenlos gemacht haben?»

«Ich bin es der Ehre dieser Dame schuldig, Sie aus einem seltsamen Mißverstand zu ziehen,

in welchem Sie mir befangen scheinen, Herr Vicomte,» erwiederte Ferdinand sehr gemessen. «Sie sehen mich ihr die Bewunderung zollen, die kein Mann der Schönheit versagen kann, besonders wenn sie in so blendendem Glanze erscheint wie hier; doch gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß zwischen mir und Bianca kein näheres Verhältniß in keiner Art besteht; daß ich sogar sie nie anders als in der Gesellschaft gesehen und gesprochen habe, und durchaus nicht in dem Wahne stehe, auf ihre Hand oder ihr Herz Ansprüche machen zu können, sie ist frei, vollkommen frei, frei wie ich selbst es bin.»

Ein leichtes Geräusch in der Nähe hielt den Vicomte von der Antwort auf diese unerwartete Erklärung ab. «Ich glaube nicht, daß wir für jetzt einander noch weiter etwas zu sagen hätten,» nahm Ferdinand, nach einer kleinen Pause, während welcher sich nichts weiter hören ließ, wieder das Wort. «Wir Beide sind in einem zu aufgeregten Zustande, als daß es uns angenehm seyn könnte, von Spaziergängern, deren Annäherung ich zu hören glaube, hier beisammen getroffen zu werden. Vicomte, ich habe Ihnen

nicht Frieden, aber Waffenstillstand geboten, lassen Sie diesen auch in unserem geselligen Verkehr einstweilen gelten, wir sind es den hohen Damen, deren Gäste wir beide wurden, schuldig, durch unsere persönliche Mißhelligkeiten den Frieden ihres Hauses nicht zu stören, sondern uns vielmehr dahin zu vereinen, ihn aufrecht zu erhalten. Was ferner geschehen soll, wenn ich meiner jetzigen Verpflichtung gegen die Fürstin entlassen bin, darüber mag die Zukunft entscheiden, Sie werden mich immer bereit finden.»

Ferdinand entfernte sich mit diesen Worten, und ließ seinen Gegner in einer sehr seltsamen Stimmung zurück. Er haßte den Grafen in diesem Augenblicke herzlicher, als je, denn er hatte dessen Ueberlegenheit empfunden, und sah doch keine Möglichkeit vor sich, einen andern Weg einzuschlagen, als den, welchen ihm dieser angedeutet hatte; die Erklärung, welche er ihm in Hinsicht auf Bianca gegeben hatte, befriedigte ihn nur halb, denn ein junger Franzose seiner Art fürchtet nicht leicht auf einen Nebenbuhler zu treffen, den er nicht durch die Vorzüge seiner

Persönlichkeit aus der Gunst einer schönen Dame sollte verdrängen können.

Aber Belleville wollte nicht nur glücklich seyn, er wollte es auch zu seyn scheinen, und ihm lag vielleicht an letzterem noch mehr, als am ersten. Daß Ferdinand in den Augen der Welt, sowohl bei Bianca als in der Gesellschaft, den ersten Platz beibehalten sollte, ohne daß er, Belleville, nach allem zuletzt Vorgegangenen ihn daran sollte hindern können, schien ihm unleidlich, und er hätte gern alles, was er besaß, darum gegeben, um nur seinen Widersacher von diesem Platze vertrieben zu sehen.

In Mismuth und inneren Aerger versunken, verließ Belleville endlich das Boskett auf entgegengesetztem Wege von dem, welchen Ferdinand eingeschlagen hatte, und war nur um wenige Schritte von letzterem entfernt, als etwas Weißes, das zwischen dem niedern Gesträuch hervorschimmerte, seine Aufmerksamkeit anregte. Er eilte darauf zu, und fand die Contessina Bianca im thauigen Grase halb ohnmächtig hingestreckt. Schnell wie ein Blitz fuhr ihm der Gedanke durch den Sinn, daß sie wahrscheinlich sein Gespräch mit

Ferdinanden belauscht habe; er erinnerte sich deutlich, daß ihr Balkon am gestrigen Abende offen stand, während er dicht unter demselben auf den Grafen stieß; es war fast nicht zu bezweifeln, sie hatte Beider Verabredung, sich hier in dieser frühen Stunde zu treffen, gehört, den eigentlichen Zweck dieser Zusammenkunft ohne Mühe errathen, und war gekommen, um einen Zweikampf zu verhindern oder auch vielleicht Zeuge desselben zu werden.

Im ersten Augenblick schien Bianca den Vicomte für Ferdinanden zu halten; sie wies seine ihr dargebotene Hülfe sehr unfreundlich zurück, und einige halb unverständliche Vorwürfe entschlüpften ihren Lippen, die Bellevike in seiner vorgefaßten Meinung bestärkten. Doch sobald sie diesen für den erkannte, der er war, veränderte sie ihr Betragen, sie erlaubte ihm, ihr aufstehen zu helfen, sprach einiges ziemlich Unzusammenhängende von kalter Morgenluft und feuchtem Grase, und befahl ihm endlich, sie in den Gartensaal zu führen, ihre Kammerfrau ihr dorthin zu senden, und vor allem über ihr Unwohl-

seyn und den Ort, wo er sie gefunden, das strengste Schweigen zu beobachten.

Belleville war froh wie ein König, indem er ihre Befehle erfüllte; er war in seinem Herzen überzeugt, das Spiel jetzt gewonnen zu haben, und obendrein ohne die Gesetze ritterlicher Ehre und der Galanterie gegen Damen zu verletzen, auf die er als ein ächter Franzose unverbrüchlich hielt.

Die Fürstin war an diesem Tage auf einer benachbarten Villa zum Mittagsessen eingeladen, und Ferdinand benutzte das ihm ein für allemal zugestandene Vorrecht, sie nicht dorthin zu begleiten; doch am Abende stellte er zur gewohnten Zeit sich bei der Gesellschaft ein, die sich diesesmal, ihrer geringen Anzahl wegen, nicht im Gartensaal, sondern in den Zimmern der Fürstin versammelte. Die meisten Gäste hatten an diesem Morgen sich beurlaubt, um in ihre Heimath zurückzukehren, und die, welche dieselbe ersetzen sollten, wurden erst in einigen Tagen erwartet.

Dieser Abendverein bot seltsame Erscheinungen, die ihn von allen seinen Vorgängern un-

terschieden, und zwar nicht blos der veränderten Lokalität wegen. Bianca erschien nicht, weil ein plötzliches Kopfweh sie nach ihrer Rückkehr vom Diner überfallen hatte, die Marchesa war von ungewöhnlicher Heiterkeit, bis zur fröhlichsten Laune belebt, Belleville sah aus wie ein junger Triumphator auf dem Operntheater, und Olinda war zum erstenmal in ihrem Leben wirklich blendend schön; es war, als ob ein Strahl von Glückseligkeit die zarte Gestalt von innen heraus durchsichtig hell verkläre.

Alles war fröhlich, nur Ferdinand fühlte sich ängstlich beklommen, kein allgemeines Gespräch wollte aufkommen, und er fürchtete jeden Augenblick, man könne glauben, oder sich wenigstens stellen als glaube man, daß Bianca's Abwesenheit ihn so stumm und einsylbig mache.

Vergebens versuchte er, den gewohnten Ton anzustimmen, bei jedem mißlungnen Versuche dazu fühlte er seine innere Verlegenheit sich steigern, und endlich hob er ganz unwillkührlich einen bittenden, fast Hülfe suchenden Blick zur Fürstin auf, den diese verstand, vielleicht auch ohne es zu wollen oder zu wissen.

«Sitzen wir nicht heute hier, wie eine vom Sturm auf ein schönes unbewohntes Eiland geworfene Gesellschaft Schiffbrüchiger, weil uns die Freunde fehlen, die sonst Leben und Abwechselung in unsern Kreis brachten?» sprach sie lächelnd. «Oder soll ich uns der Gesellschaft von Flüchtlingen vergleichen, zu denen der alte Boccaccio uns in seinem Decameron einführt? Schon unsere Anzahl, und auch manches Andere in unserer Lage macht den Vergleich passender. Wie jene dort, so sind auch wir gerade unserer Zehne, fünf Herren und fünf Damen, und auch uns hat größtentheils eine Art von Pest aus der geliebten Heimath vertrieben, welche sich leider, in ihren weit um sich her greifenden Folgen noch zerstörender zeigen kann, als jene, welche die Geängsteten damals zu entfliehen trachteten. Wie wäre es, wenn wir einmal nach ihrem Beispiel die Stunden durch Erzählungen zu beflügeln versuchten, zu denen jeder von uns beitragen müßte? Und damit sich Niemand durch Mangel an Stoff zu entschuldigen hätte, so will ich für heute die Rolle der Königin freiwillig übernehmen; und schlage daher vor, daß jeder die Geschichte seiner

ersten Liebe uns mittheilte. Ich meine damit die allererste, ganz jugendliche Liebe; denn eine solche hat doch gewiß ein Jeder, und wäre es auch an der Gränze der Kindheit, einmal in seinem Leben empfunden.»

Die Marchesa war heute zu gut gelaunt, um nicht in jeden Vorschlag ihrer Cousine freundlich einzustimmen, und die ganze übrige Gesellschaft folgte, wie zu erwarten war, ihrem Beispiel. Ein Kreis wurde gebildet, Loose wurden aufgeschrieben und gezogen, und Ferdinand freute sich innerlich, Nummer Zehn erhalten zu haben, weil er dadurch sicher zu seyn glaubte, daß, für heute wenigstens, die Reihe des Erzählens nicht bis an ihn gelangen werde. Noch wurde einstimmig ausgemacht, daß jede erste Liebe, sey sie noch so kindisch, noch so unverständig oder drollig, sammt ihren glücklichen oder unglücklichen Folgen, ohne Hehl der Gesellschaft zum Besten gegeben werden solle; denn der Hauptzweck bei der Wahl dieser Unterhaltung war, sich an dem Kontrast zwischen dem Gewesenen und dem daraus Gewordenen zu ergötzen.

Ein alter französischer Chevalier, mit schnee-

weißem Haar und einem Paar Augen, das dieſem durchaus widerſprach, hatte Nummer Eins gezogen. Wie Tauſende ſeines Gleichen, war er in der Blüthe des männlichen Alters vor den Jacobinern nach Koblenz geflohen. Feſt überzeugt, nur eine kleine Luſtreiſe anzutreten, von der er in wenigen Wochen nach der einzigen Stadt in der Welt, in der es ihm der Mühe werth ſchien zu leben, wieder zurückkehren würde. Er harrte und hoffte von einem Tage, von einem Jahre zum andern, bis ihn nach und nach das Elend mit eiſernem Arm ergriff. Es zog ihn herab in tiefe Armuth, in unausſprechliche Leiden und Entbehrungen aller Art. Nichts blieb ihm, als ſein fröhlicher Sinn und ſein Ludwigskreuz. Von erſterem kräftig unterſtützt, half er ſich ehrlich durch die Welt, war bald Silhouetteur, bald Tanzmeiſter, bald Sprachlehrer, ſogar einmal Reſtaurateur in einer großen deutſchen Stadt. Ein Verſuch zur Wiedererlangung ſeiner Güter, den er zur Zeit, als die Emigranten zurückberufen wurden, wagte, ward durch die Ränke der jetzigen Beſitzer derſelben vereitelt; ſo harrte er denn in der Fremde fort und fort, und ward darüber ein faſt ſieb-

zigjähriger Greis, bis die große Umwälzung der Dinge seinen König und auch ihn in das geliebte Vaterland zurückführte. Dort fand er seine Freunde todt oder zerstreut, seine bedeutenden Güter zum Eigenthum Anderer geworden, und wartete jetzt in Mailand, fast eben so arm als zuvor, aber mit dem frischen Muth eines zwanzigjährigen Jünglings den Augenblick ab, wo er, wie er fest hoffte, einen Theil des ihm Geraubten wieder erhalten würde, um dann im geliebten Vaterlande ein neues Leben zu beginnen.

Der fröhliche Greis zeigte sich sehr bereitwillig, von seinen drei ersten Lieben zu erzählen, denn er behauptete, eine einzelne erste Liebe gar nicht gekannt zu haben. Im neunten Jahr war er schon, wie er versicherte, in seine Tante, eine vierzigjährige Aebtissin, zum Sterben verliebt gewesen; ihre wunderschönen Hände, mit denen sie ihm Bonbons austheilte, und der süße Ton ihrer Stimme hatten sein Herz völlig erobert, zugleich aber liebte er auch auf das Leidenschaftlichste ein sechszehnjähriges Fräulein, weil es röthliche, in's goldige spielende Haare hatte, mit denen es ihm wie eine Sonne vorkam, und

dann auch das kleine schwarzäugige Hühnermädchen auf dem Landgute seiner Altern, das ihn immer mit frisch gelegten Eiern heimlich versorgte, die er gar gern aß. Alle diese drei Lieben waren, seiner Versicherung nach, zu gleicher Zeit seine ersten gewesen, aber auch alle drei hatten unglücklich geendet, und ihn dadurch in tiefen Schmerz versenkt. Die goldgelockte Schöne hatte geheirathet, was er sehr übel nahm; zu der Aebtissin durfte er, nachdem er sein zehntes Jahr erreicht hatte, nicht mehr gehen, weil die Regel ihres Klosters dieses verbot; und das Hühnermädchen war, eben jener entwendeter Eier wegen, fortgeschickt worden. Der gute Alte wußte die Geschichte dieser drei Lieben so geschickt in einander zu verflechten, und auch zugleich in ihren mitunter recht komischen Einzelnheiten darzustellen, daß die ganze Gesellschaft sich daran höchlich ergötzte, während er einen großen Theil des Abends damit ausfüllte.

Die zweite Person, welche an die Reihe des Erzählens kam, war die Marchesa; sie selbst hatte dem Vorschlage dieses Spieles ihre freudige Zustimmung gegeben, und durfte sich ihm also für ihre

Person nicht entziehen. Es war angenehm und belustigend zugleich, zu sehen, wie die ernste, sonst immer sehr gleichmüthige Frau sich anschickte, von einer Leidenschaft zu reden, von der man hätte glauben sollen, daß sie ihr immer fremd geblieben sey. Sie kam darüber in eine ihr recht wohl stehende Verlegenheit, erröthete ein wenig, und sah aus, als ob sie noch jetzt der kindischen Thorheiten ihrer längst verschwundenen Jugend sich schämen müßte. Es war wirklich, als ob ein Morgenstrahl aus dieser noch in ihren Abend hinüber leuchte, und ihn verkläre, so wie im hohen Norden sich der Himmel um Mitternacht schon von neuem röthet, wenn die Sonne unlängst verschwunden ist. So begann sie lächelnd zu sprechen.

«Meine ersten Lieben, denn gleich dem Chevalier muß auch ich hier in der Mehrzahl sprechen: meine ersten Lieben waren alle gestaltlos, lauter Helden aus den Romanen des Herrn von Calprenede und der Mademoiselle de Scudery, von denen ich mir gar nicht denken konnte, wie sie wohl ausgesehen haben möchten; denn die wenigen alten Herrn in gepuderten Perrücken, steif

abstehenden, goldgestickten Röcken und langen Spitzenmanschetten, die ich zuweilen bei meiner Mutter sah, konnten mir kein Bild von ihnen geben. Ich wurde bis in mein eilftes Jahr in Wien, wo meine Eltern damals lebten, sehr eingezogen gehalten, denn diese hatten mich halb und halb zum Klosterleben bestimmt; ich sah nichts als unser Haus, den kleinen Garten daran, die Kirche, in die mich meine Mutter alle Morgen zur Messe führte, und die obern Giebel der Häuser, die grünen Wipfel der Bäume, an denen ich vorüber kam, wenn wir spazieren fuhren; das einzige, was meine kleine Person in den hohen, unförmlichen Karossen, die damals Mode waren, von der Aussenwelt erblicken konnte; auch kannte ich fast keine lebende Seele als meine Eltern, unsern Beichtvater, meine Gouvernante und meine Bonne, eine gute alte Französin, Gott tröste ihre Seele in der Ewigkeit.»

«Meine Gouvernante liebte es, während meine Mutter am Kaiserlichen Hofe, oder in andern Assembleen glänzte, auch bei sich einen kleinen Gesellschaftszirkel zu versammeln. Darum schickte sie mich gewöhnlich schon gegen acht Uhr zu Bette,

um meiner los zu werden. Da lag ich armes Kind, mit weit offnen, muntern Augen, gepeinigt von der gräßlichsten Langeweile. Meine treue Bonne pflegte sich dann wohl zu mir zu setzen, und mir aus jenen alten bändereichen Romanen, die ihre Lieblingslektüre waren, zu erzählen, mitunter auch vorzulesen. Sie meinte mich damit einzuschläfern, aber sie erreichte ihre Absicht sehr schlecht; je mehr sie las, oder erzählte, je munterer wurde ich. Die schönen, unendlich grausamen und dennoch liebenden Prinzessinnen, die herrlichen gewaltigen Ritter, von denen einer allein oft tausend wilde Sarazenen und Heiden in die Flucht jagte, sich gleich darauf, sanft wie ein Lamm, zu den Füßen seiner Cassandra oder Belissene schmiegte, und überglücklich war, wenn sie nach zehn verschmachteten Jahren ihm erlaubte, ihre lilienweiße Hand mit seinen Lippen zu berühren, alles das stand wie lebendig vor meiner Phantasie. Die Turniere, die im Waffenschmuck prunkenden Ritter mit ihren hochwehenden Federbüschen, die sie vor dem Balkon, auf welchem die Damen saßen, bis tief in den Staub neigten; die Damen selbst, alle schön, wie der Tag,

ſo geliebt, ſo liebend, und doch ſo tugendhaft ſtreng! alles das erfüllte mich mit lebensreichen Bildern, gegen welche meine eigene Exiſtenz mir recht kümmerlich, farblos und ſchläfrig erſchien. Wie ſehnte ich mich nur erſt groß zu ſeyn, um auch ſolch einen treuen, zärtlichen, tapfern Ritter zu meinen Füßen ſchmachten zu ſehen! denn ich war feſt überzeugt, daß alle dieſe abentheuerlichen Geſchichten, von denen ich Tag und Nacht träumte, ſich noch mitunter in der Welt zutrügen, und wunderte mich nur, daß mir bis jetzt noch kein Ritter begegnet ſey, wie die waren, von denen meine Bonne erzählte.»

«Meine Gouvernante war ſehr zufrieden mit mir, denn je älter ich wurde, je früher verlangte ich zu Bette, weil mein eigentliches Leben erſt dann begann, wenn meine Bonne mir vorlas; und wenn ſie endlich aufhören mußte, weil ihr der Athem ausging, ſo ſetzte ich, halb wachend, halb träumend, das eben Gehörte fort. Ich ſelbſt war dann die Heldin meines Romans, und verſetzte mich in tauſend Situationen, eine immer abentheuerlicher als die andere. Nur mit dem Helden deſſelben konnte meine Phantaſie nicht

fertig werden; es war ihr unmöglich, zu ersinnen, wie er wohl aussehen, wie er wohl gekleidet seyn könnte, und meine heimliche Sehnsucht, nur einmal einen wirklichen Ritter zu erblicken, wär es auch nur ganz von ferne, stieg mit jedem Tage so, daß meine Gesundheit darunter zu leiden begann. Endlich, ich hatte unlängst mein eilftes Jahr angetreten, endlich erblickte ich Einen, und mein Herz erkannte ihn obendrein sogleich für den mir Bestimmten..."

«Einen fahrenden Ritter der alten Zeit?» rief lachend die Fürstin.

«Einen leibhaftigen Faramond, sage ich Ihnen, Cousine,» erwiederte die Marchesa: «das tapfere Schwert blinkte in seiner Hand, im glänzenden Brustharnisch saß er auf einem reich geschmückten Zelter. Er war mit Gold, mit Edelsteinen, von denen meiner Meinung nach jeder drei Königreiche werth sein mußte, über und über bedeckt, und sein prächtiger, thurmhoher Federbusch wehte stattlich in der blauen Luft. Ein langer Zug fast eben so reich geschmückter Ritter folgte ihm, in dessen Mitte ein Paar Mohren mit feuerfarbnen Turbanen ritten, wahrscheinlich

von ihm beſiegte Heldenkönige; vor ihm her verkündeten laut ſchmetternde Trompeten den glorreichen Einzug des berühmten gewaltigen Helden, der gewiß vor kurzem viel tauſend Sarazenen in den Staub geſtreckt hatte, und eine unzählige Menge Volks drängte jubelnd von allen Seiten ſich um ihn her.»

«Und das alles ſahen Sie wachend?» fragte die Fürſtin.

«Am hellen Mittag, Couſine, mit dieſen meinen weit offnen Augen,» erwiederte die Marcheſa. «Ein glücklicher Zufall hatte mich in einem der vordern Zimmer unſeres Hauſes, wohin ich ſelten kam, ganz allein gelaſſen; ich hörte von fern das Schmettern der Trompeten, öffnete mit unſäglicher Mühe das mir etwas zu hoch angebrachte Schloß der Thüre zum Balkon, trat hinaus, und ſah mit Entzücken das Unglaubliche. Ich bog mich, ſo weit ich konnte, über das Geländer des Balkons herüber, der Held blickte zu mir hinauf, und neigte den tapfern Degen vor mir; er iſt es! er iſt es! rief mein ahnendes Herz. Einer meiner Handſchuhe entfiel mir in dieſem Augenblick, und zwar dicht vor ihm hin. Ich glaube,

er fiel nicht ganz von ungefähr; aber war doch auch der Prinzessin Alcidiane ein gleiches geschehen,» setzte die Marchesa, noch immer ein wenig über dieses Bekenntniß erröthend, hinzu. «Denken Sie sich mein Erstaunen, mein Entzücken! Mit unnachahmlicher Grazie hob er mit der Spitze seines Degens den Handschuh vom Boden auf, stand im nächsten Augenblick aufrecht auf dem Pferde, so daß ich von dem nicht sehr hohen Balkon die Spitzen seiner Federn hätte berühren können, und gab mir, unter ehrfurchtsvollem Neigen des stolzen Hauptes, den noch immer auf der Spitze des Degens schwebenden Handschuh zurück. Im nächsten Augenblicke saß er wieder im Sattel, neigte sich nochmals vor mir, tief, tief; seine Federn berührten wirklich beinahe den Boden, wie ich es oft im Traume gesehen. Der Jubelruf des Volkes hallte bis zu den Wolken hinauf und ich stieß ein Angstgeschrei aus, und dachte ohnmächtig zu werden, denn das wilde Thier, auf dem er saß, bäumte sich hoch in die Höhe. Er bemerkte mein Erschrecken, zügelte lächelnd mit gewaltiger Hand das edle Roß, verneigte sich nochmals gegen mich, ließ das Pferd

noch einmal zierliche Courbetten machen, und ſetzte dann langſam ſeinen Triumpfzug fort, von der bewundernden Menge begleitet. Leiſe ſchlich ich mich wieder in's Zimmer, machte ſehr vorſichtig die Balkonthüre wieder zu, und ſetzte mich in das dunkelſte Eckchen, um dem eben Geſehenen und Erlebten nachzudenken, aber mit dem feſten Entſchluſſe, gegen Niemanden etwas davon zu erwähnen, ſelbſt gegen meine alte treue Bonne nicht. Den koſtbaren Handſchuh bewahrte ich gleich zunächſt meinem Herzen, das mir die Bruſt zu zerſprengen drohte, und trug ihn dort von nun an Tag und Nacht, ſo viel Künſte ich auch anwenden mußte, um dieſes unbemerkt thun zu können. Daß der Held edelmüthig genug geweſen, mir den Handſchuh wieder zu geben, rührte mich unbeſchreiblich, obgleich es mich daneben auch ein wenig verdroß. Er hätte ihn ja leicht als ein unſchätzbares Kleinod bewahren können, wie andere Ritter in ähnlichen Fällen gethan hatten; denn ich zweifelte keinen Augenblick, daß auch er die lange geſuchte Prinzeſſin ſeines Herzens in mir erkannt habe. Ach er iſt eben ſo beſcheiden, als tapfer, ſeufzte ich kläglich, und

nahm mir vor, auch recht barbarisch tugendhaft gegen ihn zu seyn, ihn aber doch nicht ganz verschmachten zu lassen. Vorlesen und Erzählen ließ ich mir an diesem und den folgenden Abenden nichts mehr, ich hatte genug zu denken, was meine Phantasie hinlänglich beschäftigte. Die Welt hätte ich drum geben mögen, ihn wieder zu sehen, oder auch nur seinen, gewiß sehr wohlklingenden Namen zu erfahren; und begriff nur nicht, wie es möglich sey, daß Niemand seiner und des unstreitig bedeutenden herrlichen Sieges über die Feinde erwähnte, den er durch diesen triumphirenden Einzug gefeiert. Vierzehn Tage lang lebte ich so in beseligender und doch beklemmender Träumerei hin, in denen ich ihn weder sah, noch etwas von ihm erfuhr; da endlich kam die Aufklärung, die nicht nur dieses Traumbild, sondern auch mit ihm alle andere mir so lieb gewordenen Traumbilder zerstörte, die meine Kindheit beglückt hatten.»

Die Marchesa machte hier eine kleine Pause, und nahm erst dann, als sie bemerkte, daß aller Blicke noch erwartungsvoll auf sie gerichtet blieben, wieder das Wort: «Soll ich es denn wirk-

lich aussprechen, was Sie alle gewiß längst errathen haben?» fragte sie; «daß mein edler tapferer Ritter nichts anderes war, als ein Kunstreiter, der mit seiner Gesellschaft am ersten Tage seiner Darstellung den gewohnten Umzug durch die Straßen von Wien hielt, um sich der Gunst des hohen und niedern Publikums zu empfehlen? Seine damals noch seltne Kunst und Geschicklichkeit machte Aufsehen in der Kaiserstadt, und meine Mutter kam dadurch auf den Gedanken, mir, die ich bis dahin noch keine Idee von einem Theater irgend einer Art hatte, dieses Schauspiel zu zeigen. Wir fuhren hin. Süßes Erschrecken durchschauerte mich, so daß ich bei'm Aussteigen beinah aus dem Wagen gefallen wäre, als ich meinen Ritter im nämlichen köstlichen Schmucke, in welchem er vor unserem Hause vorübergezogen war, an der Kasse stehen sah. Was diese sey? was er überhaupt da wollte, begriff ich nicht, kümmerte mich auch in meinem Entzücken über dieses unverhoffte Wiedersehen wenig darum. Das ist ein Turnier, sagte ich zu mir sebst, als ich die Reihen schöner, geputzter Frauen unten in den Logen, und tiefer im Hintergrunde die am-

phitheatraliſch über einander ſich erhebende Menge Volks erblickte, und nun die Schaar glänzender Reiter, meinen Helden an der Spitze, rings um die Bühne Parade ritt. Doch ach! als nun das eigentliche Schauſpiel begann, als ich ihn die halsbrechendſten Künſte üben ſah, geneckt, verhöhnt, verfolgt von den beiden abſcheulichen Mohren, eigentlich den Pagliazzo's der Truppe, ohne daß er ſie dafür ſtrafte, da überfiel mich eine unbeſchreibliche Angſt. Es iſt nicht anders, dachte ich, das ſind wilde Zauberer, und der treue, tapfere Ritter iſt ihrer unheimlichen Gewalt verfallen. Aengſtlich ſah ich nach ſeinem Befreier mich um, der, wie ich feſt erwartete, nun augenblicklich erſcheinen würde, und wurde endlich ſo unruhig, daß meine Mutter es gewahr werden mußte. Sie meinte mich zu beruhigen, indem ſie mich ermahnte, dem Schauſpiel ohne alle Furcht zuzuſehen, da es durchaus keine Gefahr damit habe. Dieſe Art Leute werden von Jugend auf zu ſolchen Künſten abgerichtet, ſprach ſie, ſie ſtehen auf dem Pferde oder auf dem Seile ſo ſicher, wie du in deinem Zimmer, denn ſie bleiben ewig in der Uebung, indem ſie von Ort zu

Ort, von Stadt zu Stadt ziehen, und überall die nämlichen Künste für Geld machen, weil sie sonst nichts gelernt haben, und nur auf diese Weise ihr Brod verdienen können.»

«Mir verging Hören und Sehen über dieser Erklärung, einer Ohnmacht nahe, in Thränen zerfließend, mußte ich augenblicklich nach Hause gebracht werden, war mehrere Tage hindurch bedeutend krank, und Wochen vergingen, ehe ich diesen größten aller Schmerzen, die ich bis dahin erlebt, völlig überwinden konnte. Ich mochte von allen Prinzessinen und Rittern nichts weiter hören noch wissen, doch das glänzende Bild des Meinen erschien mir noch oft in nächtlichen Träumen, und ich weinte bitterlich, wenn ich erwachte. Nicht sowohl über ihn, als über den völligen Untergang der schönen phantastischen Welt, in der ich bis dahin gelebt hatte, und die vor meinem nüchtern gewordenen Sinn jetzt in Nichts zerstäubt war. Die ganze tragikomische Geschichte war im Grunde nichts weiter, als ein Vorspiel meines künftigen, und vielleicht jedes andern Lebens, das habe ich seitdem oft gedacht und empfunden.»

Ein Paar kürzere, mitunter beluſtigende Erzählungen folgten dieſer. Nummer fünf ward jetzt gefordert, und Wange und Hals von glühendem Purpur übergoſſen, ſaß die Fürſtin erſchrocken und ſchweigend da, als ſie die Entdeckung machte, daß dieſe Nummer in ihren Händen ſich befinde. Sie ſchien gar nicht daran gedacht zu haben, daß die Reihe des Erzählens auch ſie treffen könne. Ferdinand ſah ihre faſt ängſtliche Verlegenheit, ſein Herz klopfte faſt hörbar in ſeiner Bruſt, während die Fürſtin, ſichtbar im Kampfe mit ſich ſelbſt, noch immer ſchwieg. Ein unnennbares, peinigendes Mitgefühl bemächtigte ſich ſeiner, ihm war, als habe die ſchöne, unſchuldige Seele ſich ſelbſt einen tiefen Schmerz bereitet, indem ſie ihn aus der Verlegenheit zu ziehen trachtete, in der er zu Anfange dieſes Abends ſich befunden. Den, bei vielen vorzüglichen Eigenſchaften doch ſehr kühl und ernſt gewordnen, ihr an Jahren weit überlegenen Fürſten konnte ſie unmöglich einſt geliebt haben, obgleich ſie an ihm mit herzlicher Treue, wie an dem Geehrteſten ihrer Freunde hing, das fühlte Ferdinand in dieſem Augenblicke zum erſtenmal; und

nun sollte sie ein lang bewahrtes Geheimniß, vielleicht das einzige ihres reinen, unschuldigen Lebens, diesen ihr gleichgültigen Zuhörern, dieser streng richtenden, stolzen Verwandtin enthüllen! Er hätte alles aufbieten mögen, um dieser Entheiligung zuvorzukommen, um sie nur im Schweigen verharren zu lassen, doch nachdem die Marchesa selbst sich dem zuerst von der Fürstin ausgesprochenen Gesetze nicht entzogen hatte, war daran nicht mehr zu denken.

«Ich gestehe,» fing die Fürstin endlich mit niedergeschlagenen Augen und leiser Stimme an, «ich gestehe, je weiter ich in meine Vergangenheit mich zurück versetze, je weniger finde ich Stoff zu einem Bekenntnisse der Art, wie sie für unsere heutige Unterhaltung passend seyn möchten; ein einzige kleine Episode aus meinem vierzehnten Jahre könnte ich allenfalls als Ausnahme gelten lassen, doch auch diese ist viel zu unbedeutend, als daß sie nach allem, was wir hier Ergötzliches gehört haben, noch unterhalten oder interessiren könnte.»

Daß man von allen Seiten mit Bitten um die Episode die Fürstin bestürmte, war die natürliche Folge dieser ihrer Erklärung; sie fühlte

ſich gezwungen, nachzugeben, und fing nach kurzem Nachdenken mit ziemlicher Faſſung folgendermaßen an:

«Sie erinnern ſich vielleicht noch, liebe Couſine, daß ich während meiner früheſten Jugend ungewöhnlich lange ſehr klein blieb, und erſt gegen das Ende meines dreizehnten Jahres plötzlich anfing, in die Höhe zu ſchießen? Das ſehr ſchnelle Wachsthum erſchöpfte gefahrdrohend meine Kräfte, ich litt zuweilen an ſo heftigen Schmerzen in allen Gliedern, daß ich, unfähig mir ſelbſt fortzuhelfen, von einem Zimmer zum andern auf den Armen getragen werden mußte. Unſer Arzt fürchtete, meine Bruſt könne darunter leiden, und ich in Auszehrung verfallen, er verordnete mir im nächſten Frühlinge, in welchem ich mein vierzehntes Jahr antrat, eine Molkenkur, ſtärkende Bäder, und vor allem den freien Genuß der alles belebenden Bergluft. Meine Mutter war ohnehin Willens geweſen, im Laufe dieſes Sommers ihre Anverwandten in Deutſchland zu beſuchen, ſie nahm mich mit ſich, und brachte mich in ein, tief im Gebirge liegendes Schloß, das einem derſelben angehörte. Dort begann ich ſo-

gleich, die, von dem uns begleitenden Arzte mir vorgeschriebene Kur recht ernstlich zu gebrauchen, und der Erfolg davon übertraf alle Erwartung. Mit jedem Tag ward ich kräftiger, meine ganze Gestalt veränderte sich sichtbar, neues frisches Leben durchströmte mich, und meine hocherfreute Mutter durfte schon nach wenigen Wochen es wagen, unter der Aufsicht meines Arztes und meiner französischen Gouvernante mich in jenem Schlosse zurückzulassen, und ihre fernere Reise anzutreten. Unser Hauskaplan, ein Paar Damen und ältere Herren von der Begleitung meiner Mutter, blieben ebenfalls bei uns, um mir die ungewohnte Einsamkeit minder fühlbar zu machen.»

«Ich glaube kaum, daß es in der Welt einen reizendern Aufenthalt geben mag, als mein damaliger es war, mir wenigstens schien er ein Abbild des Paradieses zu seyn. Von nicht sehr hohen, aber malerisch geformten Bergen umgeben, liegt das Schloß so warm, so weich, so heimlich in seinem kleinen Felsenthal, wie in einer Wiege. Der vorige Besitzer desselben hatte, gleich einem theuren Kleinode, es werth und lieb gehabt, er war erst vor einigen Monaten gestor-

ben, und alles darin befand ſich noch vollkommen wohl erhalten, wie er es verlaſſen. Die Welt ſchalt ihn einen Romanhelden, doch nach meiner Ueberzeugung muß er ein Mann von ſeltenem poetiſchen Geiſt und tiefem Gefühl für das Schöne geweſen ſeyn, dafür zeugte die wundervolle Schöpfung, welche er in jenem abgelegenen Winkel der Welt in's Daſeyn rief. Im Schloſſe ſelbſt hatte er nur für einfache, bequeme Wohnlichkeit geſorgt, doch die Gartenanlagen, welche ſich an die Gebäude anſchloſſen, waren zum freien Spielraum ſeines immer thätigen Geiſtes von ihm erwählt worden. Hier ſchuf und ordnete er ſich eine kleine Zauberwelt von unausſprechlicher Schönheit. Alles in dieſer ſchien nur von der Natur allein, ohne Beihülfe der Kunſt hervorgebracht zu ſeyn; letztere durfte nur leiſe und beſcheiden ihrer hohen Herrin nachzuſchleichen wagen, um ganz unmerklich zu ihrem Schmucke beizutragen, und doch hatte ſie faſt Unbegreifliches hier gewirkt. Blumen und Sträuche weit ſüdlicherer Zonen blühten, mit Kunſtſinn geordnet, wie durch ein Wunder zwiſchen den wilden Felſen hervor, denn der verſtorbene Fürſt hatte

durch Anlegung tief verborgener Kanäle, und auch sonst auf mancherlei Weise, den unfruchtbaren Boden für solche Erzeugnisse zu erwärmen und zu eignen gewußt. Granaten, Oleander, Orangen, Myrthen und Lorbeer, scheinbar dem Boden selbst entsprossen, grünten und blüheten auf das üppigste, als wären sie hier in ihrer Heimath, und ich glückliches Kind durfte ganz frei und ohne Zwang in diesem Meer von Duft und Blüthen mit den Bienen und Schmetterlingen um die Wette, vom Morgen bis zum Abend herumschweifen. Ich glaubte mich in's Feenreich versetzt, so glücklich war ich nie gewesen, und ward es auch nicht wieder,» setzte die Fürstin, die sich während des Sprechens vollkommen wieder erheitert hatte, kaum hörbar hinzu.

«Ach es war eine schöne, schöne unvergeßliche Zeit!» fing sie nach kurzem Schweigen wieder an, «frische Jugendlust erfüllte mich mit neuem nie zuvor geahnetem Leben, Freude war all' mein Denken und Thun; eine grünende blühende Oase in der Wüste des Lebens, hatte mich gleich bei meinem ersten Eintritt in dasselbe empfangen,

deren Andenken mir ſpäterhin manchen Dornenpfad geebnet hat, über den ich hin mußte.»

Im ferneren Verlauf ihrer Erzählung erwähnte die Fürſtin eines ſehr ſchönen, ihr aber völlig unbekannten Knaben ihres Alters, den ſie einſt in den Gartenanlagen an ihrem Lieblingsplätzchen angetroffen, und der ſie vor einem ziemlich gefährlichen Falle von einem Felſen herab bewahrte; ſie erzählte ferner, wie dieſer Knabe, den ſie noch einigemal wiederſah, ihr unſägtlich lieb geworden ſey, obgleich ſie nie mit ihm ſprechen konnte, indem ſie eben ſo wenig ſeine deutſche Sprache, als er ihre italieniſche verſtand; und wie er ihr einſt einen wunderſchönen Blumenſtrauß geſchenkt, den ſie, als er völlig verwelkt war, auf einem kleinen Atlaskiſſen befeſtigte, um ihn zur Erinnerung an den Geber deſſelben aufzubewahren. Dann erzählte ſie auch, wie ſie unter heißen Thränen von ihrem jungen, unbekannten Freunde Abſchied genommen, um ihn nimmer wieder zu ſehen, und wie ſie, lange nachdem, noch mit ſchmerzlicher Sehnſucht ſeiner gedacht.

«Alle Engelsköpfchen,» ſprach ſie, «die auf dem großen herelichen Guido Reni, der in Neapel in mei-

ner Mutter Zimmer hing, das Haupt der Madonna umschweben, sahen in der Folge mir aus wie er. Wenn ich dort zufällig allein gelassen wurde, konnte ich stundenlang mit ihnen von ihm sprechen, und mir zuweilen sogar einbilden, daß sie mir Antwort gäben. Dieser Knabe, dessen Namen ich nicht einmal wußte, war und blieb mir der liebste aller meiner Jugendgespielen, und auch er hatte mich gewiß von Herzen lieb, das sagten mir seine klaren Augen, seine Thränen, als ich mich von ihm trennen mußte. Gewiß zog ein eigenes sympathetisches Gefühl uns wechselseitig zu einander hin, ein Gefühl wie Gottes Engel, deren Ebenbild er war, es für einander empfinden mögen, die gewiß, eben so wenig als damals wir, der menschlichen Sprache zum innigsten Verstehen bedürfen.»

Je länger die Fürstin sprach, je lebendiger flossen die Worte von den blühenden Lippen, je heller strahlte ihr Auge, gleichsam vom Wiederschein ihrer, ihr so lieben Jugendzeit. Sie zeigte sich immer zwangloser und freier in Ausdruck und Bewegung, und Olinda mußte ihr zuletzt von ihrem Schreibtisch ein schön gearbei-

tetes Kästchen von etwas veralteter Form reichen, das sie während des Redens mit einem kleinen Schlüssel öffnete, den sie an einer feinen venetianischen Halskette befestigt trug. Olinda kniete vor ihr hin, wie sie oft und gern zu thun pflegte, und sah aufmerksam zu, wie die Fürstin eine Kapsel aus dem Kästchen zog und sie öffnete.

«Wie man doch selbst in spätern Jahren noch zuweilen ein Kind bleibt!» sprach jetzt die Fürstin mit wehmüthigem Lächeln; «da liegen sie nun wieder vor mir, die unscheinbaren Ueberreste der armen Blumen, die jener Knabe mir gab; zwanzig Jahre sind vergangen, seit sie, wie ich, ihres kurzen Frühlings sich erfreuten, die Hand, die sie brach, ist vielleicht schon längst in Staub gerfallen, ich selbst habe seit vielen Jahren ihrer nicht wieder gedacht; und doch ist es, indem ich sie jetzt wieder betrachte, als ob ein frischer Hauch des Lebens mich aus ihnen anwehe, und die schönen Tage meiner Kindheit stehen in Frühlingshelle wieder vor mir auf. Anfangs bewahrte ich diese Blumen aus jugendlicher Schwärmerei, und bettete sie sanft in diesem kleinen Grabe meiner frühesten Vergangenheit, das noch

manches andere, mir unendlich theure Andenken von meiner Mutter und andern werthen Freunden aufbewahrt; späterhin mochte ich theils aus Gewohnheit sie nicht von ihrem Platze verdrängen, theils hielt jene Art Scheu mich davon ab, die wohl ein Jeder empfindet, wenn er im Begriff ist, auch das an sich Unbedeutendste zu vernichten, sobald es durch den Verlauf vieler Jahre gleichsam geheiligt worden ist. Arme Blumen, ich hatte eurer ganz vergessen, und nun ruft ihr so freundlich meine liebe Vergangenheit mir zurück; ich sehe die schönen Schatten von Belrepos, ich höre den ganz eigenen unbeschreiblichen Ton, mit welchem jener Knabe meinen Namen, Angelina, rief, bei welchem ich damals genannt ward.»

«Angelina,» widerholte Ferdinand unwillkührlich. Die Fürstin fuhr erschrocken zusammen, die verdorrten Blumen entsanken ihren Händen und zerstreuten sich auf dem Boden. Angelina's Blicke begegneten den Seinen; wo hatten Beide bis dahin ihre Augen gehabt, daß sie nicht gleich die einst geliebten, damals noch in der Knospe der Kindheit ruhenden Züge in ihrer jetzigen Entwickelung erkannten?

Zum Glück hatten alle Anwesende, ausgenommen die Marchesa, sich auf die verunglückten Blumen geworfen, um diese, die bei der leisesten Berührung in Staub zerfielen, unter lautem Bedauern wieder aufzulesen. Die augenblickliche Aufwallung der Fürstin sowohl als Ferdinands entging dadurch jedem Bemerktwerden, das Leben hatte Beide zu Meistern in der schweren Kunst der Selbstbeherrschung gemacht; sie hatten gelernt, mit ruhigem Gesichte den Sturm in ihrem Innern zu verhüllen, und gewannen daher ihre gewohnte äussere Fassung sehr bald wieder. Doch für Olinda's kindlich ahnendes Gemüth konnte ihr unschuldiges Geheimniß keines bleiben; sie wußte in diesem Momente alles, alles, als wäre sie selbst damals gegenwärtig gewesen; und zufolge ihrer treuen liebenden Natur war sie unfähig, den Gedanken zu fassen, daß nicht alles von nun an wieder so seyn und bleiben müsse, wie es damals gewesen. Als Ferdinand den Namen Angelina mit einem Ton rief, dessen Wiederhall sie tief in ihrem eigenen schuldlosen Herzen empfand, da wandte auch sie sich nach ihm um, das schüchterne Zusammentreffen seiner Blicke mit

denen der Fürstin entging ihr nicht, und sagte ihr alles. Sie fühlte ihr Herz in namenlosem Schmerze erstarren, bückte sich tief, als wolle auch sie Ferdinands verdorrte Blumen vom Boden aufsuchen helfen, ward bleich, immer bleicher und sank zuletzt ohnmächtig zu den Füßen der Marchesa hin, die über diesen Unfall ihres Liebling alles übrige, was um sie hier vorgehen mochte, vergaß.

Die Störung, welche dadurch in der Gesellschaft entstand, gewährte der Fürstin und Ferdinanden eine große Erleichterung, obgleich die Ursache derselben beide betrübte und beunruhigte. Olinda ward in ihr Zimmer getragen, die Damen begleiteten sie, alles ging auseinander, und auch Ferdinand kehrte in sein einsames Zimmer zurück, doch in ganz anderer Stimmung, als die war, in der er es vor wenigen Stunden verlassen hatte.

Von schmerzlich-süßer Unruhe befangen, wandelte er rastlos umher bis tief in die Nacht hinein. «Angelina, die lange Vermißte, ist gefunden; der Stern, der meiner Kindheit leuchtete, taucht aus dem Meere der Vergangenheit

am Horizonte meines Lebens von neuem auf;» weiter vermochte er nichts zu ſagen noch zu denken, bis der erſte Sturm des neuerwachten Gefühls nach mehreren Stunden der kälteren Ueberlegung zu weichen begann, und er ſich ſelbſt eingeſtehen mußte, daß die überraſchende Entdeckung dieſes Abends ihn durchaus nicht berechtige, ſowohl in ſeiner Stellung gegen die Fürſtin, als überhaupt im Ganzen, das Mindeſte abgeändert zu halten.

Wie die Sonne, wenn das Jahr dem Ende ſich zuneigt, zum zweitenmale ſchräge Lichter und rieſengroße Schatten auf die, im neuen bunten Schmuck prangende Erde wirft, und, um die Täuſchung zu vollenden, als wäre der Frühling wiedergekommen, die Malven wie Roſen erſcheinen, ſo kehrt auch die Liebe zuweilen, bei reiferen Jahren, in dem lange verſtummten Menſchenherzen wieder ein, dem früheren ſo überſchwenglich beſeligenden Gefühle täuſchend ähnlich, und doch weit entfernt, das Nämliche zu ſeyn. Denn wie man, ſelbſt am mildeſten, ſonnigſten Herbſttage die Nachtigall vermißt, ſo vermißt das wieder erwachende Herz jenes ſelige Dahingeben der erſten Liebe, jenes innige Ver-

ſchmelzen zweier Weſen in einem einzigen Wohllaut, in welchem wir, dem Leben entrückt, in wonnevollen Thränen zu vergehen wähnen. Wir möchten den Himmel uns abläugnen, der zum zweitenmal ſich wieder uns öffnet, weil wir nicht mehr mit ſo feſtem Vertrauen an deſſen Ewigkeit glauben können, weil wir mit den unendlichen Windungen und Irrungen des Lebens bekannter geworden ſind, und die Gewalt der Nothwendigkeit uns eingeſtehen müſſen, die wir in der Jugend uns ſo gern abläugnen. Aber die Macht der Liebe bleibt dennoch dieſelbe; lang gehegter Rath, Muth, Beſonnenheit und Vernunft ſinken vor ihr zuſammen. Das Leben hat uns zu wund gemacht, als daß wir es über uns ſollten gewinnen können, mit Feſtigkeit dem neuen Glücke zu entſagen, wenn gleich eine innere Stimme ſich gegen daſſelbe warnend erhebt; denn wir kennen jetzt die Länge und Oede der leeren hoffnungs- und freudenarmen Tage, die, ſeit jener erſt beſeligende Traum uns entſchwand, hinter uns liegen; und uns ſchaudert dafür, die lange Reihe derſelben ununterbrochen fortzuſetzen bis an's Ende.

Ferdinand sträubte sich, dem wieder mit erneuerter Kraft auf ihn eindringenden Gefühle nachzugeben, und es gelang ihm, sich wenigstens zur Selbsttäuschung zu bringen. Er zwang sich, die selige Jugendzeit und Angelina's flüchtige Erscheinung wie einen schönen poetischen Traum zu betrachten, den kein Vernünftiger wähnen wird zum zweitenmal träumen zu können, und so gewann er es über sich selbst, der Fürstin am nächsten Tage vollkommen ruhig entgegen zu treten, und sich auch nicht die leiseste Andeutung auf jene schöne Vergangenheit zu erlauben, die ein Zufall ihnen beiden wieder heraufgerufen hatte. Doch Angelina vermochte es nicht, sich und ihr Herz bis zu diesem Grade zu bemeistern; in ihren Zügen wie in dem bebenden Ton ihrer Stimme sprach die innere Bewegung sich aus, von der ihr Gemüth sich ergriffen fühlte; ihrem ganzen Wesen mangelte die gewohnte Ruhe, sie sprach mehr und lebhafter wie sonst; besonders viel von dem Fürsten, und ihrer Sorge um ihn, in dieser immer trüber und drohender sich gestaltenden Zeit. Die Marchesa stimmte mit ihr ein, und ließ sich weitläuftig über alle die Veran-

ſtaltungen aus, die ſie kürzlich getroffen, um von ihrem geliebten Verwandten endlich einige Kunde zu erhalten. Ferdinand ſah, wie die Fürſtin alles ergriff, um nur jedes Wort zu meiden, das aus ihrer künſtlich errungenen Faſſung ſie bringen könne, er fühlte ſich verpflichtet, die Freundin zu beruhigen, und ihr zu zeigen, daß ſie den Freund nicht zu fürchten habe. Auch er ſprach daher mehr, als er ſonſt wohl pflegte, und durfte es um ſo eher, da Bianca, unter dem Vorwande unwohl zu ſeyn, auch heute nicht in der Geſellſchaft erſchien. Er erwähnte mit Liebe und Achtung des Fürſten, ſprach von ſeinem früheren Zuſammentreffen mit dieſem, von ihren gemeinſchaftlichen Reiſen, und aus ſeinem früherem Leben mit ihm.

Mehrere Tage vergingen der Fürſtin wie Ferdinanden unter ähnlichen Anſtrengungen, das, was in ihrem Innern vorging, einander verborgen zu halten, und beide befreundeten ſich auf dieſe Weiſe mit der neu erwachten Erinnerung, als ſey ſie wirklich beſeitigt und beſchwichtigt. Unwillkührliche Hindeutungen auf ſie, die ihnen wohl zuweilen entſchlüpften, wurden mit anſcheu-

nender Nichtbeachtung überhört. Endlich kam aber doch ein Abend, deſſen unbeſchreiblich milde Schönheit ſie mit ſtiller Wehmuth erfüllte, und ſich ſchmeichelnd ihrer Sinne bemächtigte. Ungewöhnliche Ruhe herrſchte heute im Schloſſe; die noch anweſenden Gäſte waren zu einem Feſte in der Nachbarſchaft gezogen, die Fürſtin und die Marcheſa waren zurückgeblieben, weil letztere in ihrem Kabinette mit Briefſchreiben ſich beſchäftigen wollte, Bianka ſpielte noch immer die Kranke, Olinda war es wirklich, und die Fürſtin wandelte ganz allein unter der Orangerie, um den herrlichen Abend zu genießen.

Ohne es zu wollen oder zu ahnen, traf Ferdinand die Fürſtin hier an; zum erſtenmal, ſeit ſie die Villa bezogen, ſahen beide ſich ohne Zeugen, und das Ungewohnte eines ſolchen Beiſammenſeyns erhöhte die ſüße Verwirrung, von der ſie in dieſem Augenblick ſich ergriffen fühlten. Anfangs wandelten ſie in ziemlich gleichgültigem Geſpräche neben einander auf und ab, doch immer lebendiger tauchte die Erinnerung an jene Zeit in ihrer Seele auf, deren ſie nie zu erwähnen feſt beſchloſſen hatten. Wie damals

in Belrepos, ſo lag auch an dieſem Abende die Welt in paradieſiſcher Schönheit vor ihnen, eben ſo blau und durchſichtig als damals wölbte der Himmel ſich über ſie hin, und die nämlichen Blüthen und Blumen hauchten ihre berauſchenden Düfte ihnen entgegen. Dieſem Zauber zu widerſtehen war unmöglich, alles mühſam Erkünſtelte, von Rückſicht und vermeinter Nothwendigkeit ihnen aufgedrungen, wurde vergeſſen, und ehe ſie ſelbſt deſſen gewahr wurden, waren ſie in ein höchſt lebendiges Geſpräch über ihr erſtes Zuſammentreffen hineingerathen, über ihren Schmerz bei der Trennung, ihrer lange gehegten Sehnſucht; nicht als ob ſie ſich jetzt erſt einander zu erkennen gäben, ſondern als ob dieſes längſt ſchon geſchehen ſey, und ſie jetzt nur in einer früher begonnenen Unterhaltung fortführen, die beide gleich lebhaft intereſſirte. Je länger ſie ſprachen, je mehr fühlten ſie ſich von gegenſeitigem, unendlichem Vertrauen erfüllt, ſie konnten und mochten einander nichts mehr verhehlen; und doch war unter ihnen weder von Liebe noch von Freundſchaft die Rede, ſie ſprachen nur von ſich und jener längſt vergangenen ſeligen Zeit, und

ſtanden in eben ſo kindlich reiner Unſchuld einander gegenüber, als damals zwiſchen den Felſen von Belrepos.

Es war ein kurzer, aber himmliſch ſchöner Moment, den aber Ferdinand mit einer bang durchwachten, unendlich langen Nacht abbüßen mußte; denn das Leben gibt uns nie los aus ſeinen beengenden Banden. Er erwachte nur aus ſeiner ſeligen Trunkenheit, um die Gefahr einzuſehen, in der er ſchwebte, nicht nur den eignen innern Frieden, ſondern auch den eines hochgeliebten Weſens zu zerſtören; er fühlte das Bedürfniß, ſich ganz allein mit ſich ſelbſt zu berathen, und in ungeſtörter Einſamkeit noch Faſſung zu ringen, und verließ am Morgen die Villa, ohne jemanden von den Bewohnern derſelben zu ſehen.

Lange wanderte er auf ihm unbekannten Wegen, in tiefe, ernſte Gedanke verſunken, und ging weiter und immer weiter, ohne es zu wiſſen oder zu wollen, bis er von der Gluth der indeſſen herangekommenen Mittagszeit, und großer Ermüdung an allen Kräften erſchöpft, nicht weiter konnte.

Ein Rebendach vor einer einzelliegenden länd-

lichen Bitte, nahm gastlich ihn auf; er war viel weiter gegangen, als er es gewollt oder gemeint hatte, und fühlte sich so ermattet, so fieberhaft erhitzt, daß er sich entschließen mußte, die freundliche Einladung der Hausfrau anzunehmen, und über Nacht dort zu bleiben. Eine Menge weit über Land hergekommener Gäste belebte die einsam gelegene Wohnung, alles war Leben und Freude, denn die hübsche sechszehnjährige Tochter der Eignerin derselben, sollte am folgenden Morgen ihre Hochzeit feiern, und Ferdinand befand sich nach langer Zeit wieder einmal mitten im Jubel eines ländlichen Volksfestes, das freilich sehr schlecht zu seiner jetzigen Stimmung paßte. Er sah in der Abenddämmerung das junge Liebespaar fort von der im Hause lärmenden Freude in den kleinen Garten schleichen, wo er, von dickem Gebüsch verdeckt, mit seinen Gedanken einsam saß. Dort gingen die Liebenden unter süßem traulichem Kosen lange auf und ab, und Ferdinand mußte dabei des gestrigen Abends mit schmerzlicher Sehnsucht gedenken; er sah, wie das Paar stehen blieb, er sah, wie die Braut, halb kindisch verschämt, halb schelmisch lächelnd,

das hübsche, mit Bändern und Blumen geschmückte Köpfchen, an die Brust des hoch und schlank gewachsenen Jünglings lehnte, und mit den großen schwarzen Augen zu ihm aufblickte, er sah wie dieser sich zu ihr hinabbeugte, wie er mit beiden Armen das zarte Mädchen umfaßte, und es fester an sich drückte. Beide standen lange so, Aug' in Auge, und sahen sich an, so vertraut, so innig liebevoll, und dennoch küßte der Jüngling das Mädchen nicht; dies rührte Ferdinanden unbeschreiblich. Von tausend Gedanken, Gefühlen, Wünschen und Entschließungen bestürmt, warf er für ein Paar Stunden sich in der ihm angewiesenen Kammer auf das Bette hin, während unter ihm im Hause die Freude fortjubelte, und trat dann mit grauendem Morgen den Rückweg wieder an, so daß er noch zu ziemlich früher Zeit die Villa wieder erreichte.

Zu seinem großen Erstaunen fand er die Fürstin schon zur ungewohnt frühen Stunde im Garten, durch den sein Weg ihn führte. Er sah sie ungewöhnlich bleich und erschöpft, wie nach einer, in banger Sorge durchwachten Nacht. Sie eilte auf ihn zu, so wie sie seiner ansichtig wurde;

zum Glück begleitete sie nur die jüngste der Griechinnen, denn die hastig ausgesprochenen Fragen nach seinem Ergehen, nach der Ursache seiner Abwesenheit am gestrigen Tage, und der namenlose Wechsel zwischen Freude und Angst in ihren Zügen, hätten jedem andern Auge auffallen müssen.

Ferdinand nahm sich zusammen, um ernst und ehrerbietig ihre vielen Fragen zu beantworten, er mischte absichtlich einige nur ihr verständliche Hindeutungen auf das eigentliche Verhältniß zwischen ihnen ein, und fragte, ob noch keine Nachricht von ihrem Gemahl eingelaufen wäre? Die Fürstin wandte, wie erschrocken und noch bleicher werdend, sich von ihm ab, der Villa zu, wo sie sogleich in ihr Zimmer sich einschloß, um ungesehen ihr tiefes Leid in einem Strom von Thränen auszuweinen; ein Leid, das sie selbst nicht verstand, denn noch immer kam kein Gedanke von Schuld in ihr auf, obgleich eine Ahnung dessen, was sie eigentlich für Ferdinand empfand, in diesem Moment vor ihrem innern Auge aufblitzen mochte. Ihr ungetrübtes Bewußtseyn half ihr indessen bald wieder über diese bange Stunde

hinaus. Sie überlegte ihre ganze Stellung gegen Ferdinanden, und fühlte wohl, daß ihre Verhältniſſe, beſonders in Hinſicht auf die Marcheſa, ihr geböten, Allen zu verhehlen, daß ſie in ihm jenen Knaben wiedergefunden, den ſie an jenem Abende, und in ſeiner Gegenwart, für den Gegenſtand ihrer erſten Liebe erklärt habe. Doch ſie begriff nicht, wie das ſie abhalten könne, dem Freund Freundin zu ſeyn, und zu bleiben, im reinſten, edelſten Sinne des oft mißbrauchten Wortes. Sie erforſchte ihr Inneres, und immer beruhigender ſtieg die Ueberzeugung in ihr auf, daß ſie nichts weiter wolle und wünſche als dieſes, und ſo beſchloß ſie denn, durch übel angebrachte Rückſichten ſich nicht irren zu laſſen, das nie empfundene Glück, einen treuen, edlen Freund gefunden zu haben, nicht von ſich zu ſtoßen, und durch zu große Strenge nicht in ihren eigenen Augen ſich ſelbſt für ſchuldig zu erklären, während ſie ſich in ihrem Gemüthe noch vorwurfsfrei fühlte.

Von nun an mied ſie es nicht mehr, Ferdinanden öfter als ſonſt, und ſogar ohne Zeugen zu ſehen; auch er kam ihr hierin entgegen, denn

auch ihm war es gelungen, sich gegen die Gefahr, in der er schwebte, zu verblenden, und sich zu überzeugen, daß er keineswegs berechtigt sey, das dem sterbenden Freunde gegebene Wort zu brechen, um nur sich selbst den Kampf mit dem eigenen Herzen zu erleichtern. Er strebte mit aller Macht sich abzuleugnen, daß er geliebt sey, geliebt, wie er selbst liebte, und suchte alles, was in dem Benehmen der Fürstin gegen ihn darauf hätte hindeuten können, nur ihrer südlichen Natur und der nationellen Eigenheit ihres Geburtslandes zuzuschreiben, dessen Bewohner, vom Höchsten bis zum Geringsten, bei jeder Gelegenheit sich weit leidenschaftlicher äußern, als die Nordländer. Und so gab er sich denn zuletzt dem so natürlich schönen Irrthum hin, zu glauben, daß es ihm gelingen könne, seine eigene Liebe in die Bande genügsamerer Freundschaft zu zwängen, ohne sich je zu verrathen, oder seine Pflichten gegen den Fürsten und sich selbst jemals aus den Augen zu verlieren.

Der Fürstin schloß im nähern Umgange mit Ferdinand jetzt eine neue Welt sich auf; denn erst durch ihn gewann sie einen Begriff vom wirk-

lichen Leben und deſſen Anforderungen, indem er in den Stunden, die er mit ihr allein im vertrauten Geſpräch zubrachte, ihr oft von ſeiner Vergangenheit und von ſeinen Eltern erzählte. Er theilte jenen urſprünglich an ſeinen Freund Willdorf gerichteten Aufſatz ihr mit, welcher unter dem Titel: Frühlingsliebe, dieſe Reihefolge von Novellen eröffnet, und die Geſchichte ſeines früheſten Jugendlebens enthält; zugleich übergab er ihr einen ſchriftlichen Aufſatz des General S..., der über das Leben ſeines Vaters ihm Aufſchluß gewährt hatte, und der hier ſeinen Platz finden mag.

Winterliebe.

General S... an Ferdinand von Hochburg.

Welch edlem Stamm du, der letzte Zweig deſſelben, entſproſſen biſt, iſt dir längſt kein Geheimniß mehr, lieber Ferdinand; du weißt, daß mir die ſchöne aber auch ſchwere Verpflichtung wurde, dich aus deiner faſt märchenhaften Einſamkeit hinweg vom Grabe deiner Eltern, in eine dir ganz neue Welt, in Verhältniſſe einzuführen, deren Möglichkeit dir früher auch nicht in den Träumen deiner Phantaſie einfallen konnte. Was ich geſollt, habe ich redlich zu vollbringen getrachtet; nicht jedes Saamenkorn, das ich ſtreute, iſt aufgegangen, nicht alles iſt gekommen und gelungen, wie ich es hoffte und wollte; das iſt das ewige Loos aller menſchlichen Plane! Dagegen

iſt aber auch in der Entwickelung deiner dir von der Natur ertheilten Anlagen vieles weit über mein Erwarten geglückt. Wie ich dies meine, mag ich hier nicht deutlicher erklären, denn dich dir ſelbſt gegenüber zu loben, liegt nicht in meiner Art.

Von nun an biſt du dir ſelbſt überlaſſen, und nur der Welt, die große Anforderungen an dich hat, und deinem eigenen Selbſtbewußtſeyn für die Anwendung der Gaben und Güter verantwortlich, mit welchen Glück und Natur dich ſo überreich ausgeſtattet haben.

Die letzte meiner Verpflichtungen gegen dich erfülle ich heute, indem ich deiner oft ausgeſprochenen dringenden Bitte, um nähere Kunde von der Lebensgeſchichte deines Vaters, endlich willfahre. Auf ausdrückliches Verlangen deines Vaters mußte ich die Gewährung derſelben bis zum Zeitpunkt deiner Volljährigkeit verſchieben; ich geſtehe dir, daß ich es gern that, ich ſcheute es, ſo manche trübe, ſchmerzliche Erinnerung in mir wieder wach zu rufen, denn auch alte Wunden, unſanft berührt, können wieder brennen, das wirſt du mit der Zeit auch noch an dir ſelbſt

erfahren, das glaube mir, dem erfahrneren Freunde, der noch immer gern dich seinen Sohn nennen möchte, obgleich du der väterlichen Leitung dich längst entwachsen fühltest, und in diesem Augenblick, in Folge der Anordnung des Gesetzes und der jetzigen Ansichten der Jugendwelt, es auch bist.

Was du in diesen Blättern lesen wirst, hätte ich weit lieber dir mündlich mitgetheilt; es wäre mir leichter geworden, und zwar nicht allein weil ich ungern die Feder führe, auch für dich wäre es wohl besser gewesen, ich hätte Manches, das dir vielleicht dunkel scheinen wird, dir deutlicher erklären können. Aber die unruhvolle Zeit, in der wir leben, erlaubt dies nicht mehr; jedes eigne Interesse muß jetzt vor dem allgemeinen Großen zurücktreten, und uns wird keine stille, trauliche Stunde mehr werden, wie wir für diesen Zweck sie bedürften.

Uns beide scheidet in diesem Augenblick die Pflicht, die uns weit von einander entfernte Wirkungskreise anweiset, und obendrein sagt mir ein vorahnendes Gefühl, das selten mich trog, ich werde in dem großen, glorreichen Kampfe, der uns bevorsteht, das Ziel meiner eifrigsten Wünsche

aber auch das meines Lebens erreichen. Ahnungen dieser Art, in solchen Momenten, können täuschen, ich weiß es wohl, aber die Möglichkeit kann ich mir doch nicht ableugnen, plötzlich und fern von dir aus diesem Leben abgerufen zu werden.

Daher greife ich, wenn gleich widerwillig, zur Feder; daß ich aber möglichst kurz mich dabei fasse, daß ich, während ich keinen Hauptpunkt in dem Leben deines Vaters übergehe, deinem eignen, in vieler Hinsicht dem Seinigen so ähnlichen Gemüthe es überlasse, das, was er dabei gelitten, gefühlt, überwunden, dir selbst lebhaft zu schildern, dieses, hoffe ich, wirst du unter den gegenwärtigen Umständen mir wohl erlauben.

Graf Egon von Hochburg hatte in früher Kindheit seine Eltern verloren. Mein mit diesen durch enge Freundschaftsbande vereinigt gewesener Vater war zu seinem Vormunde erwählt worden; er wurde mit mir in meinem väterlichen Hause erzogen. Gleich an Jahren, wie auch in unsern äußeren Verhältnissen, wuchsen wir im brüderlichsten Vereine neben einander auf, theilten von unsrer frühesten Kindheit an, Unterricht und Spiel, Freude und Leid. Immer fester verzweigten sich

unſre Herzen, je älter wir wurden; jeder von uns war das zweite Ich des Andern, dem keine Regung des Gemüthes, kein Gedanke verborgen gehalten wurde. Ferdinand, ich und dein Vater waren und blieben Freunde, bis an ſein Grab, und werden auch über daſſelbe hinaus in der Ewigkeit es bleiben, wenn der Schöpfer der Welten, nach ſeiner ewigen Weisheit, uns dort einander wiederfinden und wiedererkennen läßt.

Unſre altadliche Herkunft, ſowie die Stellung meines Vaters im Lande und am Hofe, hatte uns erſt zu Spielgenoſſen, ſpäterhin zu Jugendgefährten des Neffen des Königs gemacht. Prinz Max, ſo nannten wir ihn, wäre gern der dritte in unſerm Bunde geworden, auch ſchmeichelte er ſich mit dem Gedanken, es zu ſeyn, obgleich ohne unſer Zuthun. Was ich und dein Vater einander waren, konnte er uns nicht ſeyn, aber wir erwiederten dennoch ſeine leidenſchaftlicher ſich äuſſernde Neigung zu uns, mit der treuherzigen Innigkeit eines unverdorbenen jugendlichen Gemüths; bei jeder Jugendluſt waren wir ihm treue liebende Gefährten, in allen jenen kleinen Verlegenheiten, in welche der junge Fürſtenſohn aus

Unbedacht zuweilen gerieth, und aus denen allein sich loszuwinden, sein hoher Stand ihm erschwerte, waren wir seine redlichen Vertrauten und treue Beistände. Graf Egon aber stand seinem Herzen noch näher, als ich, denn das milde, zur Poesie sich hinneigende Gemüth deines Vaters, stimmte besser zu dem etwas weichlichen, schwärmerisch-sentimentalen Charakter des Prinzen, als mein von jeher ernsterer und mitunter unbeugsamer störriger Sinn.

Unsre Kindheit, wie unsre Jünglingjahre waren leider in jene dumpfe, trübe Zeit gefallen, welche gleich nach Beendigung des siebenjährigen Krieges begann, und dann noch eine bedeutende Reihe Jahre hindurch das müde, erschöpfte Deutschland wie in kalte, graue Nebel einhüllte, die nur selten ein Lichtstrahl durchbrach. Tausendfache Fesseln schienen auf jeden höheren Aufschwung der Geister lähmend zu lasten, eine dumpfe Monotonie hatte des geselligen Lebens sich bemächtigt, und verhinderte jede freudigere Regung desselben. Von der einen Seite hatte der trostlose, alles verneinende und verspottende Unglaube, der von den neuesten Philosophen in Frankreich ausging,

sich der Gemüther bemächtigt, von der andern der krasseste fanatische Aberglaube, durch welchen in protestantischen wie in katholischen Ländern, herrschsüchtige Priester, die Menschen bethörten. Der fast erstorbne Sinn für Freiheit der Gedanken regte sich nur noch in Einzelnen, jede laute Aeusserung desselben war hart verpönt, nur im fernsten Westen, in Amerika, begann endlich das Licht aufzudämmern, dessen lange unter der Asche glimmender Funke späterhin zuerst in Paris zu einer verzehrenden Flamme ward, welche die ganze Welt umgestaltete.

Das Aufstehen eines in frischer Jugendkraft gegen seine Unterdrücker sich erhebenden Volks, begeisterte Deutschlands edelste Jugend; auch ich und meine Freunde sahen mit kaum zu mäßigendem Unmuth dem damaligen Beginnen deutscher Fürsten zu, die das edelste Herzblut ihres Volkes an die Unterdrücker der hochherzigen Amerikaner, für schnödes Gold verkauften, und Gedanken, Gefühle bemächtigten sich unser, wie jetzt jeder frei und ungehindert sie aussprechen darf, die aber damals als schädliche, zu Aufruhr und Hochverrath führende Neuerungen betrachtet wurden.

Stolz, kühn, zum wärmsten Enthusiasmus geneigt, wie lebenskräftige Jünglinge es immer sind, standen wir damals alle drei in dem glücklichen Alter von zwanzig bis ein und zwanzig Jahren, am Eingange des Lebens, das in seiner glänzendsten Gestalt sich vor uns ausbreitete, aber die fast unbedingte Wahl unter allen seinen Genüssen konnte uns nicht genügen. Wir wußten und fühlten, daß es etwas Höheres und Besseres gäbe, als Ball, Oper, und die ganze Schaar von Vergnügungen, die an dem Hofe unsres prachtliebenden Monarchen in ununterbrochener Reihe an uns vorüber rauschten. Unsre Gedanken, unser Herz und Sinn, waren ganz dem großen Kampf dort drüben über dem Meere zugewendet. Dein Vater und des Prinzen leicht erregbares Gemüth waren bis zur höchsten Begeisterung davon ergriffen, und äusserten dieses frei und unbefangen. Der König und die ihn zunächst Umgebenden waren der entgegengesetzten Meinung, vor Allen die Priester, deren immer furchtbare Macht, an diesem zwischen zügelloser Sinnenlust und dunkler Bigotterie getheilten Hofe sich nicht mehr berechnen ließ, an welchem man täglich alte

Sündenregister durch Beichte und Absolution zu tilgen suchte, um getrosten Muthes neue beginnen zu können.

Durch unvorsichtige Aeusserung republikanischer Gesinnungen, die man in der letzten Zeit demagogisch genannt haben würde, beleidigte Prinz Max täglich seinen Oheim, den König; aber zwischen ihm und der Thronfolge stand nur noch das, von jeher an einem seidnen Faden hängende Leben eines kränklichen Knaben, des Kronprinzen; der alles vermögende Beichtvater des Monarchen beherzigte diesen Umstand, und wußte die höchste Ungnade sehr gewandt von ihm ab, und dem Grafen Egon von Hochburg zuzuwenden. Die frühe Unabhängigkeit desselben hatten diesen von jeher verleitet, die öffentliche Meinung wenig zu schonen, sobald er im Rechten zu seyn überzeugt war; und so mußte er denn hier für den eigentlichen Verführer des um einige Jahre jüngern Fürstensohnes gelten, und nur Rücksichten auf seine edle Abkunft, seine sehr bedeutenden Besitzungen im Lande, hielten die Ausbrüche des königlichen Zorns einstweilen noch zurück.

Doch nicht nur in politischer Hinsicht stimmten die Ansichten und Gefühle deines Vaters und des Prinzen Max mit einander überein; eine dem uralten, aber durch Unglücksfälle tief gesunkenen Stamme eines der edelsten Geschlechter im Lande entsprossene Waise, die sogar auf entfernte Verwandtschaft mit dem regierenden Hause Anspruch machen konnte, wurde unter dem Schutze der Mutter des Prinzen Max erzogen; ein Wesen, an Schönheit, Grazie und glänzenden Geistesgaben, keinem andern an unserm Hofe zu vergleichen. Selbst ich konnte dem Zauber der von ihr ausging, mich kaum entziehen, und nur meine kältere Vernunft, mein fester Sinn und meine innige Liebe zu deinem Vater, dessen stille Neigung zu ihr mir kein Geheimniß blieb, halfen mir ihn überwinden. Aber auch der Prinz brannte für sie, mit all' der glühenden Leidenschaftlichkeit eines zur sentimentalsten Schwärmerei geneigten, vom Glücke verzogenen Jünglings, dem noch nie ein Wunsch versagt, in dessen Seele noch nie ein Gedanke an Selbstbeherrschung gekommen war. Beide huldigten der Schönen, jeder auf seine Weise; dein Vater mit der ehrfurchtsvollen Schüch-

ternheit wahrer, inniger Liebe, der Prinz mit all der Zuversicht, die sein hoher Rang und das Bewußtseyn der Vorzüge seiner Persönlichkeit ihm einflößte. Er verschmähte es, das, was er empfand, vor der Welt zu verbergen, er trug seine Liebe öffentlich zur Schau, und war von der reizenden Felizitas fast eben so unzertrennlich, als ihr eigner Schatten.

Gräfin Felizitas, ihren Familiennamen verschweige ich, als hier völlig gleichgültig, absichtlich hier; Gräfin Felizitas also, war noch sehr jung, kaum siebzehn Jahre alt, aber doch schon durch die Umgebungen, in welchen sie aufwuchs, scharfsichtig genug geworden, um die Wirkung ihrer Reize nicht ohne Wohlgefallen zu bemerken. Auf diese Weise von den beiden ausgezeichnetsten jungen Männern am Hofe, gleich bei'm ersten Eintritt in die Welt sich vorgezogen und gefeiert zu sehen, war ihrer Eitelkeit ein sehr wohlgefälliger Triumph, den sie nicht sobald aufzugeben beschloß. Ihre Sinne waren äusserst erregbar, aber ihr Herz eigentlich kalt; jung, wie sie war, hatte sie doch an diesem Hofe schon gelernt, Plane zu machen, und ihr Betragen nach vorher

wohl überlegten Regeln abzumessen. Sie bedachte, daß die Hälfte ihres Triumphs in der Gesellschaft ihr unfehlbar verloren gehen würde, wenn sie einen ihrer Verehrer vor dem Andern begünstige, indem, bei der unter beiden bestehenden Freundschaft, der Verschmähte sich gewiß dann von ihr zurückziehen werde. Welcher von beiden ihr in Zukunft das glänzendste Loos würde bieten können, darüber war bei dem hohen Range des Einen derselben noch nicht wohl zu entscheiden, und so hielt sie es für das gerathenste, unter dem Schein der argloseſten Unschuld beide ganz gleich zu behandeln, keinem vor dem Andern den mindesten Vorzug einzuräumen, aber auch nicht durch ein hartes, abstoßendes Betragen die Hoffnungen zu zerstören, die allein sie in ihren Rosenfesseln festhalten konnten. Sie war mild, heiter, freundlich, bemerkte nichts, was sie für rathsam hielt, nicht zu bemerken.

Das Spiel wurde von ihrer Seite lange so fortgetrieben, bis endlich die leidenschaftliche Glut des Prinzen alle Schranken durchbrach. Aufgeregt in den tiefsten Tiefen seines Gemüths, glühend, in halber Verzweiflung, warf er dem Freunde

ſich in die Arme, flehte um ſeinen Beiſtand, ſetzte mit leidenſchaftlicher Beredſamkeit ihm die Gründe auseinander, die ihn zu der Hoffnung zu berechtigen ſchienen, mit Einwilligung ſeiner hohen Verwandten, um die Hand der Gräfin Felizitas ſich bewerben zu können.

Egon, der edle Egon fühlte das Blut in ſeinen Adern erſtarren, aber betrügen konnte er den Freund nicht; auch er geſtand offen und frey ſeine Liebe, gelobte aber auch im ſchönſten Enthuſiasmus ſeines reinen jungen Herzens, dieſe Liebe zu bekämpfen, jedem Streben nach der Gunſt des geliebteſten Weſens zu entſagen, und ſtill und ſchweigend ſich zurückzuziehen.

Egon hielt Wort. Erſt mit Erſtaunen, dann mit einem ſteigenden Unmuth, bemerkte Felizitas die gänzliche Abänderung ſeines Betragens gegen ſie. Sie ſah ſich abſichtlich gemieden von ihm, der ſonſt nur in ihrem Anſchauen zu leben ſchien, und, war es nur der Stachel gereizter Eitelkeit, oder ein natürlicheres, beſſeres Gefühl, was ſie dazu anreizte? ich weiß es nicht, genug ſie beſchloß, um jeden Preiß ihn ſich wieder zu gewinnen. Alle kleinen Künſte, welche der Jugend

und Schönheit zu Gebote stehen, wurden angewendet, um die treue Erfüllung des dem Freunde geleisteten Versprechens ihm auf eine Weise zu erschweren, die den armen Egon zur Verzweiflung brachte. Felizitas hatte mit ihm die Rolle getauscht, er mied sie jetzt, sie suchte auf alle Art sich ihm zu nähern, mit Blicken, mit gleichsam in süßer Unbewußtheit ausgesprochenen Andeutungen, er konnte nicht anders, er mußte sich geliebt glauben, geliebt von ihr, die seine ganze Seele erfüllte, und der er zu entsagen gelobt hatte.

Immer noch blieb er standhaft, und immer mehr ließ Felizitas von ihren eignen Künsten sich hinreißen, bis sie endlich an sich selbst irre ward. Sie glaubte zu lieben, ein halbes Geständniß entschlüpfte einst, als sie mit Egon allein war, ihren Lippen, einen kurzen seligen Moment hielt er die Geliebte in seinen Armen, an seinem vor Wonne und Schmerz bebenden Herzen, dann riß er sich los, und eilte zu seinem Freunde.

Er bekannte dem Prinzen den unfreiwillig an ihm begangenen Treubruch, aber während er sprach, ward ihm plötzlich klar, wie wenig er berechtigt

ſey, Felizitas zu einem Opfer zwingen zu wollen, deſſen ganze Schwere er mehr wie jemals in dieſem Augenblick empfand. Der zweideutige Edelmuth, mit welchem in Romanen und Komödien jener Zeit, ein paar Freunde den Beſitz der ſchönen Geliebten gewöhnlich einander abtreten wollten, war ſo oft von ihm und dem Prinzen beſpöttelt worden, und nun ſollte er ſelbſt, auf Koſten ſeines eignen und des liebenden Herzens der Heißgeliebten, ein ſolches Opfer bringen wollen, das keinen von allen dreien beglücken konnte. Aller Rückſichten vergeſſend, überwältigt von ihrem eigenen Herzen, hatte Felizitas ihm ihr ſüßes Geheimniß verrathen, konnte, durfte er ſie von ſich abweiſen?

Seine Sinne, ſeine Reden verwirrten ſich, und während er noch von Entſagung ſprach, warf er unter einem Strom von Thränen ſich dem Prinzen in die Arme, und forderte ihn ſelbſt auf, das Opfer zu bringen, das er jetzt nicht mehr bringen könne, ohne an ſich ſelbſt und der Geliebten, an jedem guten Gefühl, an allem, was ihm das Heiligſte war, ſich zu verſündigen.

Eine herzerſchütternde Scene erfolgte. Nach

ſchien unvermeidlich; aber da weder ein Familienpakt noch ein Geſetz ſich auffinden ließ, das wegen der Veränderung ſeines Glaubens ihn der ihm angebornen Rechte und Güter verluſtig machen konnte, ſo blieb es mir noch immer möglich, ihm letztere wenigſtens zum Theil zu erhalten.

Abermals vergingen einige Jahre, ohne daß wir anders als ſchriftlich uns einander mittheilen konnten. Nach jenem ſo großes Aufſehen erregenden Schritte zog Graf Egon ſich ganz in den Schatten des einfachſten Bürgerlebens zurück, bereiſ'te unbekannt, unter einem angenommenen Namen, einen großen Theil von Europa, hielt an mehreren deutſchen Univerſitäten ſich längere Zeit auf, und benutzte mit großem Eifer jede Gelegenheit, um in wiſſenſchaftlicher Hinſicht ſeine Kenntniſſe zu vermehren, und alles nachzuholen, was bei der vornehmen Erziehung, die wir beide gemeinſchaftlich erhalten, verſäumt worden war. Immer lieber ward ihm das einfache, prunkloſe, aber deshalb nicht minder genußreiche Leben des höheren Mittelſtandes in unſerm Vaterlande. Die Vorzüge, welche ſeine adelige Geburt ihm gewährten, hatte er in Amerika längſt als etwas ſehr

unwesentliches betrachten gelernt. Unaussprechlich widerte das glatte abgeschliffne und doch so hohle Leben an Höfen und in den Salons der vornehmen Welt ihn an, in der er alles hatte untergehen sehen, was ihm lieb und heilig war, den Freund, die Geliebte, sogar den Glauben an Treue und Menschlichkeit. Wenn er an die Möglichkeit dachte, dorthin wieder zurückkehren zu müssen, ergriff ihn wahres Grausen. Unbekannt wie er jetzt war, wo Niemand ausser mir um den eigentlichen Aufenthalt des einst so brillanten Grafen Egon von Hochburg wußte, beschloß er auch fortan zu leben, bis an das Ende seiner Tage. Längst schon war er kein Jüngling mehr, seine Blüthenjahre waren vorüber, die Zeit war gekommen, in welcher der Sturm der Leidenschaft von selbst sich legt, und der freiere Geist einen helleren Ueberblick der Welt und des wirklichen Lebens sich gewinnt.

Egon wollte und suchte nichts, als ein von der Natur und dem Klima begünstigtes tief verborgenes Plätzchen, um dort seinen eignen Heerd zu begründen, einen freien, wenn gleich engbegränzten Wirkungskreis, in welchem er ungekannt

unberühmt, unbewundert, so viel ruhig stilles Glück um sich her verbreiten könnte, als er zu gewähren und seine Umgebungen zu ertragen vermöchten.

Mit aller Beredsamkeit, die mir zu Gebote stand, mit allen Gründen, die meine Ueberzeugung mir eingab, mit aller Gewalt der Freundschaft, die uns unzertrennlich vereinte, bekämpfte ich diesen Entschluß. Ich stellte meinem Freunde vor, daß seine Geburt sowohl als seine Stellung im Leben ihm einen weit ausgebreiteteren Wirkungskreis angewiesen haben, in welchem er unendlich kräftiger für das Wohl vieler wirken könne, als in ländlicher tief verborgner Einsamkeit; ich machte ihn auf die Verpflichtung aufmerksam, von dem hohen Standpunkt aus, auf welcher das Glück mit so viel innern und äußern Vorzügen ausgerüstet, ihn gestellt, nicht nur durch die That, sondern auch durch Beispiel zu wirken, Unrecht zu bekämpfen, wo es sich immer zeige, und den Schwächern auf der Bahn des Bessern voranzuleuchten.

Anfangs suchte er meinen Gründen Gegengründe entgegen zu stellen, dann fing er in seinen Briefen an, diesen Punkt gänzlich mit Still-

ſchweigen zu übergehen, endlich ſchrieb er ſeltner, dann nur, wenn die Umſtände es durchaus erforderten, zuletzt ließ er beinahe ein ganzes Jahr in völliger Unwiſſenheit über ſein Geſchick, ſogar über ſeinen jetzigen Aufenthalt mich verharren. Beiliegender Brief aus dem ***Gebirge brachte endlich Licht in das Dunkel, in welches er ſich bis dahin abſichtlich mit verborgen hatte.

Graf Egon von Hochburg an ſeinen Freund Herrmann von S...

Herrmann! mein Freund, mein Bruder! Endlich habe ich, mitten in den Wüſteneien des Lebens, die ſtill verborgne grüne Oaſe gefunden, wo ich von meiner mühſeligen Pilgerfahrt ausruhen werde, bis noch tiefere Ruhe mich umfängt. Die Welt, nebſt allem, was in ihr mich quälte, liegt weit hinter mir, vergeſſen, in Nebel aufgelöſt, gleich einem böſen Traum, den ich nicht zum zweitenmal zu träumen feſt entſchloſſen bin. Meine Rechnung mit ihr iſt abgethan, ich athme frei, ich bin im Hafen des Friedens gelandet, und du wirſt dich freuen, deinen Freund

dort zu wiſſen, wenn er gleich nicht deinem Kompaß auf der Fahrt dorthin folgen konnte.

Drei viertel Jahre, auch wohl noch etwas darüber, mögen verfloſſen ſeyn, ſeit ich, kurz vor meinem Eintritt in dieſe paradieſiſche Gebirgswelt, zum letztenmal dir ſchrieb. Zuerſt verhinderte die große Abgeſchiedenheit dieſer Gegenden von der bewohnteren Welt mich daran, dann ſchwieg ich abſichtlich, denn ſelbſt vor dir, mein Bruder, wollte ich auf dem Wege zu der Art von Glück, deren ich allein noch fähig bin, und der ſo unerwartet ſich mir zeigte, mich nicht irren laſſen. Deinen treuen, wohlgemeinten Rath, den mein Geiſt im voraus ahnete, konnte ich nicht befolgen, und mochte dich deshalb lieber nicht zum Worte kommen laſſen. Du haſt ſo lange, ſo oft mich, wie ich bin, mit Geduld ertragen, du wirſt auch dieſe ſehr menſchliche Schwäche mir verzeihen.

Jeder Schritt auf dieſen herrlichen Bergen gewährte mir einen unverſiegbaren Quell des reinſten Genuſſes; mit täglich wachſendem Intereſſe durchſtreifte ich dieſe engen, grünenden, blühenden Thäler, und kehrte Abends, ſchwerbe-

laden mit Steinen, Pflanzen, Insekten, in meine bescheidne Hütte mitten im Walde heim, um die Ausbeute des Tages zu ordnen, und dann, müde, glücklich und sorglos wie ein Taglöhner, mich dem festesten, erquicklichsten Schlaf zu überlassen. Der alte brave Förster, bei welchem ich mich eingemiethet hatte, nannte ohne mein Zuthun mich Herr Kandidat, und ich ließ ihn dabei; ich sah, wie er froh war, seiner Meinung nach den Henkel gefunden zu haben, bei dem er mich anfassen konnte; denn diesen einfachen, an bestimmte Thätigkeit gewohnten Leuten kommt ein Mensch, der nichts ist, seyn und werden will, als ein Mensch gar zu seltsam wunderlich vor. Mein einfacher grauer Ueberrock und mein rund geschnittnes Haar ohne Locken und Zopf, das man hier zu Lande noch nicht zu sehen gewohnt ist, mochten ihn zuerst auf den Gedanken gebracht haben, ich sey ein Kandidat der Theologie, und so war und blieb ich denn der Herr Kandidat, nicht nur bei meinem Hauswirth, sondern auch weit und breit im Lande; in allen Bauernhöfen der Nachbarschaft, in allen umliegenden Dörfern, wo mich bald jedes Kind kannte, und dem Herrn

Kandidaten mit einem Kußhändchen entgegenlief, wenn er mit seinem blechernen Kräuterbehälter, seinen Mappen, seinem Hammerstock sich zeigte, um unter dem ersten besten ländlichen Dach ein Stündchen auszuruhen.

Einst hatte ich auf einer dieser Wanderungen im Gebirge mich zu weit von meiner Wohnung verstiegen. Ich war in ein mir bis jetzt ganz unbekannt gebliebenes, von einem wilden Bergwasser durchströmtes Thal gerathen. Vergebens sah ich nach irgend einem Gegenstand mich um, mit dessen Hülfe ich mich hätte wieder zurecht finden können. Dichtes Laubgewölbe hemmte von allen Seiten mir jede Aussicht in die Ferne, der Abend kam heran, und die schon tief stehende Sonne tauchte die Gipfel der Bäume in glühendes Gold, streute kleine hüpfende Lichter auf meinen Pfad, und verklärte die grüne Waldeinsamkeit zum, von Smaragd und Gold blitzenden Tempel der Natur. Ich fühlte mich ungewöhnlich ermüdet, und beschloß, dem halbverwachsenen Fußsteige längst dem Bach auf gerathewohl zu folgen, und in dem nächsten Orte, zu dem er mich führen würde, zu übernachten. Heitern, ruhigen Sinnes wan-

delte ich langſam fort, horchte auf das Gezwitſcher der Vögel, die im Gebüſch ſich für die Nacht einrichteten, auf das Flüſtern des Abendwindes in den Wipfeln der Bäume, auf das Zirpen der Heuſchrecken, auf das leiſe Geliſpel im Graſe, als plötzlich ein ſchwacher Klagelaut mein Ohr traf, und aus meinen Träumereien mich weckte. Der Ton ſchien ganz in der Nähe aus dem Gebüſch zu kommen, ich ging ihm nach. «Herr Kandidat ſind Sie es? lieber Herr Kandidat helfen Sie mir, ich kann nicht weiter, mein Fuß iſt, glaube ich, zerbrochen,» wimmerte ein ſchwaches Stimmchen. Ein allerliebſtes kleines Mädchen, das ich am vorigen Tage bei Landleuten, bei denen ich eingekehrt war, mit den Kindern ſpielend getroffen, lag wenige Schritte von mir zwiſchen dem Geſtein. Die arme Kleine war nach Waldbeeren ausgegangen, hatte ſich verſpätet, und um ſchneller aus dem Walde zu kommen, durch das Geſtrüppe ſich Bahn zu machen geſucht, war ausgeglitten, und lag nun, unfähig ſich zu regen, hülflos da, bei einbrechender Nacht, im Walde ganz allein.

Der Fuß, den ich gleich unterſuchte, war

zwar nicht gebrochen, aber doch verrenkt und schon sehr geschwollen. Ich nahm das arme kleine Bärbeli auf, das sehr geduldig große Schmerzen litt, und mußte, da es nicht anders fortzubringen war, mich entschließen, es nach Hause zu tragen; den nächsten Weg, meinte Bärbeli, würde sie mir schon angeben können.

Die Last war eben nicht leicht, denn Bärbeli ist ein starkes gesundes Kind von neun Jhren; der bergauf und bergab führende Fußpfad war beschwerlich, ich sehr ermüdet, wir mußten mitunter uns niedersetzen, um auszuruhen, und so gingen wohl zwei Stunden darüber hin, und es war ganz dunkel geworden, ehe wir in dem Dorfe anlangten, hinter welchem wohl noch eine gute halbe Stunde weiter die Mühle liegt, welche Bärbeli's Eltern angehört. Ich fühlte, daß meine Kräfte schwerlich bis dahin ausreichen würden, und überdem verkündete mir der kleine Bärbeli leises Wimmern ihren zunehmenden Schmerz, und daß es die höchste Zeit sey, für ihren beschädigten Fuß Sorge zu tragen.

Oft schon hatte ich von hohen Bergen hinab dieses Dorf in seinem wunderschönen Thale lie-

gen geſehen, ohne jemals in daſſelbe hineingegangen zu ſeyn. Ich ſah mich um, alle Thüren waren geſchloſſen, alle Fenſter dunkel, die Leute ſchienen ſchon alle in tiefem Schlaf verſunken, nur im Pfarrhauſe, vor deſſen Thüre wir ſtanden, brannte noch ein einſames Licht.

«Soll ich hier anklopfen, um deinen Fuß erſt zu verbinden? damit deine Mutter nicht gar zu ſehr erſchrickt, wenn wir beide ſo mit einander ankommen,» fragte ich.

Bärbeli war mit dieſer Einrichtung ſehr zufrieden. «Pfarrers ſind herzgute Leute, und kennen mich recht gut,» verſicherte ſie. «Aber klopfen Sie ganz ſachte, lieber Herr Kandidat, denn die Pfarrerin iſt ſehr krank.» Indem öffnete ſich ein Fenſter über uns: «doch wohl verirrte Reiſende?» fragte mit gedämpftem Ton eine tiefe, wohlklingende Baßſtimme, «ein wenig Geduld, ich komme gleich.»

Die Hausthüre wurde geöffnet, der Pfarrer ſelbſt trat mit Licht hinaus; ohne ein Wort zu ſprechen, lud er durch eine ſehr freundliche Bewegung der Hand uns unter ſein Dach ein, ſchloß, jedes Geräuſch vermeidend, die Thüre

wieder, und führte uns eben ſo ſtill und leiſe in ein Zimmer.

«Nehmen Sie es nicht übel,» ſprach er jetzt freundlich, «aber meine Alte ſchläft gottlob ein wenig, und da möchte ich um alles in der Welt ſie nicht wecken. Bärbeli! biſt du es? armes Kind, was iſt dir denn widerfahren? aber weine nur nicht ſo, dir ſoll geholfen werden.» Jetzt fiel ſein Blick auf mich: «der Herr Kandidat, wenn ich nicht irre?» ſprach er nach einigem Beſinnen. «Seyn Sie mir herzlich willkommen, Sie Mann Gottes, nach dem mein Herz ſchon lange ſich ſehnt, zwiefach willkommen in doppelter Geſtalt, als barmherziger Samariter, und als der, den augenſcheinlich der Herr ſeinem alten Knecht zum Beiſtand und zum Troſte geſendet hat. Davon nachher, denn jetzt muß für die Kleine geſorgt werden, ich will Angelika rufen, die Mutter ſchläft feſt und ſanft, da können wir ſie ſchon ein Viertelſtündchen verlaſſen.»

Unter den mancherlei nützlichen und überflüßigen Künſten und Kenntniſſen, die ich ſeit unſrer Trennung mir anzueignen geſucht, gehört auch ſo viel von Wundarzneiwiſſenſchaft, als man auf

dem Lande bedarf, um in dringenden Fällen augenblickliche Hülfe zu leisten.

Ich begann also gleich, das Füßchen des armen Kindes genauer zu untersuchen, als ich im Walde es gekonnt hatte; der Geschwulst hatte schon sehr überhand genommen, ohne die nachtheiligsten Folgen durfte mit dem Wiedereinrichten desselben kein Augenblick länger gesäumt werden. Die Tochter des Pfarrers kam indessen herbei. Sie brachte alles, was ich zu der Operation bedurfte, so zweckmäßig, so behend, so schnell, als wäre sie Tage lang vorher darauf vorbereitet gewesen. Und wie sie, während der wirklich sehr schmerzlichen Operation, das Kind in ihren Armen hielt! wie sie mit Liebkosen und Zureden es zu beschwichtigen wußte, damit es nur geduldig alles ertrüge, und nicht durch lautes Schreien die kranke Mutter wecke! Herrmann, wohl bewundern aber beschreiben läßt so etwas sich nicht. Sie litt sichtbarlich mit der armen Kleinen, helle Thränen perlten in ihren schönen Augen, aber sie versäumte dabei doch nicht, das Kind fest zu halten, ohne an seine Klagen und sein Weinen sich zu kehren. In dieser stillen, weichen Seele fin-

det ſich keine Spur von jener kränkelnden Sentimentalität, die jede ſchöne Dame in euern Salons bei ähnlichen Vorfallenheiten wenigſtens einigemal in Ohnmacht hätte fallen heißen.

Die Operation war ſchnell vollbracht; der Alte ging während derſelben unhörbar leiſe ab und zu, hatte bald meine Geſchicklichkeit gelobt, bald der kleinen Leidenden die thränennaſſen Wangen väterlich geſtreichelt, und ihr zum Lohne ihrer Geduld allerlei Schönes verſprochen; dann hatte er ſich wieder an die Schlafkammer ſeiner Frau geſchlichen, um an der Thüre zu horchen, ob ſie ſich nicht rege. Bärbeli ward zu Bette gebracht, und der Aufſicht einer freundlichen alten Magd übergeben, und nun wurde auch für mich geſorgt. In wenigen Minuten hatte Angelika mit großer Zierlichkeit alles auf einem Tiſchchen in Ordnung geſtellt, was einem müden Wandrer, wie ich, zur Erquickung dienen konnte, deren ich wirklich nöthig bedurfte. Der Vater wieß während der Zeit mir im Nebenzimmer mein Nachtquartier an, das ich ſo bequem und vollſtändig eingerichtet fand, als wäre ich ein längſt erwarteter geladener Gaſtfreund geweſen. Und nun trat An-

gehüllt wieder zu uns, in Mantel und Schleier gehüllt. «Hans wartet schon mit der Laterne,» sprach sie, und küßte dem Vater recht liebevoll die Hand. «Sey unbesorgt, lieber Vater, in einer Stunde spätestens bin ich wieder hier, die Mutter schläft sanft und fest, hoffentlich wird sie in der Zeit nicht erwachen, und dann bist du ja doch bei der Hand.»

«Um Gotteswillen, wo wollen Sie hin in dieser späten Stunde, in dunkler Nacht!» rief ich erschrocken.

«Ich muß doch zu den Müllersleuten draußen vor dem Dorf,» erwiederte sie lächelnd. «Die arme Frau mag Angst genug um ihr Kind ausgestanden haben, und auch noch ausstehen.»

«Aber könnte nicht Hans, oder ich mit ihm, ich bin gar nicht mehr ermüdet.....»

«Lieber Herr,» unterbrach sie mich, «bedenken Sie, es gilt ein Mutterherz zu beruhigen, da darf ich keinen andern Boten schicken. Ich kann doch den armen Leuten die beste Auskunft über ihr Kind geben, sie kennen mich, und vertrauen mir. Gute Nacht, Sie haben heute schon genug

Kandidaten mit einem Kußhändchen entgegenlief, wenn er mit seinem blechernen Kräuterbehälter, seinen Mappen, seinem Hammerstock sich zeigte, um unter dem ersten besten ländlichen Dach ein Stündchen auszuruhen.

Einst hatte ich auf einer dieser Wanderungen im Gebirge mich zu weit von meiner Wohnung verstiegen. Ich war in ein mir bis jetzt ganz unbekannt gebliebenes, von einem wilden Bergwasser durchströmtes Thal gerathen. Vergebens sah ich nach irgend einem Gegenstand mich um, mit dessen Hülfe ich mich hätte wieder zurecht finden können. Dichtes Laubgewölbe hemmte von allen Seiten mir jede Aussicht in die Ferne, der Abend kam heran, und die schon tief stehende Sonne tauchte die Gipfel der Bäume in glühendes Gold, streute kleine hüpfende Lichter auf meinen Pfad, und verklärte die grüne Waldeinsamkeit zum, von Smaragd und Gold blitzenden Tempel der Natur. Ich fühlte mich ungewöhnlich ermüdet, und beschloß, dem halbverwachsenen Fußsteige längst dem Bach auf gerathewohl zu folgen, und in dem nächsten Orte, zu dem er mich führen würde, zu übernachten. Heiterm, ruhigen Sinnes wan-

trage ich die Ausbrüche deines Unmuths mit Geduld, denn was ist dieser anders als Liebe?

Die Pfarrerin fühlte am andern Morgen sich durch den ruhigen Schlaf der vergangenen Nacht merklich gestärkt, und hatte ihr Bett verlassen, um bei dem Frühstück der Ihrigen zugegen zu seyn. Ich fand sie alle schon versammelt. Lieber Hermann! wie soll ich den Eindruck dir beschreiben, den das wahrhaft patriarchalische Familienglück dieser einfachen Menschen auf mich machte! Ihre Begriffe von der Aussenwelt sind so beschränkt, wie ihre Lage es ist; ihr kleiner Wirkungskreis ist ihre eigentliche Welt, in der sie alles lieben und zu beglücken streben, was nur auf die entfernteste Weise mit ihnen in Berührung kommt. Was über dieser hinausliegt und sich begibt, gewährt ihrer Phantasie einen Spielraum, in der sie oft mit fast homerischer Naivität sich ergeht. Du solltest nur hören, wenn die Mutter ihrer Tochter von dem ebnen flachen Lande und von dem breiten Strom und den Schiffen darauf erzählt, die sie in ihrer Jugend gesehen, als sie einmal eine Reise von zehn Meilen machen mußte; sie ist die Tochter des vor

gen Pfarrers, und in dem Hause geboren, das sie bewohnt. Seit sie von jener großen Reise zurückkam, hat sie nie weiter über die nächsten Umgebungen desselben sich hinaus gewagt; und alles, was Angelika von der Welt gesehen, liegt in einem Umkreise von höchstens zwei Stunden um ihr väterliches Haus; aber weder ihre Wünsche noch ihre Gedanken haben bis jetzt noch nie diese enge Gränze überflogen.

Zärtereres, rührenderes gibt es nichts in der Welt, als die Art, wie sie alle drei mit unaussprechlicher Liebe an einander hangen, ohne Ziererei und Uebertreibung, so recht herzlich, wie glückliche Kinder; sie sprechen nie von ihrer Liebe zu einander, aber sie selbst spricht in jedem Wort, jedem Blick, in all' ihrem Thun sich aus. Und so ist auch ihr Betragen gegen ihre Nachbarn, denn diese sind ihre Welt. Sie üben Handlungen aus, sie bringen dem Wohl anderer Opfer, welche in allem Journalen ausposaunt werden würden, wenn sie bekannt wären; aber sie üben das alles in seligster Unbewußtheit, als müsse und könne es nun einmal nicht anders seyn. Sie sind, wie sie sind, und meinen, Alle wären so.

Mir ward in ihrer Mitte, als ſey ich nach dem Schiffbruch aller meiner Lebenshoffnungen in einer idylliſch ſchönen Unſchuldswelt aus einem langen bangen Traume erwacht.

Gern ſchilderte ich vor Allen dir den Vater, die hohe ehrwürdige Apoſtelgeſtalt mit dem freundlich frommen Antlitz und dem lockigen Silberhaar. Er iſt in Oſtfriesland geboren, wurde aber in früher Jugend nach Deutſchland geſchickt.

«Als mein Vater ſelig verſtorben war,» erzählte er mir ganz ſchlicht und offen, gleich am erſten Morgen, als wären wir alte Bekannte, «als mein Vater geſtorben war, mußte ich freilich meiner lieben Heimath bald wieder den Rücken wenden, denn, ſehen Sie, lieber Herr Kandidat, ich hatte einen um mehrere Jahre älteren Bruder, der auch ſchon für Frau und Kind ſorgen mußte. Deshalb mochte er auch wohl ſein Herz gar zu ſehr an Gut und Geld gehängt haben, denn er wollte über die Theilung des väterlichen Nachlaſſes ſich durchaus nicht im Frieden mit mir vereinigen. Er machte allerlei Forderungen, und willigte ich in eine derſelben ein, ſo kam er gleich wieder mit Andern heran, von denen vorher gar nicht die Rede geweſen war. Zuletzt

bestand er darauf, die ganze Erbschaftssache vor Gericht aus einander setzen zu lassen. Das schnitt mir durchs Herz! Sie sehen es selbst ein, die Schande, daß seine Kinder über die Erbschaft in Zwist oder gar in Prozeß gerathen sollten, konnte ich doch unmöglich meinem lieben seligen Vater noch in seinem Grabe anthun lassen. Und so griff ich in aller Stille zum Wanderstabe, nahm nur im Herzen von meinem väterlichen Hause, meinem Bruder und den Seinigen Abschied, ging in die weite Welt hinaus, und habe ihm Alles gelassen.»

Da, Herrmann, hast du den Mann, wie er ist und lebt, ich weiß ihn dir nicht besser zu schildern.

Aus dem verklärten, wunderbar glänzenden Auge der treuen, schon halb der Ewigkeit angehörenden Gefährtin seines langen glücklichen, Lebens leuchtete schon der Abglanz der nahen Himmelsseligkeit. Ihre fast zum Schattenbilde eingeschwundene zarte Gestalt belebte nur noch ein schwacher Hauch, der, wie ich es deutlich vorhersah, in wenigen Wochen oder vielleicht auch nur Tagen, im weiten Weltall sich verlieren mußte. Ihr Leben hing

nur noch an einem Haar, aber sie fühlte sich plötzlich Schmerzen freier und leichter, wie das bei Brustkranken gewöhnlich der Fall ist, wenn sie dem Ziel ihrer Leiden nahe stehen. Ein gottergebneres Gemüth, als das Ihrige, ist undenkbar; sie fürchtete nicht den Tod, auch nicht die Trennung von ihren Lieben, denn die feste Ueberzeugung des seligsten Wiedersehens leuchtete aus der dunkeln Grabesnacht ihr entgegen; aber sie fühlte unaussprechliches Mitleid mit dem Schmerz ihres Gatten, ihres Kindes, wenn sie nun von ihnen scheiden müsse, und ihre Freude über ihre scheinbare Besserung, ihre Pläne für die Zukunft, wenn sie nun bald völlig genesen seyn würde, waren für mich das rührendste, ich könnte fast sagen, das betrübendste, was ich jemals für Andere empfunden.

Seit Jahren war jeder Athemzug dieser Frau ein stechender Schmerz, die Liebe der Ihrigen, und die einfachsten Freuden, welche die Natur auch dem Aermsten nicht leicht versagt, waren alles, was das Leben ihr jemals geboten, und doch liebte sie es, und hing daran mit unaussprechlicher Innigkeit, und mochte ungern davon

ſcheiden, während ich, den das Glück mit allen ſeinen Gaben verſchwenderiſch überſchüttete, der in der Fülle der Geſundheit, in aller Kraft des männlichen Alters noch daſteht, es längſt gern als eine drückende Laſt abgeworfen hätte!

Dahin, mein Herrmann, bringt uns das vornehme Leben in der großen Welt, an Höfen, in euern Salons; dahin führen Ehrenſtellen und Orden, Reichthum und Rang!

Denke dir mein Erſtaunen, meine Verlegenheit, als noch am nemlichen Tage der gute Alte zuverſichtlich und ganz unumwunden mich bat, den nächſten Sonntag für ihn die Kanzel zu beſteigen, überhaupt einſtweilen meine Wohnung bei ihm zu nehmen, und ihm in der Führung ſeines Amtes beizuſtehen, der er in ſeiner jetzigen Stimmung leider nicht mehr gewachſen ſey, denn, ſetzte er wehmüthig hinzu: «bis Gott über Leben oder Tod meiner lieben Frau entſchieden hat, habe ich weder Kopf, noch Muth, noch Kraft, meiner Pflicht gegen die Gemeinde ganz zu genügen. Der Zuſtand der geliebten Kranken geht mir gar zu ſehr zu Herzen, ich muß immer daran denken; und mir ahnet, daß der ſchwache Hoffnungsſchimmer,

der jetzt uns erfreut, ſich ſehr bald in Trauer umwandeln werde. Sie ſind zu gut, lieber Herr Kandidat, als daß ſie einem altersſchwachen, tief betrübten Greiſe Troſt und Hülfe verſagen ſollten, um die er vertrauensvoll Sie anſpricht.»

Die Seltſamkeit der Situation betäubte mich wirklich einige Augenblicke. Ich, predigen! ich! mir war, als träume ich. Der Alte ſah meine Verwirrung, was er davon denken mochte, konnte ich nicht errathen. Er bat von Neuem; «nur bis Gott über Leben und Tod entſchieden hat, verlaſſen Sie uns nicht! das kann ja ſo lange nicht mehr dauern.»

Ich ſtand noch immer ſchweigend und unbeweglich da. Tauſend Gedanken ſtiegen verworren in mir auf. Was durfte, was ſollte ich in dieſer Verlegenheit beginnen? Sollte ich den zwar ganz ohne Veranlaſſung entſtandenen, aber doch durch die Art, wie ich ihn hingehen ließ, von mir beſtätigten Irrthum jetzt aufdecken, und vor dieſen argloſen, reinen Gemüthern wie ein Betrüger daſtehen? Denn nimmermehr hätte ich dieſen, mit den Verwickelungen und dem Drange des Weltlebens ganz unbekannten Menſchen, die

gethan, und dürfen ruhig schlafen.» Damit wandte sie der Thüre sich zu.

«Meine Tochter geht auf gutem Wege, der Engel des Herrn breitet schützend seine Flügel über sie aus, da hat es keine Gefahr,» sprach der Alte.

Was konnte ich ferner noch einwenden wollen? Angelika ging, und ich? ich harrte an meinem Kammerfenster, bis ich bei'm Schein von Hansens Laterne noch ein paar Stunden, die mir sehr lang dünkten, sie wieder durch den Garten in's Haus gehen sah.

Das kleine Abentheuer kommt dir gewiß sehr unbedeutend vor, und du begreifst nicht, wie ich darüber so viele Worte machen kann. Lieber Bruder, ich habe absichtlich mich bemüht, dir ganz schmucklos und einfach ein Ereigniß hinzustellen, das, klein wie es dir erscheinen muß, meiner ganzen Zukunft ihre eigentliche Bestimmung gibt; ich wollte nicht durch hochtönende Beschreibungen und poetischen Schmuck dich zu blenden suchen, damit du glimpflicher mit mir verfahren möchtest, denn zürnen wirst du, ich weiß es wohl, aber abwenden kannst du dich nicht von mir, und so

trage ich die Ausbrüche deines Unmuths mit Geduld, denn was ist dieser anders als Liebe?

Die Pfarrerin fühlte am andern Morgen sich durch den ruhigen Schlaf der vergangenen Nacht merklich gestärkt, und hatte ihr Bett verlassen, um bei dem Frühstück der Ihrigen zugegen zu seyn. Ich fand sie alle schon versammelt. Lieber Hermann! wie soll ich den Eindruck dir beschreiben, den das wahrhaft patriarchalische Familienglück dieser einfachen Menschen auf mich machte! Ihre Begriffe von der Aussenwelt sind so beschränkt, wie ihre Lage es ist; ihr kleiner Wirkungskreis ist ihre eigentliche Welt, in der sie alles lieben und zu beglücken streben, was nur auf die entfernteste Weise mit ihnen in Berührung kommt. Was über diesen hinausliegt und sich begibt, gewährt ihrer Phantasie einen Spielraum, in der sie oft mit fast homerischer Naivität sich ergeht. Du solltest nur hören, wenn die Mutter ihrer Tochter von dem ebnen flachen Lande und von dem breiten Strom und den Schiffen darauf erzählt, die sie in ihrer Jugend gesehen, als sie einmal eine Reise von zehn Meilen machen mußte; sie ist die Tochter des vori-

gen Pfarrers, und in dem Hause geboren, das sie bewohnt. Seit sie von jener großen Reise zurückkam, hat sie nie wieder über die nächsten Umgebungen desselben sich hinaus gewagt; und alles, was Angelika von der Welt gesehen, liegt in einem Umkreise von höchstens zwei Stunden um ihr väterliches Haus; aber weder ihre Wünsche noch ihre Gedanken haben bis jetzt noch nie diese enge Gränze überflogen.

Zärteres, rührenderes gibt es nichts in der Welt, als die Art, wie sie alle drei mit unaussprechlicher Liebe an einander hangen, ohne Ziererei und Uebertreibung, so recht herzlich, wie glückliche Kinder; sie sprechen nie von ihrer Liebe zu einander, aber sie selbst spricht in jedem Wort, jedem Blick, in all' ihrem Thun sich aus. Und so ist auch ihr Betragen gegen ihre Nachbarn, denn diese sind ihre Welt. Sie üben Handlungen aus, sie bringen dem Wohl anderer Opfer, welche in allen Journalen ausposaunt werden würden, wenn sie bekannt wären; aber sie üben das alles in seligster Unbewußtheit, als müsse und könne es nun einmal nicht anders seyn. Sie sind, wie sie sind, und meinen, Alle wären so.

Mir ward in ihrer Mitte, als ſey ich nach dem Schiffbruch aller meiner Lebenshoffnungen in einer idylliſch ſchönen Unſchuldswelt aus einem langen bangen Traume erwacht.

Gern ſchilderte ich vor Allen dir den Vater, die hohe ehrwürdige Apoſtelgeſtalt mit dem freundlich frommen Antlitz und dem lockigen Silberhaar. Er iſt in Oſtfriesland geboren, wurde aber in früher Jugend nach Deutſchland geſchickt.

«Als mein Vater ſelig verſtorben war,» erzählte er mir ganz ſchlicht und offen, gleich am erſten Morgen, als wären wir alte Bekannte, «als mein Vater geſtorben war, mußte ich freilich meiner lieben Heimath bald wieder den Rücken wenden, denn, ſehen Sie, lieber Herr Kandidat, ich hatte einen um mehrere Jahre älteren Bruder, der auch ſchon für Frau und Kind ſorgen mußte. Deshalb mochte er auch wohl ſein Herz gar zu ſehr an Gut und Geld gehängt haben, denn er wollte über die Theilung des väterlichen Nachlaſſes ſich durchaus nicht im Frieden mit mir vereinigen. Er machte allerlei Forderungen, und willigte ich in eine derſelben ein, ſo kam er gleich wieder mit Andern heran, von denen vorher gar nicht die Rede geweſen war. Zuletzt

bestand er darauf, die ganze Erbschaftssache vor Gericht aus einander setzen zu lassen. Das schnitt mir durchs Herz! Sie sehen es selbst ein, die Schande, daß seine Kinder über die Erbschaft in Zwist oder gar in Prozeß gerathen sollten, konnte ich doch unmöglich meinem lieben seligen Vater noch in seinem Grabe anthun lassen. Und so griff ich in aller Stille zum Wanderstabe, nahm nur im Herzen von meinem väterlichen Hause, meinem Bruder und den Seinigen Abschied, ging in die weite Welt hinaus, und habe ihm Alles gelassen.»

Da, Herrmann, hast du den Mann, wie er ist und lebt, ich weiß ihn dir nicht besser zu schildern.

Aus dem verklärten, wunderbar glänzenden Auge der treuen, schon halb der Ewigkeit angehörenden Gefährtin seines langen glücklichen, Lebens leuchtete schon der Abglanz der nahen Himmelsseligkeit. Ihre fast zum Schattenbilde eingeschwundene zarte Gestalt belebte nur noch ein schwacher Hauch, der, wie ich es deutlich vorhersah, in wenigen Wochen oder vielleicht auch nur Tagen, im weiten Weltall sich verlieren mußte. Ihr Leben hing

nur noch an einem Haar, aber sie fühlte sich plötzlich Schmerzen freier und leichter, wie das bei Brustkranken gewöhnlich der Fall ist, wenn sie dem Ziel ihrer Leiden nahe stehen. Ein gottergebneres Gemüth, als das Ihrige, ist undenkbar; sie fürchtete nicht den Tod, auch nicht die Trennung von ihren Lieben, denn die feste Ueberzeugung des seligsten Wiedersehens leuchtete aus der dunkeln Grabesnacht ihr entgegen; aber sie fühlte unaussprechliches Mitleid mit dem Schmerz ihres Gatten, ihres Kindes, wenn sie nun von ihnen scheiden müsse, und ihre Freude über ihre scheinbare Besserung, ihre Pläne für die Zukunft, wenn sie nun bald völlig genesen seyn würde, waren für mich das rührendste, ich könnte fast sagen, das betrübendste, was ich jemals für Andere empfunden.

Seit Jahren war jeder Athemzug dieser Frau ein stechender Schmerz, die Liebe der Ihrigen, und die einfachsten Freuden, welche die Natur auch dem Aermsten nicht leicht versagt, waren alles, was das Leben ihr jemals geboten, und doch liebte sie es, und hing daran mit unaussprechlicher Innigkeit, und mochte ungern davon

ſcheiden, während ich, den das Glück mit allen ſeinen Gaben verſchwenderiſch überſchüttete, der in der Fülle der Geſundheit, in aller Kraft des männlichen Alters noch daſteht, es längſt gern als eine drückende Laſt abgeworfen hätte!

Dahin, mein Herrmann, bringt uns das vornehme Leben in der großen Welt, an Höfen, in ewern Salons; dahin führen Ehrenſtellen und Orden, Reichthum und Rang!

Denke dir mein Erſtaunen, meine Verlegenheit, als noch am nemlichen Tage der gute Alte zuverſichtlich und ganz unumwunden mich bat, den nächſten Sonntag für ihn die Kanzel zu beſteigen, überhaupt einſtweilen meine Wohnung bey ihm zu nehmen, und ihm in der Führung ſeines Amtes beizuſtehen, der er in ſeiner jetzigen Stimmung leider nicht mehr gewachſen ſey, denn, ſetzte er wehmüthig hinzu: ehe Gott über Leben oder Tod meiner lieben Frau entſchieden hat, habe ich weder Kopf, noch Muth, noch Kraft, meiner Pflicht gegen die Gemeinde ganz zu genügen. Der Zuſtand der geliebten Kranken geht mir gar zu ſehr zu Herzen, ich muß immer daran denken; und mir ahnet, daß der ſchwache Hoffnungsſchimmer,

der jetzt uns erfreut, ſich ſehr bald in Trauer umwandeln werde. Sie ſind zu gut, lieber Herr Kandidat, als daß ſie einem altersſchwachen, tief betrübten Greiſe Troſt und Hülfe verſagen ſollten, um die er vertrauensvoll Sie anſpricht.»

Die Seltſamkeit der Situation betäubte mich wirklich einige Augenblicke. Ich, predigen! ich! mir war, als träume ich. Der Alte ſah meine Verwirrung, was er davon denken mochte, konnte ich nicht errathen. Er bat von Neuem; «nur bis Gott über Leben und Tod entſchieden hat, verlaſſen Sie uns nicht! das kann ja ſo lange nicht mehr dauern.»

Ich ſtand noch immer ſchweigend und unbeweglich da. Tauſend Gedanken ſtiegen verworren in mir auf. Was durfte, was ſollte ich in dieſer Verlegenheit beginnen? Sollte ich den zwar ganz ohne Veranlaſſung entſtandenen, aber doch durch die Art, wie ich ihn hingehen ließ, von mir beſtätigten Irrthum jetzt aufdecken, und vor dieſen argloſen, reinen Gemüthern wie ein Betrüger daſtehen? Denn nimmermehr hätte ich dieſen, mit den Verwickelungen und dem Drange des Weltlebens ganz unbekannten Menſchen, die

Urſachen begreiflich machen können, die mich bewogen haben könnten, etwas anderes ſcheinen zu wollen, als ich bin.

«Ich habe noch nie gepredigt,» ſtieß ich in der Angſt heraus, und wußte ſelbſt in dem Augenblick nicht recht, was ich ſagte.

Der Alte fing nun an, mir etwas weitläuftig zu demonſtriren, wie weder große Gelehrſamkeit, noch Rednerkunſt dazu erfordert würde, um eindringlich und fromm zu den Herzen einfacher, gutgeſinnter Landleute zu ſprechen. Auch mir war dieſer Gedanke ſchon durch den Sinn geflogen, und was ſoll ich weiter dir ſagen? ich beſchloß, es einmal zu verſuchen; ich habe es gethan, und der Erfolg übertraf bei weitem meine Erwartung. Lieber Herrmann, ohne große Vorbereitung, aus dem Herzen hatte ich zu dem Herzen meiner Zuhörer zu ſprechen mich bemüht, und was aus dieſer Quelle kommt, pflegt ſelten das Ziel zu verfehlen. Als ich von der Kanzel herunter kam, auf der mir nicht halb ſo ängſtlich zu Muthe geweſen, als ich es erwartete, drückte der alte Pfarrer mit beredtem Schweigen mir die Hand, und draußen vor der Kirchenthüre harrten die

Aeltesten der Gemeine auf mich, um mir im Namen derselben zu danken.

Schmerzlos und sanft, wie ein müdes Kind, entschlummerte zwei Tage später die Mutter zum langen Schlaf. Konnte, durfte ich jetzt die tief Betrübten verlassen?

Der Schmerz des Vaters und der Tochter war unaussprechlich rührend, aber zugleich auch herzerhebend. Aus ihrem tiefen Jammer blickten sie hinauf zu dem, der dieses Leiden ihnen gesendet, und durch das Dunkel der Grabesnacht drang ein Strahl himmlischer Hoffnung in ihre bekümmerten Herzen.

Jetzt hätte ich gehen sollen, mein Verstand sagte mir, daß ich es müsse, auch wollte ich es, aber ich blieb dennoch; wie wäre es mir möglich gewesen, die ohnehin Tiefgebeugten noch mehr zu betrüben; ich fühlte ja, und mußte fühlen, daß die neue Lücke, die durch meine Entfernung in ihrem Leben entstehen würde, ihnen die erstere größere, zwiefach groß, zeigen müsse, welche der Tod in ihr Daseyn gebracht.

Stiller Gram um die geliebte Tode zog langsam aber sichtbar den Greis ihr nach, und

Angelika? was soll ich von dir sagen? spräche ich von ihr, wie sie es verdient, du würdest für einen verliebten Thoren mich halten, und glaube mir, das bin ich nicht. Ich wollte, sie wäre meine Tochter, oder meine Schwester, damit ich ein Anrecht an sie hätte, das mich befugte, für ihr Glück zu sorgen. Ach, aber wäre sie eines von Beiden, so hätte das Leben in der Welt sie doch nicht so gelassen, wie sie jetzt ist, rein und fleckenlos, wie eine Lilie, arglos und gut und unbefangen, wie ein Kind. Hofmeister und Gouvernantinnen und gute Freundinnen hätten dieses holde Kind der Natur — ich mag dieses Bild mir nicht weiter ausmalen.

Der Alte behandelte mich, als wäre ich sein Sohn, Angelika, als wäre ich ihr naher Verwandter. Mit fester Zuversicht, mit unbegränztem Vertrauen stützten beide sich auf mich; daß ich eigentlich ihnen fremd sey, daß Zeit und Verhältnisse mich jemals von ihnen entfernen könnten, fiel ihnen nie ein, sie betrachteten mich als ganz zu ihnen gehörend. Und war ich es denn nicht auch? Hatte ich nicht den herbsten Schmerz ihres Lebens treulich mit ihnen getheilt?

Ich ſchrieb oben, Angelika betrachtete mich wie einen geliebten Verwandten? ich will ganz offen gegen dich ſeyn, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß du für eitel und eingebildet mich hältſt. Ich war dem jungen Herzen mehr als dieſes geworden, das ſah ich deutlich, aber Angelika wußte es nicht, und es gab Augenblicke, in denen ich ſelbſt mich darüber zu verblenden ſtrebte.

Eines Tages war der Alte weit hinfälliger uns erſchienen, als gewöhnlich. Abends begegnete ich Angelika, wie ſie vom Grabe ihrer Mutter kam; ſie hatte geweint, aber ſie bemühte ſich, es mir zu verbergen. Ich faßte ihre weiche Hand, ich bat ſie, ſich zu ſchonen, nicht zu ſehr ſich ihrem Schmerz hinzugeben. «Lieber Freund,» erwiederte ſie gelaſſen und freundlich wie immer, «ich thue was-lich, was ich kann. Hoffnungslos um ſeine Todten klagen, iſt heidniſch, und ziemt Chriſten nicht, ich weiß es wohl. Auch bin ich darauf gefaßt, daß der Vater nun auch bald dort unter der großen Linde Ruhe finden wird. Die Mutter zieht ihn nach, ich weiß es wohl, und Sie werden ſehen, daß ich auch dieſes tragen werde, wie es der Tochter ſolcher Eltern zukommt. Gott läßt die Sonne warm

ſcheinen, wenn das Lamm geſchoren iſt, und deshalb hat er zur rechten Stunde ſie zu uns geſandt, das fühle ich, und danke ihm täglich dafür in meinem Gebete. Sie bereiten meinem Vater ein ruhiges Sterbeſtündlein, und das iſt mir ein großer Troſt. Er wird ohne Zagen um ſein Kind zur ſeligen Mutter hinüber gehen, denn Sie werden gewiß mich nicht verlaſſen, wenn ich nun bald ganz verwaiſet bin. Auſſer Ihnen habe ich denn ja Niemand auf der Welt.

O könnte ich dir den Ton, den Blick, das unbeſchreibliche Zutrauen wiedergeben, mit dem ſie dieſe Worte ſprach!

Herrmann, ſchon ſeit mehreren Tagen hatte ich mit mir ſelbſt gekämpft, um zu dem Entſchluß zu gelangen, fortzugehen. Ich frage dich ſelbſt, du ſtrenger ernſter Richter, konnte ich es, durfte ich es jetzt? Du hätteſt mit ſo wenigem die Zukunft der Kleinen ſicher ſtellen können, wirſt du mir vielleicht erwiedern. Das konnte ich allerdings, im Aeuſſern, o ja. Aber konnte ich das geiſtige Band zerreiſſen, das an Vater und Tochter mich band, und nicht zugleich dieſe beiden Herzen, voll des innigſten Vertrauens zu mir?

Was ich dir ferner noch zu berichten habe, ist mit wenigen Worten abgethan. Der Gesundheits-Zustand des Vaters war noch nicht so dringend Gefahr drohend, daß ich es nicht hätte wagen dürfen, mich auf einige Wochen von hier zu entfernen. Als ich die Nothwendigkeit, auf kurze Zeit zu verreisen, ihnen kund that, sah ich erst, wie wenig beide es zu tragen fähig seyn würden, mich ganz aus ihrer Nähe zu verlieren, aber auch wie sehr sie mir vertrauen, denn kein Zweifel an meine baldige Wiederkehr regte sich in ihrem Gemüth.

Auch habe ich mein Wort nicht gebrochen, ich bin zu ihnen zurückgekehrt. Als ein, unter meinem angenommenen Namen, den ich nie abzulegen fest entschlossen bin, förmlich ordinirter Kandidat der Theologie bin ich wieder gekommen. Das schwere Geständniß ist heraus, und nun lache über meine Thorheit, oder zürne; wahrscheinlich wirst du beides, und ich kann es dir nicht verargen, und muß es deshalb geduldig leiden. Der Schritt, den ich gethan, kann dir nicht abentheuerlicher erscheinen, als mir selbst, aber er ist gethan, und wäre er es nicht, ich thäte

ihn noch heute; möge dieſe Verſicherung dich einigermaßen über mich beruhigen.

Wie ich das zuwege gebracht? Wie ich über das Examen und hundert andere Schwierigkeiten mir hinausgeholfen habe? den ganzen Hergang dir zu erzählen, wäre für uns beide ermüdend und langweilig, auch kann es dir nicht ſchwer werden, manches davon zu errathen. Deine treue, mehr als brüderliche Vorſorge hat ja die Mittel mir erhalten, um wohl noch Größeres in dieſer Welt, wie ſie einmal iſt, zu Wege bringen zu können, und hier, wo ich eines guten Zweckes mir bewußt war, durfte ich mir eben kein Gewiſſen daraus machen, ſie zu benutzen.

Die Gemeine hat die hieſige Predigerſtelle zu vergeben, und bedarf zur Beſtätigung ihrer Wahl nur die Einwilligung einer entfernten Behörde, die ſich nicht viel um die Angelegenheiten eines kleinen, mitten unter Katholiken, in einem Winkel des Gebirges liegenden proteſtantiſchen Dörfchens bekümmert. Die Gemeine hatte mich liebgewonnen, und Vertrauen zu mir gefaßt; ſchon oft hatte ſie den Wunſch ausgeſprochen, den einſtweiligen Adjunkt ihres geliebten alten

Pfarrherrn, und ſpäter den Nachfolger deſſelben in mir zu finden, und dieſer Wunſch iſt mir jetzt in Erfüllung gegangen. Daß ſie dieſes nie bereuen ſoll, dafür ſtehe ich dir.

Ein nicht bedeutend großes, aber ganz nahe am Dorf, auf dem ſchönſten Punkt dieſer herrlichen Gegend liegendes Gut, iſt ſeit einigen Monaten mein Eigenthum. Der vorige Beſitzer deſſelben wünſchte ſchon ſeit mehreren Jahren es zu verkaufen; er hat es nie beſucht, denn er bringt ſein Leben in der ziemlich weit entfernten Reſidenz zu; du kannſt daher leicht denken, daß ich Haus und Garten in einem ſehr vernachläßigten Zuſtande fand. Ich baue und pflanze, und hoffe in weniger Zeit dieſe ſchöne Wüſtenei mir in ein kleines Paradies umgewandelt zu haben.

Seit vier Tagen ruht nun auch der Vater unter der großen Kirchhofslinde neben der ihm vorangegangenen Gefährtin ſeines Lebens. Zum letztenmal übte er die Pflichten ſeines treugeführten Amtes aus, indem er im Angeſicht ſeiner ihn wie einen Vater liebenden Gemeine über mich und Angelika den Segen der Kirche vor dem

Altar ausſprach, der für das ganze Leben uns vereinigt.

Nun weißt du die ganze Geſchichte meines Lebens, du treuſter, geliebteſter aller Freunde. Ich hoffe, meine Rechnung iſt mit demſelben geſchloſſen, die Schwüle des Mittags iſt vorüber, und der genußreiche Abend zieht an meinem Horizonte ſchon herauf. Was auch ferner noch kommen mag, und ſollte ich auch das längſte Ziel des menſchlichen Lebens erreichen, was ſich auch noch mit mir und um mich ereignen kann, was ich auch noch zu erleben beſtimmt bin, ich hoffe, es ſoll nicht hinreichen, um mit der Erzählung deſſelben nur ein Quartblatt auszufüllen. Das ſturmbewegte Meer liegt weit hinter mir, und ich bin im Hafen des Friedens und der Ruhe ſicher geborgen.

Wie ich lebe, kann ich dir nicht beſchreiben, ein Tag reiht ſich dem andern an, Liebe, innerer Friede, Thätigkeit, erfreuliches Gelingen, bezeichnen jeden derſelben. In meinem Hauſe waltet Angelika, ein holder, Segen verbreitender Engel; vor den äuſſern Stürmen des Lebens ſie zu ſichern, wird, wenn mich nicht alles täuſcht, mir gelingen; aber um den ſie beglückenden See-

lenfrieden ihr zu erhalten, die ſtille kindliche Freude an der Natur, das reine Vertrauen auf Gott und Menſchen, aus denen ihr eigentliches Weſen beſteht, darf der Geſichtskreis, an den ſie gewohnt iſt, ſich nie erweitern. Nie erfahre ſie, wie es hinter ihren Bergen hergeht, die ihre kleine Welt umfrieden, nie wer und was ich einſt war! ſtrebe ich doch ſelbſt mit aller mir zu Gebote ſtehenden Kraft, es auf ewig zu vergeſſen. Von nun an ſey meine ganze Vergangenheit, was ich verloren und beſeſſen, die Vorzüge meines Standes, der alte ehrwürdige Name meines Hauſes, Alles, Alles, wie nie geweſen!

Nur deine geliebte Geſtalt, mein Herrmann, ragt wie ein Götterbild aus dem Chaos meines in Trümmer verfallenen ehemaligen Daſeyns empor, ich halte mich daran, und werde nie davon laſſen. Auch du wirſt nie dich von mir wenden, du wirſt, wenn dein erſter Zorn verrauſcht iſt, mir vergeben, daß ich auf anderm Wege endlich zur Ruhe gekommen bin, als auf dem, welchen du für mich erwähltest.

Fortsetzung des Briefes des General S... an Ferdinand von Hochburg.

Ich will dir hier nicht auseinandersetzen, mein Ferdinand, wie dieses Schreiben deines Vaters mich durch und durch erschütterte, wie unbegreiflich sein ganzes Thun mir erschien, wie an Wahnsinn gränzend sein Entschluß, allen ihm angebornen Gaben des Glückes, sogar der Rechtfertigung seiner von Verläumdern und niedrigen Schmeichlern schwer beleidigten Ehre, zu entsagen, um im abgelegensten Winkel der Welt als Dorfprediger zu leben, und eine hübsche Pfarrerstochter zu heirathen. Gerade jetzt, da ich den Augenblick ganz nahe vor mir sah, der auf die glänzendste Weise in alle seine Rechte ihn wieder einsetzen würde, denn das Ableben des alten Königs wurde mit jedem Tage erwartet.

Ich fuhr fort, die Angelegenheiten meines Freundes mit gewohnter Treue zu besorgen, aber eine gewisse Spannung zwischen ihm und mir blieb fortwährend bestehen, bis du ihm geboren wurdest. Vaterliebe hellten seine Ansicht der Dinge jetzt auf; er begriff endlich, was ich lange mich bemüht

hatte, ihm deutlich zu machen, daß er, bis dahin der letzte Abkömmling eines alten edlen Stammes, vielleicht befugt gewesen sey, den Vortheilen, die seine Geburt ihm gewährt hatte, aus Eigensinn oder Grillenhaftigkeit für seine Person zu entsagen, aber keineswegs das Recht besitze, auch seinen Sohn derselben zu berauben. Auf mein dringendes Verlangen wurden jetzt die nothwendigen Vorkehrungen getroffen, wenn gleich ohne Vorwissen deiner Mutter, um dich dereinst als rechtmäßigen Sohn und Erben des Grafen Egon von Hochburg anerkennen zu lassen. Dein Taufschein und alle zu deiner Legitimation nothwendigen Dokumente wurden bis zu dem Augenblick, wo ich Gebrauch davon machen konnte, mir zur Bewahrung übergeben. Der König starb, und mir gelang es zur guten Stunde, in dem umdunkelten Gemüth seines Nachfolgers Erinnerungen an unsre Jugend zu erwecken, die ihn bewogen, meinen Bitten und Vorstellungen Gehör zu geben. Dein Vater gelangte wieder zu dem völligen Besitz seiner Güter und seines übrigen Eigenthums, freilich mit dem, von seinen noch immer regen Widersachern errungnen heimlichen

Vorbehalt, daß er nie auf zehn Meilen in die Runde dem Könige oder der Reſidenz ſich zu nahen verſpreche, eine Bedingung, auf die ich in ſeinem Namen mit gutem Gewiſſen eingehen konnte. Du wurdeſt als ſein in rechtmäßiger Ehe erzeugter Sohn und dereinſtiger Erbe aller ſeiner Rechte öffentlich anerkannt, und ſprangſt, unbekannt mit dir ſelbſt und allem, was dich betraf, noch manches Jahr als Pfarrers Nantchen mit deinen ländlichen Spielkamraden im Dorfe herum, als ſchon in der Reſidenz von dem jungen Grafen von Hochburg und deſſen nahen Erſcheinen recht viel geſprochen und gefabelt wurde.

Von nun an war das ſchöne Verhältniß unſrer Jugend zwiſchen mir und deinem Vater nicht nur völlig wieder hergeſtellt, es geſtaltete ſich noch inniger mit jedem Jahre. Oft zog mein Herz mich zu ihm hin, aber Geſchäfte, meine eignen Verhältniſſe, und ich geſtehe es offen, eine gewiſſe Scheu, ihn unter ſo ganz veränderten Verhältniſſen wieder zu ſehen, bewogen mich, den ihm zugedachten Beſuch zu verſchieben, bis er ſelbſt, von Todesahnung ergriffen, den Wunſch ausdrückte, mich vor ſeinem Ende noch einmal zu

ſehen, und ſeinen Sohn meiner liebenden Vorſorge zu übergeben. Nun hielt mich nichts mehr, ich eilte zu ihm. Die feierliche Stunde, in der ich bei euch eintrat, bleibt mir wie dir unvergeßlich.

Herbſtliebe.

(Fortſetzung.)

Sinnend legte die Fürſtin dieſe Blätter neben ſich hin, nachdem ſie dieſelben geleſen. Wie hohl und welk, wie kleinlich erſchien ihr dagegen ihr eigenes Leben? Welche Menſchen hatten an Ferdinands Wiege geſtanden, ſeine erſten Schritte in der Welt geleitet, während ſie der beinah unbeſchränkten Führung einer ſehr gewöhnlichen franzöſiſchen Gouvernante hingegeben, nur durch die ihr inwohnende edlere Natur vor geiſtigem Untergehen bewahrt wurde. Erſt als der Frühling ihrer Jugend bereits zu entſchwinden begann, war ſie dem weit älteren, ihr völlig unbekannten Gemahle zugeführt worden, dem ſie auch ſpäterhin nie näher kam, weil der Kreis ſeines Strebens mehr nach auſſen ging, und ihn oft Jahre lang von ihr entfernt hielt. Er hatte ihr immer Achtung, und dadurch jene negative Art von Liebe

bewieſen, welche in der großen und vornehmen Welt die Ehen nach ihrer Weiſe beglückt, ohne das Herz zu erwärmen. Sie hatte ihren Gemahl bewundert und hochgeachtet, weil ſie ihn von Andern bewundert und hochgeachtet ſah; und ſo ſtill und ruhig hingelebt, ihrer Pflichten ſtets eingedenk, von denen ſie einen hohen Begriff hatte; ohne Wünſche, weil ſie kein anderes Glück kannte, als das, was in ihrem Bereiche lag. Bis dahin hatte ihr ganzes Leben einem milden, nebelgrauen Tage geglichen, der jede Ausſicht in die Ferne verhüllt, und unſeren Blick auf die nächſten Umgebungen beſchränkt, ohne uns eine Ahnung von dem zu gewähren, was darüber hinausliegt.

Jetzt erſt, in Ferdinands Nähe, begann die Fürſtin zu empfinden, was das Leben eigentlich ſey, welche Freuden, welche Schmerzen es umfaßt, und dieſen Freund ſollte ſie von ſich weiſen? ihn, den ihr Gemahl ſelbſt ihr zugeführt hatte? Was ſie für ihn empfand, ſchien ihr ſo natürlich, jede Möglichkeit eines ſtrafbaren Gefühls lag ihren Gedanken ſo fern, und ſie fühlte ſich ſelbſt in dieſem Augenblick viel zu glücklich, als daß die Furcht, eben durch dieſes Gefühl ihren

Gemahl zu beleidigen, in ihr hätte aufkommen können.

Während die Fürstin sich auf diese Weise den süßen Täuschungen ihres Herzens hingab, zog indessen schon der Sturm in ihrer Nähe sich zusammen, der sie unsanft daraus wecken sollte.

Alles in ihren Umgebungen war in den letzten Tagen in das gewohnte Gleis zurückgekehrt; die Villa hatte mit neuen Gästen sich angefüllt, welche die Marchesa erheiterten und Belleville in unablässiger Thätigkeit erhielten. Bianca erschien wieder in noch blendenderem Glanze als vorher, und war die Seele der Gesellschaft. Nur gegen Ferdinand benahm sie sich mit unverhehlter Feindseligkeit, und mied dessen Nähe auf nicht minder auffallende Weise, als sie solche früher gesucht hatte. Auch Olinda schwebte wieder unter den Gästen umher, ähnlicher einem verklärten Geiste, als einem sterblichen Wesen, denn der Wurm in ihrem Herzen zehrte sichtbar an der Blüthe ihrer Jugend. Mit rührender Innigkeit suchte sie mehr als jemals sich der Fürstin anzuschmiegen, und war bei ihren traulichen Gesprächen mit Ferdinanden zuweilen ein gern geduldeter

ter Zeuge. Sie war die Einzige, die das Geheimniß des sich selbst verhüllt gebliebenen Gemüthes ihrer geliebten Herrin klar durchschaute, sie liebte Ferdinanden in ihr, und hätte mit Freuden ihr schmerzerfülltes Daseyn geopfert, um nur ihn durch die ihr vorgezogene Geliebte beglückt zu wissen. Die arme Olinda war das rührendste Gegenstück zu Göthens Veilchen, das sich freut, wenigstens unter dem Fuße der Schäferin, wenn gleich unbeachtet, zu sterben.

Indessen hatte Bianca, ohne daß es bekannt worden war, Belleville's Bewerbungen mit unerhörtem Stolze abgewiesen, und ihn dadurch von neuem gegen Ferdinand auf das Höchste erbittert. Er mußte diesen noch immer als die Ursache davon betrachten, denn seine genauere Kenntniß der Frauen in der großen Welt hatte ihn überzeugt, daß verschmähte Liebe gar leicht in grimmigen Haß übergeht, und dennoch Liebe bleibt. All' sein Sinnen und Trachten ging deshalb darauf hinaus, den zwar spröden, aber dennoch gefährlichen Nebenbuhler zu entfernen, um dann allein im Felde zu bleiben, das er, wie seine

Eigenliebe ihm vorſpiegelte, dann gewiß als Sieger behaupten würde.

Eiferſucht macht blind, ſagt man, aber in einigen Fällen macht ſie auch ſcharfſichtig. Belleville fing an, jedes Wort, jeden Blick, jede Bewegung ſeines Feindes unabläſſig zu beobachten, hoffend, er werde vielleicht irgend etwas entdekken, das er benutzen könne, um dieſen aus Bianca's Nähe zu verbannen. Ferdinand hingegen war viel zu ſehr mit ſich und dem ſteten Kampf in ſeinem Innern beſchäftigt, um nur daran zu denken, daß er gegen Belleville auf ſeiner Huth ſeyn müſſe. Mit dieſem jemals in Streit gerathen zu ſeyn, hatte er beinahe völlig vergeſſen; er dachte ihn ſich durch Bianca's Liebe beglückt, und bemerkte kaum deſſen Gegenwart, während Belleville jeden ſeiner Blicke auffing, gerade in Augenblicken, wo ſie denen der Fürſtin auf halbem Wege begegneten; jedes ſeiner Worte maß und wog, halb ausgeſprochene Gedanken ſchlau ergänzte, und jeden ſeiner Spaziergänge mit der Fürſtin, jeden Beſuch in ihrem Zimmer bewachte und zählte. Das Reſultat von allem dieſem war endlich, daß Belleville von der Exiſtenz eines

zwischen der Fürstin und Ferdinand stattha-benden Verhältnisses sich überzeugte. Er jubelte über diese Entdeckung laut auf, seine früh ver-dorbene Phantasie und seine unseligen Erfahrun-gen ließen keine Ahnung davon in seine Seele kommen, daß jenes Verhältniß ein anderes, als ein gemein-strafbares seyn könne, welches keine Schonung verdiene, und war endlich frech und unbesonnen genug, die Marchesa selbst zur Ver-trauten seiner vermeinten Entdeckungen zu ma-chen, in der festen Ueberzeugung, daß dieses der sicherste Weg sey, um den ihm verhaßten Neben-buhler auf immer zu entfernen.

Mit unbeschreiblich wehmüthigem Erstaunen hörte die Marchesa anfangs ihre fürstliche Ver-wandtin eines Vergehens beschuldigen, an dessen Möglichkeit ihre stolze, edle Seele nie gedacht hatte. Doch dieses Erstaunen lößte sehr bald in Zorn gegen den Ankläger sich auf. Es war ihr unmöglich, Worten Glauben zu schenken, durch deren bloßes Anhören sie schon ihrem Gefühle für Ehre und Tugend viel zu viel vergeben zu haben meinte; sie erhob sich daher in all' ihrer Würde und Hoheit, nannte, tief empört, Belle-

ville einen elenden Verläumder, hörte auf keine ſeiner Gegenreden, deutete ihm an, daß er ſogleich, ohne das mindeſte Aufſehen zu erregen, das Haus verlaſſen müſſe, und fügte noch hinzu, daß ſie alles anwenden würde, ihn zur ſtrengſten Rechenſchaft ziehen zu laſſen, wenn es ihm je beikommen ſollte, den guten Ruf der Fürſtin mit giftigem Hauche beflecken zu wollen, oder auch ſogar nur ihren Namen zu nennen.

Belleville ging, betäubt, beſchämt, auſſer ſich vor Wuth, und die Marcheſa blieb nun allein.

Belleville's Worte waren indeſſen doch nicht ganz ſpurlos an ihr vorüber gegangen; ſie fing an, ſobald ſie von der erſten Aufwallung des Zorns ſich erholt hatte, über dieſelben nachzudenken. Sie konnte die Wahrheit manches Umſtandes ſich nicht ableugnen, den Belleville erwähnt hatte; die Fürſtin für ſchuldig zu halten, war und blieb ihr unmöglich; aber ſie kam auf den Gedanken, und endlich zu der Ueberzeugung, daß Ferdinand eine geheime Leidenſchaft für die Fürſtin im Herzen trage, wenn gleich dieſe ſolche nicht erwiedre. Und nun fiel Olinda's trauriges Geſchick ihr plötzlich ſchwer auf das Herz.

Gleich vielen andern Frauen ihres Alters hatte die Marchesa allmählig eine große Neigung, Ehen zu stiften, sich angeeignet, besonders wenn sie, wie hier der Fall war, das Glück zweier Personen, die ihr beide werth waren, dadurch zu begründen vermeinte. Deshalb hatte sie gleich anfangs Olinden dem Grafen näher zu bringen gesucht, und nur Bianca schien ihr der Ausführung eines Planes hinderlich zu seyn, der sie sehr beschäftigte. Seit Ferdinand mit dieser Dame in offenbarem Zwiespalt lebte, und sie Olinden von ihm mit weit größerer Freundlichkeit ausgezeichnet sah, war ihre Hoffnung, endlich zum Ziele zu gelangen, sehr gewachsen; sie hatte sogar die junge Griechin in ihrer unverkennbaren Neigung zu Ferdinanden zu bestärken, und alle die Wünsche und Hoffnungen in ihr zu wecken gesucht, die sie selbst für diesen ihren Liebling im Herzen hegte, und die sie nun alle zertrümmert sah. Die vornehm bedenkliche, aber doch sehr mild gesinnte Frau war menschlich genug, sich hierüber mit innern Vorwürfen zu quälen, sie wußte nicht, wie so ganz hoffnungslos die arme Olinda schon längst den Schmerz verschmähter Liebe heimlich im Bu-

ſen trug, und ihn an ihrem jungen Leben zehren ließ.

Olinda's ſchleunige Entfernung, nicht allein von dem Liebling ihrer Seele, ſondern auch von allem, was ſie an dieſen erinnern konnte, ſchien der Marcheſa jetzt das einzige Mittel, die Arme zu retten, und ſie war ſogleich bereit, weder Mühe noch Koſten zu ſparen, um dieſe zu bewerkſtelligen. Raſch wie immer, nach jedem ihr klar gewordenen Entſchluß, warf ſie ſich ſogleich an den Schreibtiſch, um eine ihrer Freundinnen, die eben in Interlacken die Molkenkur brauchte, zu bitten, die beiden jungen Griechinnen einſtweilen in ihren Schutz zu nehmen, ſandte augenblicklich einen eigenen Kurier mit dieſem Briefe ab, traf einige Vorkehrungen, um die jungen Mädchen, ſicher und anſtändig begleitet, ſogleich die Reiſe nach der Schweiz antreten zu laſſen, und begab ſich dann zur Fürſtin, um ſich mit dieſer über alles, was geſchehen und gethan war, zu beſprechen.

Sie fand die Fürſtin allein, Ferdinands wahrſcheinlichen Beſuch erwartend, und fing ſogleich an, von Olinda's Liebe und der Nothwendigkeit, das

junge Mädchen zu entfernen, zu sprechen, weil der Graf nicht geneigt scheine, dieser Neigung mit Gegenliebe entgegen zu kommen. Innerlich, ohne daß sie sich dessen deutlich bewußt ward, regte sich doch ein Gedanke in ihr, daß sie aus der Art, wie die Fürstin Belleville's Anklage aufnehmen würde, sich am besten von der Unschuld derselben würde überzeugen können, denn das Gift der Verläumdung war doch nicht ganz wirkungslos geblieben, und mancher dunkle Argwohn wollte in ihr aufstehen, den ihr edler Stolz und ihr festes Vertrauen auf die Tugend einer Fürstin aus so hohem Geschlechte aber sogleich niederdrückte. Sie wollte also, nachdem Olinda's Angelegenheiten beseitigt waren, mit Belleville's Anklage anfangen, und erst später zu dem übergehen, was sie selbst von Ferdinanden dachte. Sie hatte sich dabei vorgenommen, Belleville's Beschuldigung der Fürstin so schonend als möglich vorzutragen; doch während sie davon sprach, erwachte ihr rechtlicher Zorn von neuem, und die sonst immer gelassene und gefaßte Frau konnte sich nicht enthalten, Belleville'n nicht nur für einen Verläumder, sondern auch für einen Wahn-

Herbstliebe.

(Fortsetzung.)

Sinnend legte die Fürstin diese Blätter neben sich hin, nachdem sie dieselben gelesen. Wie hohl und welk, wie kleinlich erschien ihr dagegen ihr eigenes Leben? Welche Menschen hatten an Ferdinands Wiege gestanden, seine ersten Schritte in der Welt geleitet, während sie der beinah unbeschränkten Führung einer sehr gewöhnlichen französischen Gouvernante hingegeben, nur durch die ihr inwohnende edlere Natur vor geistigem Untergehen bewahrt wurde. Erst als der Frühling ihrer Jugend bereits zu entschwinden begann, war sie dem weit älteren, ihr völlig unbekannten Gemahle zugeführt worden, dem sie auch späterhin nie näher kam, weil der Kreis seines Strebens mehr nach aussen ging, und ihn oft Jahre lang von ihr entfernt hielt. Er hatte ihr immer Achtung, und dadurch jene negative Art von Liebe

bewieſen, welche in der großen und vornehmen Welt die Ehen nach ihrer Weiſe beglückt, ohne das Herz zu erwärmen. Sie hatte ihren Gemahl bewundert und hochgeachtet, weil ſie ihn von Andern bewundert und hochgeachtet ſah; und ſo ſtill und ruhig hingelebt, ihrer Pflichten ſtets eingedenk, von denen ſie einen hohen Begriff hatte; ohne Wünſche, weil ſie kein anderes Glück kannte, als das, was in ihrem Bereiche lag. Bis dahin hatte ihr ganzes Leben einem milden, nebelgrauen Tage geglichen, der jede Ausſicht in die Ferne verhüllt, und unſeren Blick auf die nächſten Umgebungen beſchränkt, ohne uns eine Ahnung von dem zu gewähren, was darüber hinausliegt.

Jetzt erſt, in Ferdinands Nähe, begann die Fürſtin zu empfinden, was das Leben eigentlich ſey, welche Freuden, welche Schmerzen es umfaßt, und dieſen Freund ſollte ſie von ſich weiſen? ihn, den ihr Gemahl ſelbſt ihr zugeführt hatte? Was ſie für ihn empfand, ſchien ihr ſo natürlich, jede Möglichkeit eines ſtrafbaren Gefühls lag ihren Gedanken ſo fern, und ſie fühlte ſich ſelbſt in dieſem Augenblick viel zu glücklich, als daß die Furcht, eben durch dieſes Gefühl ihren

Gemahl zu beleidigen, in ihr hätte aufkommen können.

Während die Fürstin sich auf diese Weise den süßen Täuschungen ihres Herzens hingab, zog indessen schon der Sturm in ihrer Nähe sich zusammen, der sie unsanft daraus wecken sollte.

Alles in ihren Umgebungen war in den letzten Tagen in das gewohnte Gleis zurückgekehrt; die Villa hatte mit neuen Gästen sich angefüllt, welche die Marchesa erheiterten und Belleville in unablässiger Thätigkeit erhielten. Bianca erschien wieder in noch blendenderem Glanze als vorher, und war die Seele der Gesellschaft. Nur gegen Ferdinand benahm sie sich mit unverhehlter Feindseligkeit, und mied dessen Nähe auf nicht minder auffallende Weise, als sie solche früher gesucht hatte. Auch Olinda schwebte wieder unter den Gästen umher, ähnlicher einem verklärten Geiste, als einem sterblichen Wesen, denn der Wurm in ihrem Herzen zehrte sichtbar an der Blüthe ihrer Jugend. Mit rührender Innigkeit suchte sie mehr als jemals sich der Fürstin anzuschmiegen, und war bei ihren traulichen Gesprächen mit Ferdinanden zuweilen ein gern geduldeter

ter Zeuge. Sie war die Einzige, die das Geheimniß des ſich ſelbſt verhüllt gebliebenen Gemüthes ihrer geliebten Herrin klar durchſchaute, ſie liebte Ferdinanden in ihr, und hätte mit Freuden ihr ſchmerzerfülltes Daſeyn geopfert, um nur ihn durch die ihr vorgezogene Geliebte beglückt zu wiſſen. Die arme Olinda war das rührendſte Gegenſtück zu Göthens Veilchen, das ſich freut, wenigſtens unter dem Fuße der Schäferin, wenn gleich unbeachtet, zu ſterben.

Indeſſen hatte Bianca, ohne daß es bekannt worden war, Belleville's Bewerbungen mit unerhörtem Stolze abgewieſen, und ihn dadurch von neuem gegen Ferdinand auf das Höchſte erbittert. Er mußte dieſen noch immer als die Urſache davon betrachten, denn ſeine genauere Kenntniß der Frauen in der großen Welt hatte ihn überzeugt, daß verſchmähte Liebe gar leicht in grimmigen Haß übergeht, und dennoch Liebe bleibt. All' ſein Sinnen und Trachten ging deshalb darauf hinaus, den zwar ſpröden, aber dennoch gefährlichen Nebenbuhler zu entfernen, um dann allein im Felde zu bleiben, das er, wie ſeine

Eigenliebe ihm vorſpiegelte, dann gewiß als Sieger behaupten würde.

Eiferſucht macht blind, ſagt man, aber in einigen Fällen macht ſie auch ſcharfſichtig. Belleville fing an, jedes Wort, jeden Blick, jede Bewegung ſeines Feindes unabläſſig zu beobachten, hoffend, er werde vielleicht irgend etwas entdekken, das er benutzen könne, um dieſen aus Bianca's Nähe zu verbannen. Ferdinand hingegen war viel zu ſehr mit ſich und dem ſteten Kampf in ſeinem Innern beſchäftigt, um nur daran zu denken, daß er gegen Belleville auf ſeiner Huth ſeyn müſſe. Mit dieſem jemals in Streit gerathen zu ſeyn, hatte er beinahe völlig vergeſſen; er dachte ihn ſich durch Bianca's Liebe beglückt, und bemerkte kaum deſſen Gegenwart, während Belleville jeden ſeiner Blicke auffing, gerade in Augenblicken, wo ſie denen der Fürſtin auf halbem Wege begegneten; jedes ſeiner Worte maß und wog, halb ausgeſprochene Gedanken ſchlau ergänzte, und jeden ſeiner Spaziergänge mit der Fürſtin, jeden Beſuch in ihrem Zimmer bewachte und zählte. Das Reſultat von allem dieſem war endlich, daß Belleville von der Exiſtenz eines

zwiſchen der Fürſtin und Ferdinand ſtatthabenden Verhältniſſes ſich überzeugte. Er jubelte über dieſe Entdeckung laut auf, ſeine früh verdorbene Phantaſie und ſeine unſeligen Erfahrungen ließen keine Ahnung davon in ſeine Seele kommen, daß jenes Verhältniß ein anderes, als ein gemein-ſtrafbares ſeyn könne, welches keine Schonung verdiene, und war endlich frech und unbeſonnen genug, die Marcheſa ſelbſt zur Vertrauten ſeiner vermeinten Entdeckungen zu machen, in der feſten Ueberzeugung, daß dieſes der ſicherſte Weg ſey, um den ihm verhaßten Nebenbuhler auf immer zu entfernen.

Mit unbeſchreiblich wehmüthigem Erſtaunen hörte die Marcheſa anfangs ihre fürſtliche Verwandtin eines Vergehens beſchuldigen, an deſſen Möglichkeit ihre ſtolze, edle Seele nie gedacht hatte. Doch dieſes Erſtaunen löſte ſehr bald in Zorn gegen den Ankläger ſich auf. Es war ihr unmöglich, Worten Glauben zu ſchenken, durch deren bloßes Anhören ſie ſchon ihrem Gefühle für Ehre und Tugend viel zu viel vergeben zu haben meinte; ſie erhob ſich daher in all' ihrer Würde und Hoheit, nannte, tief empört, Belle-

bens getilgt; Angelika war Wittwe, war frei, war es schon früher gewesen, ehe sie Ferdinanden erkannte. Doch dieser Gedanke stand beiden noch fern. Die Thränen, die sie dem Freunde weinten, flossen um so schmerzlicher, jemehr sie sich geneigt fühlten, ihn als ein ihnen gefallenes Opfer zu betrachten; und kein heiterer Blick in die Zukunft vermochte sie über ihre nächste Vergangenheit zu trösten.

Die Marchesa erholte sich indessen sehr bald von dem ersten überraschenden Schmerz über den Tod ihres Freundes und geliebtesten Verwandten; mit gewohnter Geisteskraft übernahm sie es, die Schritte der Fürstin in ihrer jetzigen Lage zu leiten, und vor allem dahin zu sehen, daß der Anstand nirgend verletzt werde. Angelina, von zwiefachem Schmerz an allen Kräften erschöpft, gab sich ihr willenlos hin. Wien wurde für den schicklichsten Aufenthalt erklärt, um fort, unter den Augen ihrer hohen Verwandten, das Trauerjahr in strenger Zurückgezogenheit zu verleben. Der Weg dorthin war völlig gefahrlos, die Marchesa übernahm es, die Fürstin selbst zu geleiten, und traf sogleich alle Anstalten, um in

Begleitung ihrer Dienerschaft die Reise in den nächsten Tagen antreten zu können, da jede andere, als unschicklich unter den obwaltenden Umständen, von ihr verworfen ward. Ferdinand mußte schon am nächsten Tage mit den übrigen Gästen die Villa verlassen. Die Fürstin sah er nach jener erschütternden Scene nicht wieder, ihr tiefer Schmerz, und die strengen Regeln der Etikette, welche die Marchesa auf alle Weise beachtet wissen wollte, erlaubten ihr nicht, jemanden ausser ihren nächsten Umgebungen vor sich zu lassen.

Planlos, absichtslos, im Sturm wechselnder, einander widerstreitenden Gefühle, trat jetzt Ferdinand die längst beabsichtigte Reise nach Südamerika fast mechanisch an, die jetzt jedes Interesse für ihn verloren hatte. Er schiffte in Marseille sich ein, und erreichte glücklich das Ziel seines ehemaligen Strebens.

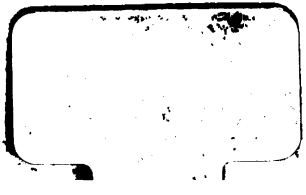
Olinda begleitete ihre geliebte Fürstin in die stille, wohlthätige Einsamkeit, in der diese ihr Trauerjahr verleben sollte, doch Bianca konnte die Aussicht auf eine so eintönige, freudenlose Existenz nicht ertragen; sie äusserte dies unver-

hohlen, und die Marchesa wirkte ihr sehr gern die leicht zu erhaltende Erlaubniß der Fürstin aus, in Mailand bei Verwandten, die sie dort gefunden hatte, zurückzubleiben, wo sie denn doch nach einiger Zeit sich herabließ, dem oft verschmähten Belleville die Hand zu reichen, und ihm in sein Vaterland zu folgen.

Olinda umschwebte gleich einem guten, tröstenden Engel die Fürstin, und ward immer verklärter, immer heiterer in der Bemühung, ihren Blick auf eine glücklichere Zukunft zu lenken, bis sie im folgenden Frühlinge mit den Veilchen zugleich, lächelnd und ergeben, in das blumige, grünende Grab zur ewigen Ruhe hinsank.

Nach zwei Jahren, in deren Laufe die Ruhe Italiens wieder hergestellt ward, finden wir die Fürstin auf ihrem Wittwensitz, einer Villa an den lachenden Ufern des Arno, wieder. In blühender Jugendkraft eines zum Manne herangereiften Jünglings, in vollem Bewußtseyn freier, schöner Thätigkeit, und mit dem reinsten Ausdruck innern Glückes steht Ferdinand ihr dort zur Seite, doch die Marchesa hat zwar nicht unfreundlich, aber doch sehr kühl sich von ihr zurückgezo-

gen. Die Welt ahnet ein nicht ganz gewöhnliches Verhältniß zwiſchen jenen beiden, und nennt den Hofkavalier als den am Altar heimlich verbundenen Gemahl der hohen Frau, deren vornehme Geburt ſie dem Throne näher brachte, als für ihr Glück vielleicht gut war, und die bei dem mächtigen Einfluß ihrer hohen Verwandten und ihrer übrigen Verhältniſſe, ihre Hand nie öffentlich einem proteſtantiſchen deutſchen Grafen hätte reichen dürfen, deſſen Mutter eine Bürgerliche war. Doch keine Vernachläſſigung im äuſſern Benehmen von Seiten der Fürſtin, keine ein ſolches Verhältniß andeutende Vertraulichkeit von Seiten des Grafen läßt die Umgebungen des ſeltnen Paares darüber zur Gewißheit gelangen. Wer aber des Glücks theilhaftig ward, ihm näher treten zu dürfen, wär' es auch nur für wenige Tage, dem kann es nicht entgehen zu bemerken, wie die Fürſtin und Ferdinand, im Gefühl der reinſten, edelſten Liebe, des vollkommenſten, gegenſeitigen Verſtehens, zu immer höherer Vervollkommnung ihrer geiſtigen Exiſtenz vereint ſich erheben. Und jeder trägt die tröſtende Ueberzeugung mit ſich fort, daß wenigſtens

zwei Menschen auf Erden zu einem von innen und aussen sie vollkommen beglückenden Daseyn gelangt sind.

Angelina's Villa ist ein kleines Ferrara geworden; kein bedeutender Künstler zieht so leicht daran vorüber, ohne die Bewohner derselben zu begrüßen; die Edelsten und Besten aus allen Ständen und von allen Nationen fühlen dort sich angezogen und festgehalten, und wenn die Zeit sie endlich zum Scheiden zwingt, so ziehen Träume und Gedanken sie in der Folge oft dorthin zurück.